

D. Loreg

Thorak - Der Berserker

Buch 1



WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

D. Loreg

Thorak - Der Berserker

Ein Fantasy-eBook

Buch 1

Besuchen Sie uns im Internet:

www.geisterspiegel.de

Thorak - Der Berserker
Buch 1

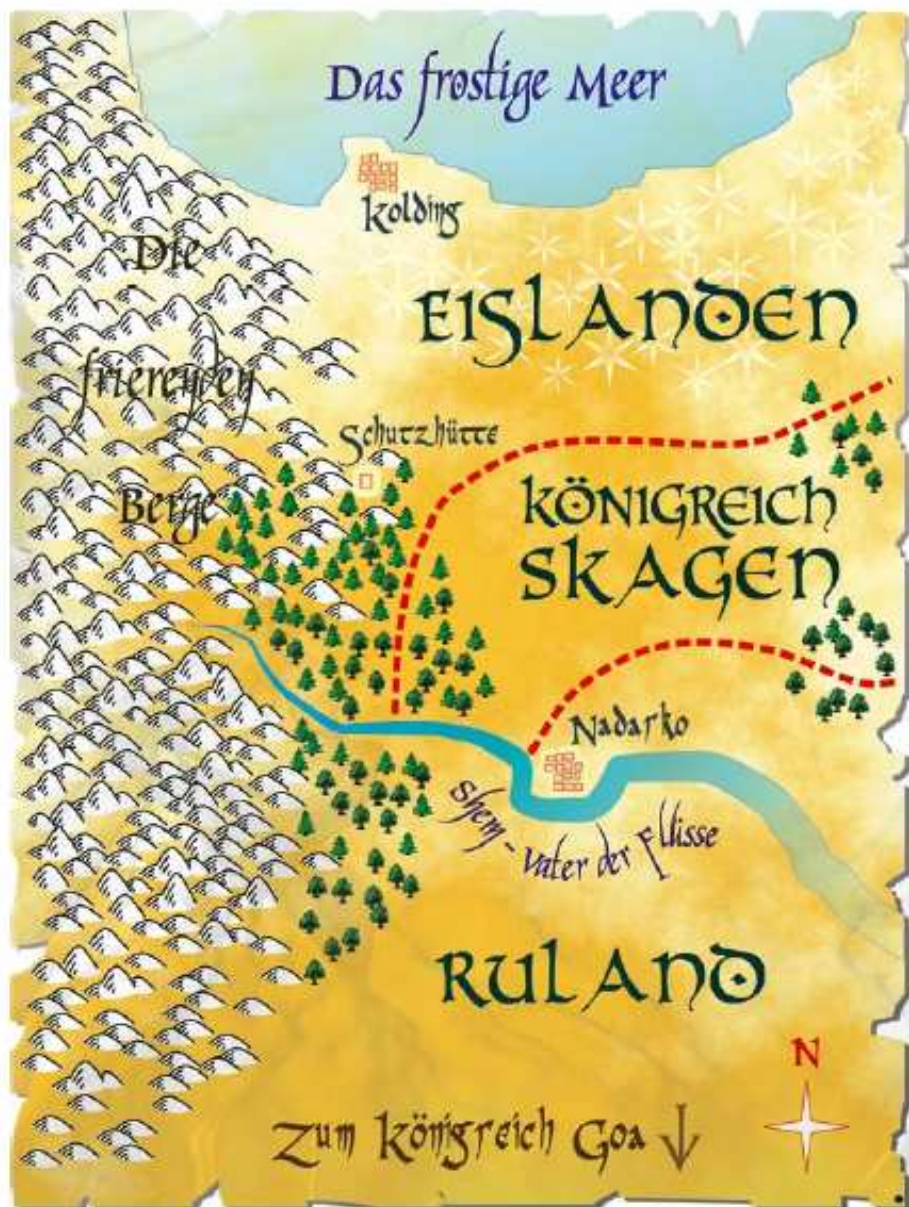
Copyright © 2009 by D. Loreg

Copyright © 2009 dieser Ausgabe by www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit
der Genehmigung des Autors und der Herausgeber wiedergegeben
werden.

Covergestaltung: Wolfgang Brandt

Karte: Dr. Helmut W. Pesch



Aufbruch ins Ungewisse

»Thorak!«

Stille, keine Antwort.

»Thorak, du verdammter, nichtsnutziger Bengel, wo steckst du denn jetzt schon wieder? Los, melde dich endlich!«

Abermals hallte die schrille Stimme meines Onkels über unseren verschneiten Bauernhof, der knapp eine Meile entfernt oberhalb von Kolding, der eigentlichen Siedlung, lag. Auf einem schmalen, lang gezogenen Hügelrücken standen dort Wohnhaus, Scheune und Viehstallungen beinahe Wand an Wand nebeneinander.

»Thorak!«

Erneut antwortete ich nicht. Statt dessen umschloss ich den hölzernen Schaft meiner wuchtigen Holzaxt so fest mit den Händen, dass die Handknöchel weiß unter meiner von Wind und Wetter geerbten Haut hervortraten.

Mit einem letzten, wütenden Hieb teilte ich den Oberschenkelstarken Holzkloben, der vor mir auf dem Spaltblock lag, geradezu mühelos in zwei Hälften. Ich spuckte in den knöcheltiefen Schnee, warf die Axt achtlos zu Boden und begann mit Widerwillen meine gespaltenen Holzscheite einzusammeln.

Die kalte Wintersonne von Eislanden stand nur noch wenige Fingerbreit über den verschneiten Hügeln des kargen Landes, als ich langsam hinter dem windschiefen Stall unseres Hofes hervorkam. Dabei hielt ich einen großen Stoß jener grob zurechtgeschlagenen Holzkloben in den Armen, die uns für die Nacht als Feuerholz dienen sollten. Angewidert musterte ich die schmächtige Gestalt meines einarmigen Onkels, der auf dem morschen Holzvorbau des Wohnhauses stand und sichtlich schwankte.

Kalte, hilflose Wut stieg in mir auf.

Es war anscheinend wieder einmal soweit!

Bork, mein Onkel, war trotz der frühen Abendstunden erneut total betrunken. Das hellblonde, verfilzte Haar stand ihm wirr vom Kopf ab, der Bart war wie immer ungepflegt und strotzte geradezu vor Dreck und alten Essensresten. Seine gesamte Kleidung war längst zu

schmutzstarrenden, nur noch aus Fett und Unrat bestehenden Stofffetzen verkommen. Die ganze jämmerliche Gestalt verströmte einen schier unerträglichen Gestank nach kaltem Rauch, Pisse und ungewaschenem Körper und machte genau den selben schäbigen Eindruck wie der gesamte Hof.

Der Winter hatte dem Dach des Wohnhauses unzählige Flecken aus dichtem Schnee aufgesetzt, aber dennoch konnte man das Fehlen etlicher Schindeln deutlich erkennen. Einige der Fenster waren zerbrochen und einfach mit Brettern zugenagelt.

Die altersschwachen Dielen der hölzernen Veranda gehörten schon längst ausgewechselt und im ganzen Haus zog es durch alle Fugen und Ritzen.

Überall wuchs winterhartes Gestrüpp und Unkraut durch den schmutzig braunen Schneematsch des Vorhofes und aus dem angrenzenden, windschiefen Stall drang immer wieder das klägliche Brüllen und Muhen unserer einzigen Milchkuh, die endlich versorgt werden wollte.

Mir versetzte es jedes Mal einen Stich mitten ins Herz, wenn ich in der klaren Wintersonne von Eislanden den Zustand jenes Anwesen betrachtete, wo ich, seit ich denken konnte, gemeinsam mit diesem Mann und seiner Frau lebte.

Ich war ein Waisenkind, jedenfalls glaubte ich das bis zu diesem Tag.

Ich wusste nicht, wer meine Eltern waren. Ich wusste nicht, woher sie kamen oder wo sie gelebt hatten.

Ich wusste gar nichts.

Als kleines Kind hatte mich das nie gestört, doch im Laufe der Jahre kam ich mehr und mehr zu der Überzeugung, dass vieles anders geschehen wäre, hätte ich die Möglichkeit gehabt, bei meinen Eltern aufzuwachsen. Doch all meine Fragen nach meinem Woher und dem Warum wurden unter der Fuchtel meines unnachgiebigen Vormundes, den ich mit Onkel anzureden hatte, relativ bald unterbunden.

Bereits in frühester Jugend wurde mir dabei geradezu auf die harte Art beigebracht, weder zu Weinen noch zu Klagen. Ohne Rücksicht auf Traditionen und darauf, dass ich ein Findelkind war.

»Wird auch langsam Zeit, dass du endlich kommst« bellte Bork ungehalten, als ich mich dem Wohnhaus näherte. »Sieh zu, das du schleunigst Feuer machst. Das ganze Haus ist ja schon eiskalt.«

Ich nickte stumm und unterdrückte dabei nur mühsam meine Wut.

Während ich auf die Haustür zuschritt, schweiften meine Gedanken, wie so oft in all den Jahren, zurück in die Vergangenheit.

Schmerzvoll begann ich mich wieder zu erinnern. An jenen Tag, als mein Onkel gemeinsam mit einigen Männern aus dem Dorf wieder einmal mit ihren zerbrechlich wirkenden Fischerbooten aufs offene Meer hinausgefahren war, um dort Beute zu machen. Die dreieckigen, spitz zulaufenden Rückenflossen einer Herde Gralps waren am Horizont aufgetaucht und es versprach ein guter Fang zu werden.

Aber die Jagd auf diese Kolosse war seit Menschengedenken ein lebensgefährliches Unterfangen. Mit ihren gewaltigen Kiefern und den unzähligen, scharf nach innen gebogenen Zähnen galten diese Tiere als die uneingeschränkten Herrscher des frostigen Meeres.

Ein einziger Schlag ihrer gewaltigen Schwanzflossen konnte ein Boot im nächsten Augenblick in ein Bündel unnützer Holzsplitter verwandeln, und so geschah an jenem verdammt Tag, was jeder insgeheim schon lange befürchtet hatte. Der Tod hielt reiche Ernte unter den Männern des Dorfes. Als ich kaum sechs Winter zählte, kehrte Bork, mein Onkel, als Einziger von der Jagd nach den Gralps zurück.

Als ewig rechthaberischer und im Dorf schon immer als uneinsichtig geltender Mann bekannt, hatte er damals noch zu Beginn der Jagd damit geprahlt, die Gralps, wenn es sein musste, nur mit einem Holzprügel bewaffnet anzugreifen. Aber am Ende dieser verhängnisvollen Jagd war aus ihm ein zutiefst verbitterter Fischer geworden, der mit sich und seinem Schicksal haderte. Von dem Moment an, als er seinen rechten Arm und fast alle seine Gefährten irgendwo da draußen auf dem Meer den scharfen Zähnen dieser Raubfische überlassen musste, war irgendetwas tief in seinem Innern zerbrochen.

Nach seiner Genesung begann Bork zunächst noch ohne zu Murren wieder seinen Pflichten als Oberhaupt der Familie nachzukommen. Aber nach und nach begann er zu resignieren. Schließlich wurde er

zum Dauergast in der Dorfschenke und fing damit an, das Wenige, was der Hof und unser bescheidener Fischfang im nahen Meer noch abwarfen, in Alkohol umzusetzen.

Irgendwann kam dann der Zeitpunkt, als das Geld zum Weiterleben, mit dem inzwischen alltäglich gewordenen Schnaps dazu, einfach nicht mehr ausreichte. Bork begann seine Frau um deren Ersparnis zu schlagen. Die Wände im Haus waren dünn und ich lag manche Nacht wach und presste mir beide Hände auf die Ohren, um nicht mehr miterleben zu müssen, wie mein Onkel sich betrank. Dabei wurde sein Geschrei immer lauter und es endete schließlich jedes Mal damit, dass seine harte Hand immer und immer wieder auf den Körper seiner Frau klatschte. Seit dieser Zeit hatte ich das Weinen verlernt und ich begriff allmählich, dass ich stark sein musste, dass ich keine Eltern mehr hatte und dass nur ich alleine mit meinem Leben fertig werden konnte.

Das war der Zeitpunkt, als ich anfing, meinen Onkel zu hassen.

Bis jetzt hatte ich noch stillgehalten und geschwiegen, aber irgendwann einmal hatte alles ein Ende. Viel zu lange hatte ich die Beschimpfungen und die strenge Hand meines Onkels über mich ergehen lassen müssen.

Aber jetzt war das Maß endgültig voll.

Bei den Göttern, ich war fünfzehn Jahre alt, gut sechs Fuß groß und gestählt von der mörderischen Schinderei auf dem Hof.

Beinahe verächtlich musterte ich meinen Onkel, der mir selbst auf Zehenspitzen nur noch bis auf Augenhöhe heranreichte. Instinktiv spürte ich, dass hier und heute eine Entscheidung fallen würde und irgendwie ahnte auch Bork meinen Unwillen.

»Was stehst du da herum und starrst Löcher in die Luft? Beweg gefälligst deinen faulen Hintern ins Haus und mach endlich Feuer.«

»Du könntest mir ja helfen«, erwiderte ich trotzig. »Oder endlich mal nach dem Dach sehen. Der Schnee kommt bereits durch jede Schindel und wenn es so weitergeht, holen wir uns alle noch den Tod in diesem jämmerlichen Loch.«

Ärgerlich schnaubend blies ich eine widerspenstige Strähne meines fast blauschwarzen Haares aus dem Gesicht. Voller Verachtung und erfüllt von aufrührerischem Stolz starrte ich meinem Onkel direkt in

die Augen. Innerlich war ich eiskalt und mit jedem Wort wurde ich sicherer und gefasster. Bork schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen, sein Gesicht verzerrte sich und er starrte mich beinahe entgeistert an.

»Ich hör wohl nicht recht, du undankbarer Bengel. Was glaubst du eigentlich, wen du hier vor dir hast? Anstatt nur große Reden zu schwingen, solltest du mir besser öfter mal zur Hand gehen. Dann wäre mein Tagewerk eher vollbracht und ich hätte Zeit, wieder mehr nach dem Hof zu sehen.«

»Ich glaube nicht, dass ich dir in der Dorfschenke so eine große Hilfe wäre. Schnaps trinken gehört nicht zu meinen Stärken«, entgegnete ich mit ausdrucksloser Stimme, während das Gesicht meines Onkels bei diesen Worten puterrot anlief.

Urplötzlich schlug Bork zu.

Ich hatte das Gefühl, als ob mir durch die Ohrfeige fast der Kopf abgerissen wurde. Bunte Sterne tanzten vor meinen Augen, ich schmeckte Blut im Mund und der Schmerz trieb mir das Wasser in die Augen. Wie durch einen Schleier hindurch sah ich das Gesicht meines Onkels vor mir. Idiotischer Weise redete ich mir gerade in diesem Moment ein, auf keinen Fall die Holzscheite fallen zu lassen. Die rechte Backe und mein rechtes Ohr brannten nun wie Feuer. Aber noch mehr brannte der Hass in mir.

»Du Rotzlöffel machst mir hier keine Vorhaltungen, pass nur auf, ich werde dich...«

Bork hob den Arm und versuchte, mir erneut ins Gesicht zu schlagen. Aber diesmal sprang ich einfach zur Seite.

»Hör auf damit, Onkel, du schlägst mich nicht mehr!«

Genau in diesem Moment kam meine Tante aus dem Haus gelaufen. Einst war sie sicherlich eine reizvolle Frau gewesen, aber das Schicksal ihres Mannes und all die bitteren Jahre danach hatte ihr Haar schon früh ergrauen lassen. Ihr verhärmtes Gesicht war bereits von unzähligen Falten durchzogen.

»Was ist denn hier los?«

»Halt dein Maul, du dummes Weib. Verschwinde lieber wieder in deiner Küche«, zischte Bork gereizt und schlug seine Frau, diesmal sogar vor meinen Augen. Seine Hand zuckte einfach instinktiv nach

oben, seine knochigen Finger knallten klatschend auf ihren aufgerissenen Mund und augenblicklich lief ihr das Blut über die schmalen Lippen.

Als ich mit ansah, wie meine Tante blutend zurück taumelte, dauerte es einen Moment, bis mir das Geschehen so richtig bewusst wurde. Ein Gefühl stieg in mir hoch, das ich bis heute nicht beschreiben kann. Eine eiskalte Hand schien sich um mein Herz zu legen und eine nie gekannte Wut erfüllte mich. In ohnmächtigem Zorn ließ ich die zurechtgehauenen Holzkloben, die ich noch immer in den Händen hielt, bis auf ein armlanges Stück einfach fallen. Instinktiv schlossen sich die Finger meiner Rechten um das kantige Holz und ohne zu denken, schlug ich ansatzlos zu.

Bork taumelte, stolperte rücklings und starrte mich aus weit aufgerissenen Augen ungläubig an.

Erneut schlug ich mit aller Kraft zu.

Dabei legte ich meine ganze Wut und all den aufgestauten Zorn der vergangenen Jahre in diesen nächsten Schlag und das Kantholz in meiner Hand zerplatzte geradezu am Kinn meines Onkels.

Ich konnte die Knochen krachen hören.

Die Wucht des Aufschlages riss den Kopf meines Onkels mit elementarer Gewalt in den Nacken. Bork verdrehte die Augen und fiel wie ein nasser Sack einfach zu Boden. Das Gesicht meiner Tante war vor Entsetzen jäh verzerrt und ihre dunklen Augen füllten sich mit Tränen.

»Was hast du getan? Um Gottes Willen, sieh zu, dass du sofort von hier verschwindest! Wenn dein Onkel wieder zu sich kommt, wird er versuchen dich zu töten.«

»Nein! Ich lasse dich hier nicht alleine zurück.«

Meine alte Tante schüttelte müde den Kopf und musterte mich dabei aus unendlich traurigen Augen.

»Lass gut sein, Thorak, aber von jetzt an bist nur noch du wichtig. Du musst weg von hier, du bist jung und für dich gibt es in dieser Welt da draußen tatsächlich noch eine Zukunft.«

»Und du?«

»Ich habe meine Zukunft damals, an jenem Tag begraben, als dein Onkel durch die Zähne der grausamen Gralphy seinen rechten Arm

verlor. Mein Weg ist hier zu Ende, aber dir steht die Welt noch offen. Geh fort, pack deine Sachen und versuche dein Glück irgendwo in den tausend Königreichen von Kitani. Hier hast du nichts mehr zu erwarten. Aber bevor du gehst, folge mir noch ein letztes Mal. Komm mit ins Haus, ich denke, es ist nun an der Zeit, das ich dir ein Geheimnis verrate. Seit Jahren habe ich unten im Keller eine Truhe aufbewahrt, deren Inhalt dich interessieren wird.«

Neugierig folgte ich meiner Tante.

Kurze Zeit später stand ich neben ihr in dem muffigen Vorratskeller, der nur von der Küche aus über eine schmale Holzleiter zu erreichen war. Der Geruch von feuchtem Lehm schlug mir entgegen und der durchdringende Gestank von gesalzenem Fisch brannte in meiner Nase, während meine Tante umständlich eine Kerze entzündete. Sofort erhellte ein kleines, gelbes Licht den Raum. Der Keller war schmal und eng, aber dennoch hoch genug, um aufrecht darin stehen zu können. Mehrere Vorratskrüge aus Ton und einfache Holzschüsseln, gefüllt mit verschrumpelt aussehenden Beeren und winterhartem Wurzelgemüse, standen zu meinen Füßen. Geräucherte und gesalzene Fischstücke stapelten sich auf eigens dafür angefertigten Holzgestellen, die fast den gesamten festgestampften Lehm Boden überzogen, und an den Wänden hingen Werkzeuge und geflickte Weidenkörbe.

Ich blickte mich um.

Ich war schon oft genug hier unten gewesen. Was für ein Geheimnis konnte meine Tante mir hier wohl zeigen? Wortlos begann sie die Krüge, Schüsseln und gesalzene Fischstücke auf die Seite zu zerren und erst bei genauerem Hinsehen konnte ich schließlich eine Truhe ausmachen, die an einer Wand im hintersten, dunkelsten Winkel des Kellers stand. Sie war länglich, aus dunklem Holz gearbeitet und einstmals mit schweren schmiedeeisernen Beschlägen gesichert. Aber jetzt war ihr Holz morsch, das aufgearbeitete Metall mit Rost überzogen und die Truhe machte genau denselben jämmerlichen Eindruck wie der gesamte Hof.

Mit fragenden Augen starrte ich zuerst auf meine Tante, dann auf jenes Stoffknäuel, das sie inzwischen aus der Truhe hervorgezerrt hatte und nun langsam vor mir auseinander faltete.

Ein kunstvoll geschmiedetes Schwert kam zum Vorschein!

Zwar fleckig und rostig von all den Jahren, in denen es hier unten im Keller gelegen hatte, aber trotzdem immer noch eine Furcht erregende Waffe.

Ich hielt den Atem an.

»Nimm es«, sagte meine Tante knapp. »Es gehört dir.«

Beinahe ehrfürchtig nahm ich das Schwert in meine Hand.

Der wuchtige Knauf war mit rätselhaften Mustern und Zeichen verziert, die auf den ersten Blick keinen Sinn machten. Doch als meine Hand sich um den Griff der Waffe schloss, wurden eben diese im nächsten Moment von einem seltsamen Eigenleben erfüllt. Mein Herz begann schneller zu schlagen und mein Geist war plötzlich hellwach. Tief aus meinem innersten Kern heraus erwachsen mir ungeahnte Kräfte und etwas durchströmte mich wie ein magisches Feuer. Meine Gedanken rasten und all meine Sinne drehten sich nur noch um dieses Schwert. Nur nach und nach kam ich wieder zu klarem Verstand und starrte ungläubig auf dieses seltsame Schwert in meinen Händen.

»Bei den Göttern, was hat das alles zu bedeuten?«, fragte ich nach Atem ringend.

»Ich habe es geahnt«, erwiderte meine Tante leise.

»Was?«

Erwartungsvoll starrte ich sie an.

»Diese Waffe gehorcht dir anscheinend schon jetzt. Ihr bildet zusammen bereits eine Einheit, Jahre, bevor es die Prophezeiung dir eigentlich vorausgesagt hat. Man nennt diese Waffe auch den *Gleichmacher*. Angeblich wurde dieses Schwert von Götterhand geschmiedet. Diese Waffe ist ein Vermächtnis und nur der hierfür Auserwählte kann sie führen. Du bist also der wahre Träger. Ich hätte es mir denken können, denn ich sah es schon in deinen Augen, als du noch ein kleines Kind warst.«

Plötzlich straffte sich die Gestalt meiner Tante.

»Alles begann vor etwas mehr als vierzehn Wintern. Es war ein eiskalter Tag, genau wie heute, als dein Vater auf unseren Hof geritten kam. Stumm drückte er mir ein kleines Fellbündel in die Arme, in das man dich eingewickelt hatte. Dann überreichte er mir diese

Waffe. »Pass auf die beiden auf«, waren damals seine Worte, »und wenn das Kind alt genug ist, wird sich die Prophezeiung erfüllen. Übergib ihm das Schwert der N'de, alles weitere ist bereits von den Göttern vorbestimmt. Es soll auch nicht dein Schaden sein.« Er hinterließ uns einen ansehnlichen Geldbetrag und danach ritt er weiter. Ich habe seit damals nie wieder etwas von ihm gehört.«

In ihren Augen lag ein Ausdruck unendlicher Güte und Wärme, als sie weiter redete.

»Ich willigte ein und nahm dich dann in meine Arme. Während ich dich anblickte, fiel mein langes Haar in dein Gesicht. Du fingst sofort an zu brüllen, denn du hattest bereits damals dieses wilde Blut in dir. Ja, ich erinnere mich noch ganz genau. Mit beiden Fäusten hattest du meine Haare gepackt und so fest daran gezerrt, dass ich dich beinahe fallen gelassen hätte. Und heute, bei den Göttern, wirst du deinem Vater immer ähnlicher.«

»Wer war mein Vater?«

»Ich weiß es nicht, mein Junge. Jedenfalls stammte er nicht aus dieser Gegend. In diesem Land ist es nämlich nicht üblich, dass jemand in Kettenhemden und mit blutbefleckter Waffe durch die Gegend reitet. Heute aber weiß ich, das er ein N'de war. Das ist angeblich ein Kriegerstamm, der weit im Süden dieser Welt lebt und mit dem dein Schicksal in irgend einer Weise eng verbunden ist.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich neugierig, und mindestens tausend Fragen schossen mir gleichzeitig durch den Kopf.

»Unser Leben verläuft hier seit Jahrhunderten in gewissen Bahnen. Die Männer gehen zur Jagd, betreiben Fischfang und beschützen Haus und Hof. Wir Frauen verbringen den Tag damit, uns um die Kinder zu kümmern. Wir sorgen uns um das Essen und um das Haus. So war es schon immer, aber du bist irgendwie ganz anders. Schon dein Haar ist anders. Ich kann mich nicht erinnern, jemals in Eislanden einen Menschen mit so dunklen Haaren gesehen zu haben. Wahrscheinlich liegt dies alles an deiner Herkunft oder sogar an der Macht dieses Schwertes. Du bist ganz einfach nicht so wie wir, ob in guter oder böser Weise vermag ich dir nicht zu sagen. Ich weiß nur, dass unsere Knaben lieber das Fischerhandwerk erlernen und nicht mit dem Schwert üben, keiner Prügelei ausweichen oder mit dem

Speer besser umgehen können als mit Angel und Netz.«

Plötzlich straffte sich ihre hagere Gestalt, sie blickte mir direkt in die Augen und drückte dabei so fest meine Hand, dass ich gleichzeitig vor Überraschung und Schmerz leise aufstöhnte.

»Trotzdem bin ich stolz auf dich, Thorak. Ich weiß, du wirst deinen Weg machen, und vielleicht erinnerst du dich dennoch ab und zu mal an mich. Jetzt ist es besser, du gehst. Nachdem, was du Bork angetan hast, traue ich ihm alles zu.«

Ich hatte plötzlich das Gefühl, als würde ein dicker Kloß in meinem Hals stecken. Ich stand einfach da und wusste nicht, was ich sagen sollte.

Meine Tante ließ mich nach diesen Worten los, rannte aus dem Keller und ich hörte, wie sie oben angelangt die Tür zu ihrer Kammer hinter sich schloss. Anscheinend wollte sie mir eine Antwort ersparen, die ich vielleicht später einmal bereuen könnte.

Ich vermochte danach nicht mehr genau zu sagen, wie lange ich noch alleine in dem kalten Keller gestanden hatte. Jedenfalls war die Kerze fast heruntergebrannt und es war beinahe schon stockdunkel, als ich meine wenigen Habseligkeiten in einen Leinensack stopfte und zum Aufbruch bereit war.

Von meinem Onkel war die ganze Zeit über weder etwas zu sehen noch zu hören. Wahrscheinlich suchte er bereits wieder im Schnaps Trost. Jedenfalls kam es mir so vor, als wäre Bork wie vom Erdboden verschluckt.

Als ich meine Hand ein letztes Mal um die Klinke jener Haustüre legte, hinter der ich meine gesamte Jugend verbracht hatte, kam trotz der harten Jahre dennoch so etwas wie Wehmut in mir auf.

Ein leises Rascheln ließ mich umdrehen.

Meine Tante war neben mich getreten und drückte mir einen Beutel in die Hand.

»Ich habe dir etwas selbst gebackenes Brot und Salzfleisch eingepackt. Wenn du nach Norden gehst, wirst du die frierenden Berge überqueren müssen. Wer weiß, wann du das nächste Mal etwas zum Essen bekommst.«

Ich nickte dankbar, nahm den Beutel und trat endgültig ins Freie. Ich schlug den fellgefütterten Kragen meiner Winterjacke hoch und

schulterte meinen Proviantstasche. Als ich mit weit ausgreifenden Schritten den Hof verließ, vernahm ich ein letztes Mal den vertrauten Klang ihrer Stimme.

»Geh immer der Sonne entgegen und pass auf dich auf, Thorak!«
Ich nickte stumm, aber ich blickte nicht mehr zurück.

Getäuscht!

Meine Vorräte waren aufgebraucht und ich hatte vergeblich versucht irgend ein Stück Wild zu erlegen. Doch anscheinend hatten sich alle Tiere des Landes vor dem eisigen Winter in die südlicheren Regionen der tausend Königreiche von Kitani geflüchtet.

Die Sonne hing einer vereisten Scheibe gleich am Himmel und ihre kalten Strahlen hatten den Schnee in einen hart gefrorenen, schwer begehbaren Untergrund verwandelt, auf dem ich nur mühsam vorankam.

Die Luft war glasklar und kein Wind regte sich an diesem Morgen, aber so langsam forderte die beißende Kälte ihren Tribut von mir.

Stunde um Stunde wurde mein Marschieren schwerfälliger und mein Magen knurrte längst wie ein ganzes Rudel hungriger Wölfe. Seit vier Tagen schritt ich durch den eiskalten Schnee dieses anscheinend ewig andauernden Winters von Eislanden, und seit vorgestern hatte ich auch das letzte Mal etwas gegessen und mich danach vor das wärmende Feuer meines Lagers gelegt.

Mir war hundeeidend zumute.

Ich froh erbärmlich, meine Beine hatten sich von den Knien abwärts inzwischen in Eiszapfen verwandelt und mir war regelrecht schlecht vor Hunger. Ab und an stolperte ich sogar. Ich wusste genau, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis ich endgültig am Ende meiner Kräfte war.

Die Kälte raubte mir beinahe den Atem und machte jede Bewegung zu einer Qual.

Bei Hela und Belen, den Göttern von Eislanden, durchzuckte es mich bitter, wenn nicht bald ein kleines Wunder geschah, war ich

noch vor Ende des Tages jämmerlich erfroren. Die Götter erhörten anscheinend meine Gebete, jedenfalls entdeckte ich kurz darauf eine kleine Hütte aus grob zusammengefügtten Baumstämmen. Es war eine dieser Holzhütten, die man auf Geheiß des Königs überall im Land für Reisende zum Schutz vor der eisigen Kälte errichtet hatte. Die einfache Unterkunft duckte sich eng an die schroffe Felswand einer bewaldeten Hügelkette.

Verbissen kämpfte ich mich durch die verharschten, fast kniehoch aufgeworfenen Schneeverwehungen zum Eingang der Behausung vor. Frierend betrat ich die Hütte und schloss die wuchtige Eingangstür gleich wieder hinter mir zu.

Erst danach blickte ich mich prüfend um.

Das Erste, das meine Augen im Halbdunkel erblickten, war die Gestalt eines Mannes, der im selben Moment mit einem gewaltigen Satz auf mich zusprang.

Ich zuckte instinktiv zurück, trotzdem spürte ich den kalten Stahl einer Messerklinge an meinem Hals. Ich schloss die Augen und ergab mich dem anscheinend Unvermeidlichem. Ein, zwei Atemzüge lang geschah jedoch überhaupt nichts, dann ertönte ein gemurmertes Wort, das Überraschung verriet und die Messerklinge wurde von meiner Kehle genommen.

Langsam, fast zaghaft öffnete ich meine Augen wieder und sah wie der Mann zurücktrat und mich abschätzend musterte. Er war ein großer, schlanker, weißblonder Mann und so weit ich erkennen konnte, hatte seine vornehm wirkende Kleidung auch schon bessere Tage gesehen. Als er den Kopf hob und mich direkt ansah blickte ich in ein schmales, aristokratisch geschnittenes Gesicht mit einem sorgfältig zurechtgestutzten Oberlippenbart.

»Hallo«, sagte er knapp und formte dabei seinen Mund zu einem Lächeln. Er war mir zwar fremd, aber dieser Unbekannte wirkte dennoch irgendwie vertrauenerweckend auf mich. Er trug einen dunklen Fellmantel, dunkle Hosen und ein weißes Leinenhemd, um dessen Kragen er ein scharlachrotes Tuch gebunden hatte.

Meiner Ansicht nach sah er verdammt vornehm aus.

Ich wurde etwas unsicher. Als er sein Messer wieder zurück in den Gürtel steckte und mich mit seinen eisgrauen Augen anblickte, ver-

meinte ich einen arroganten Zug in seinem blassen Gesicht zu erkennen.

»Was in aller Welt macht ein kleiner Junge wie du hier alleine in dieser kalten, gottverdammten Wildnis?«

Krampfhaft überlegte ich, was ich antworten sollte, indessen mich der Mann eingehender musterte. Er stand neben dem Kamin und deutete jetzt fluchend auf die erkaltete Feuerstelle.

»Verdammt kalt hier drin, Kleiner, aber leider nicht zu ändern. Es sei denn, du hast zufälliger Weise einen Feuerstein in deinem Gepäck.«

Ungläubig musterte ich den vornehm aussehenden Fremden. Natürlich hatte ich einen Feuerstein dabei, welcher Dummkopf reiste zu dieser Jahreszeit schon ohne solchen umher?

»Ich heiÙe Thorak, nicht Kleiner. Ich mag es nicht, wenn man mich so nennt. Ich bin fast sechzehn.«

»Das ist natürlich etwas anderes«, sagte er und starrte mich seltsam an. Ich war mir nicht sicher, aber klang da nicht so etwas wie leiser Spott in seiner Stimme?

»Ich heiÙe Gartol, aber du kannst mich Gar nennen.«

Dabei lächelte er wieder und streckte mir seine auffallend gepflegte Rechte entgegen. Dieser Mann verdiente offensichtlich mit allem möglichen seinen Lebensunterhalt, nur nicht mit körperlicher Arbeit.

Ich zögerte einen Moment, dann ging ich langsam auf ihn zu und gab ihm ebenfalls die Hand. Ein seltsames Gefühl erfasste mich, dieser Gar gefiel mir irgendwie nicht. Ich nahm den Reisesack von meinen Schultern, warf einen kurzen Blick hinein und gab ihm dann das gewünschte. Er nahm mir den Feuerstein ab, kniete vor den erkalteten Kamin und binnen weniger Augenblicke züngelten gelbrote Flammenzungen empor und warfen bizarre Schatten auf die Holzwände der Schutzhütte. Kurze Zeit später begannen auch schon die ersten Schnee- und Eiskristalle auf meinen Haaren und meinem Mantel zu schmelzen und zu meinen FüÙen bildete sich rasch eine große Pfütze. Nach und nach kehrte neues Leben in meinen fast steifgefrorenen Körper zurück. Gar klatschte in die Hände und blickte sich zufrieden um.

»So, jetzt ist es hier langsam zum Aushalten.«

Dann huschte er in der Hütte umher, kramte in seinen mitgebrachten Taschen, die neben dem Kamin lehnten und pfiff dabei unentwegt vor sich hin. Wie durch Zauberei standen plötzlich zwei Becher mitsamt einer bauchigen Flasche auf dem grob zurechtgezimmerten Tisch der Schutzhütte, während der flackernde Schein des Kaminfeuers ein anheimelndes Licht in dem kargen Raum verbreitete.

»Setz dich doch«, sagte er mit warmer Stimme und machte eine einladende Handbewegung auf den freien Holzstuhl zu seiner Linken. »Wenn uns das Wetter schon dazu zwingt, die nächste Zeit hier gemeinsam in der Hütte zu verbringen, können wir das genauso gut auch sitzend machen.«

Dabei schenkte er aus jener Tonflasche eine bernsteinfarbene Flüssigkeit in die beiden Becher, die angenehm süßlich wie nach wildem Honig und frisch geschlagenem Rahm schmeckte.

»Das ist Kinni-Kinnik, der Trank der Götter, wie die Leute im Südlan sagen. Ein, zwei Becher davon und die Welt sieht schon ganz anders aus.«

Dabei grinste er wieder in einer Art, die mir ganz und gar nicht gefiel. Beinahe theatralisch strich er sich mit der Rechten über den Oberlippenbart, lehnte sich etwas zurück und begann zu erzählen.

Von fernen Ländern, prachtvollen Städten und hochherrschaftlichen Häusern. Nach dem ersten Schluck Kinni-Kinnik, der wie flüssiges Feuer durch meine Kehle rann, folgte ich schon wenig später in Gedanken seinen Schilderungen. Nach dem ersten Becher sah ich mich im Geiste bereits in kostbare Gewänder gehüllt, an seiner Seite von einem Königsthron zum anderen zu eilen. Dann auf dem Rücken eines Pferdes, gemeinsam mit ihm, von einem Abenteuer zum anderen reiten.

Irgendwann konnte ich meinen Blick nicht mehr von ihm wenden. Mit großartigen Worten und Gesten brachte er mir, einem hinterwäldlerischem, etwas zu groß geratenem Bauernburschen aus den Bergen von Eislanden, die große Welt greifbar nahe. Wie ein Ertrinkender hing ich an seinen Lippen und lauschte seinen Worten.

So etwas hatte ich noch nie gehört. Ich vergaß all die Dinge, die

mir meine Tante beigebracht hatte, auch das, was den Umgang mit Fremden betraf.

»Tatsächlich?«, unterbrach ich ihn irgendwann. »Ich wünschte, ich könnte mit dir...«

»Was?«

Er hob den Kopf und blickte mich nachdenklich an. Wieder war da dieses seltsame Leuchten in seinen Augen. Aber all meine Sinne waren in diesem Moment wie vernebelt und meine Kehle wie zugeschnürt.

»Was wolltest du sagen, Thorak?«

Ich hörte seine Stimme kaum.

»Ach nichts«, sagte ich stattdessen. »Es war nicht so wichtig.«

Die Furcht, von ihm ausgelacht zu werden, war einfach zu groß.

»Du bist ja ganz rot im Gesicht.«, sagte er.

Ich erhob mich unvermittelt. Mir war plötzlich unerträglich heiß, ich taumelte etwas und sah, wie sich Gar ebenfalls erhob und mir wieder nachschenkte. Ich leerte den Becher auf einen Zug, begann dämlich zu kichern und dann riss bei mir irgendwie der Faden.

Das Erwachen war grausam!

Ich hatte das Gefühl, als schlugen tausend tolle Teufel bei jedem Herzschlag mit glühenden Hämmern auf meinen Kopf ein. Meine Zunge lag mir wie ein nasser Putzlappen im Rachen, kalter Schweiß stand auf meiner Stirn, mir war speiübel und ich fror.

Allmählich war ich fähig den Kopf zu heben und mich umzublicken.

Wie eine eiskalte Hand umfasste Angst meine Kehle. Ich lag mit zwei fadenscheinigen Decken auf einem harten Holzbett, nur mit meinem rostroten Unterzeug bekleidet und allein. Der trübe Schein des heruntergebrannten Kaminfeuers erhellte den Raum nur spärlich.

Langsam kam die Erinnerung.

»Gartol?«, rief ich krächzend in das Halbdunkel der Hütte hinein. Ich bekam keine Antwort.

Es herrschte absolute Stille.

»He, Gar! Wo bist du?«

Angespannt lauschte ich. Augenblicke verrannen, wurden zu Minuten und irgendwann gab ich es auf, nach Gar zu rufen. Fröstelnd richtete ich mich auf, schwang die Beine über die Bettkante und schwor mir dabei, nie wieder in meinem ganzen Leben einen Tropfen Schnaps anzurühren. Erst nach und nach hörte die Welt auf, sich vor meinen Augen zu drehen, aber mir war immer noch hundeelend zumute und es fiel mir schwer, auf die Füße zu kommen. Ich hob den Kopf und musterte meine Umgebung genauer.

Meine Kleider lagen achtlos über den ganzen Boden verstreut und mein Reisesack war vollkommen zerfetzt. Jemand hatte ihn mit einem scharfen Messer völlig zerschnitten und dann achtlos vor mein Bett geworfen. Eine grauenvolle Ahnung beschlich mich und mit einem wilden Schrei richtete ich mich auf. Mehrmals hintereinander schloss ich die Augen und öffnete sie wieder, in der verzweifelten Hoffnung, endlich aus diesem Alptraum aufzuwachen. Aber das Bild blieb stets das gleiche. Keine Spur von meinem Wintermantel, meinem Schwert und meinen anderen Habseligkeiten.

Und auch keine Spur von Gartol!

Tränen der Wut und der Verzweiflung rannen über mein Gesicht. Ich weigerte mich die Lage, in der ich mich befand, zu akzeptieren. Gar, dieser verfluchte Scheißkerl, hatte meine jugendliche Unerfahrenheit eiskalt ausgenutzt und mich mit seinem weltmännischen Getue und diesem verdammten Kinni-Kinnik willenlos gemacht. Während ich wie ein Schwachkopf seinen Erzählungen lauschte, hatte er bestimmt schon überlegt, was er alles von meinen Sachen gebrauchen konnte. Ich kam mir so richtig ausgenutzt vor, dreckig und stinkend wie ein alter weggeworfener Stofffetzen.

Ich ging hinaus und kniete mich in den Schnee.

Dann rieb ich mir damit meinen ganzen Körper ein, besonders meinen pochenden Schädel. Die Vorstellung, damit jegliche Erinnerung an Gartol wegreiben zu können beherrschte mich geradezu unheimlich. Ich fror erbärmlich dabei, aber ich blieb im Schnee knien bis meine Haut bläulich schimmerte. Erst als ich meinen Körper fast bis zu den Hüften hinauf vor Kälte nicht mehr spüren konnte, ging ich wieder in die Hütte zurück und zog mich an.

Ich fühlte mich jetzt besser.

Der kalte Schnee und eine unbändige Wut, die immer mehr Besitz von mir ergriff, entfachten meine Lebensgeister neu. Mein Kopf wurde schlagartig klar und statt mit meinem Schicksal zu hadern, entfachte ich das Feuer im Kamin wieder neu und sah mich anschließend in der Hütte um. Es war nicht viel, was er zurückgelassen hatte. Ein altes, verrostetes Küchenmesser, die beiden Decken meiner harten Lagerstatt und die Kleider die ich am Leib trug, waren alles was ich besaß.

Nicht einmal meine Schuhe hatte mir das Schwein gelassen.

Aber ich schwor mir, nicht aufzugeben, durchzuhalten und zu ertragen, was mich erwartete. Ändern konnte ich jetzt sowieso nichts. Ich musste warten bis meine Zeit kam, und sie würde kommen, wenn ich stark bliebe, ich wusste es ganz genau.

Bis zum Mittag hatte ich mir aus einer der Decken ein notdürftiges Schuhwerk zurechtgeschnitten, während ich die andere eng um meinen Körper schlang. Dann brach ich auf. In der Hütte bleiben konnte ich nicht. Ich hatte keine Möglichkeit Holz zu schlagen, um das Feuer in Gang zu halten, hatte nichts zu essen und wer weiß, wann und vor allem wer als nächstes bei der Hütte eintraf. Nein, dort wäre mein Weg unweigerlich zu Ende gewesen. Zurück nach Kolding wollte ich nicht, also musste ich etwas unternehmen. Mein Ziel war die große Handelsstraße, die irgendwo hier vorbei gen Süden führen musste. Dort hoffte ich auf Menschen zu treffen, die mir vielleicht weiter helfen konnten, und diesmal, das schwor ich mir inständig, diesmal würde ich nicht mehr so leichtgläubig sein.

Ich marschierte los.

Den ganzen Mittag über, bis zum Anbruch in die Abenddämmerung schritt ich nordwärts durch das schneebedeckte Land. Längst war die Sonne untergegangen und der Mond stand einer runden Scheibe gleich am sternenklaren Firmament und badete das umliegende Land in sein kaltes, blasses Licht. Die Nacht war voller Geräusche. Immer wieder blieb ich stehen und lauschte dem Kreischen und Heulen der Tiere.

In mir stieg Angst auf. Wer weiß, was für Kreaturen mich bereits umschlichen. Wölfe, Bären oder sogar Makahls? Diese kaum zwei

Fuß großen, katzen gleichen Allesfresser galten als die gefährlichsten Raubtiere Eislandens. Mehr als einmal hatte ich in unserem Dorf eine Ziege gesehen, die so unvorsichtig gewesen war, die Sicherheit eines schützenden Stalles zu verlassen und dann den Makahls zum Opfer gefallen war. Es war kein schöner Anblick.

Die Angst ließ mich für kurze Zeit meine Erschöpfung vergessen.

Dennoch wurden meine Bewegungen langsamer. Meine Kräfte nahmen ab und ich quälte mich mühsam voran. Meine Füße waren längst zu Eisklumpen erstarrt, meine Beine steif und gefühllos und bei jedem weiteren Schritt wurde mir schwindlig. Die kalte Luft stach in meinen überanstrengten Lungen und jeder Atemzug wurde zur Qual. Mitten in der Nacht stolperte ich vor Erschöpfung und fiel auf die Knie. Ich war fast am Ende. Ein, zwei Atemzüge lang verharrte ich in dieser Stellung und blickte mich um.

Sehr weit konnte ich trotz des silbernen Mondlichts nicht sehen, denn vor mir ragten die dunklen Baumstämme eines Schwarzfichtenwaldes empor. Ein aufkommender Wind trug mir aus dem scheinbar undurchdringlichen Waldrand einen eigentümlichen Geruch zu, der mir zwar bekannt vorkam, den ich im Moment jedoch nicht richtig zuordnen konnte.

Plötzlich bewegte sich etwas dort im Unterholz.

Tod in Eisland

Ich erschrak und kam sehr schnell wieder auf die Beine. Die Finger meiner Rechten schlossen sich fester um den Griff des verrosteten Messers. Mein Herz klopfte wie verrückt, nur langsam konnte ich meine aufsteigende Panik niederkämpfen. Lauschend verharrte ich und nur allmählich beruhigte sich mein rasender Herzschlag wieder.

Mir war klar, was auch immer sich dort versteckt hatte, mit diesem jämmerlichen Küchenmesser in der Hand hatte ich nicht die geringste Chance gegen einen jedweden Angreifer. Dennoch beruhigte mich der kalte Waffenstahl und ich kam mir nicht völlig wehrlos vor.

Plötzlich ertönte ein schrilles Krächzen. Gebüsch raschelte und einen Herzschlag lang stockte mir der Atem. Ich erkannte die Umrisse mehrerer schwarz gefiederter Vögel, die flügelschlagend aus dem Unterholz aufstiegen.

Es waren Kol-Kol Raben, die Aasfresser unseres Landes, die immer dort auftauchten, wo etwas Totes oder Sterbendes lag. Sie hatten meine Anwesenheit bemerkt und zogen jetzt mit wütendem Geschrei ihre Kreise hoch über den Wipfeln des Waldes. Schnuppernd sog ich die Nachtluft durch die Nase. Mit all meinen Sinnen hörte und roch ich in die Nacht hinein. Der Geruch von frisch gefallenem Schnee, von Fichtennadeln, feuchtem Unterholz und die Ausdünstungen meines eigenen Körpers erkannte ich sofort.

Aber da war noch dieser andere Geruch, der mir vorhin so penetrant in die Nase gestiegen war. Der Geruch von blutigem Fleisch und offenen Wunden, ich erkannte ihn ganz genau. Aus der Vergangenheit, aus jenen bitteren Zeiten, als mein Onkel seinen Arm verloren und meine Tante deshalb Tag und Nacht an seinem Bett gesessen und ihn gepflegt hatte.

Ich sammelte meine ganze verbliebene Kraft und Energie, fasste mir ein Herz und schlich beinahe geräuschlos vorwärts. Es war nicht nur die Neugier, die mich antrieb. Ein Gefühl aus dem Bauch heraus sagte mir, das ich wissen sollte, was die Raben angelockt hatte. Vorsichtig arbeitete ich mich durchs Unterholz und erreichte so einen winterharten Strauch, dessen weit ausladende Äste mir die Sicht völlig versperren.

Mühelos bog ich das dürre, froststarre Holz zur Seite.

Das gedämpfte Licht des Mondes beleuchtete in gespenstischer Weise die mir wohlbekannte Gestalt Gartols, oder genauer gesagt, das, was noch von ihm übrig geblieben war.

Es gab keinen Körper mehr unter seinem Kopf.

Ich schluckte würgend, presste die Linke auf Nase und Mund und unterdrückte nur mühsam den aufsteigenden Ekel, während ich langsam näher ging.

Unvermittelt stand ich vor einem abgenagten Oberschenkelknochen, der weiß im Mondlicht schimmerte. Als ich mich weiter umblickte, sah ich überall blutige Fleischfetzen und blank genagte

Knochenstücke auf dem Boden vor mir liegen, auf denen es von ekelhaften, grünlich schimmernden Käfern wimmelte.

Ich kotzte mir fast die Seele aus dem Leib, während ich von Entsetzen gepackt zwischen den blutigen Überresten von Gar herumirrte. Dabei entdeckte ich nach und nach andere Teile seines zerrissenen Körpers. Hautfetzen, Eingeweide, die in blutig schleimigen Schlieren über den Schnee verteilt waren, und schließlich seinen Torso, an dem die Rippen nahezu völlig freigelegt waren. Es hatte ihn anscheinend im Morgengrauen erwischt und ich kannte nur eine einzige Kreatur, dessen Zähne einen Menschen so zurichten konnten.

Ein Makahl!

Normalerweise hatte ein kräftiger, gesunder Mensch wenig vor diesen grauen Räufern zu befürchten, wenn er sie einzeln antraf. Aber der Winter, der sich immer noch nicht seinem Ende zuneigte, war hart gewesen und die Makahls hatten sich zu Rudeln zusammengefunden.

Offensichtlich waren sie ausgehungert und ihre leeren Bäuche ließen sie ihre übliche Vorsicht gegenüber den Bewohnern dieses Landes vergessen. Die Bestien hatten ihn hier, am Rande des dunklen Waldes gestellt und er hatte mit ihnen gekämpft. Die Abdrücke im Schnee erzählten es in einer deutlichen Sprache, dazu musste man kein Spurenleser sein.

Plötzlich entdeckte ich mein Schwert.

Die Waffe ragte kaum mehr als eine Handbreit aus dem Schnee des Waldbodens empor. Mir kam es so vor, als würde der kalte Stahl bei meinem Anblick zu leuchten beginnen. Auch meine Hand begann unvermittelt zu brennen. Meine ganze Haut, von den Fingerspitzen bis zum Gelenk hinab, brannte auf einmal schier unerträglich, solange, bis ich *Gleichmacher* endlich berührte.

Ich hob die Waffe an.

Meine Hände begannen zu zittern und ich merkte nicht einmal, dass sich meine Zähne in die Unterlippe gruben, bis ich Blut im Mund schmeckte. Mein Magen begann erneut zu rebellieren, denn ich erkannte, dass Gartols Rechte noch immer den zerschrammten Stahlknopf meines Schwertes umklammert hielt. Von nadelspitzen Zähnen knapp unterhalb des Handgelenks vom Körper abgetrennt,

brannte sich der entsetzliche Anblick der angefressenen Hand mit den freigelegten Knochen und den herabbaumelnden Haut- und Muskelfetzen in mein Gehirn.

Schreiend ließ ich das Schwert fallen.

Irgendwo vor mir in dem dunklen Wald heulte ein Makahl auf, es gab eine kurze Pause, dann wiederholte sich dieser Ruf. Angstschauer flossen meinen Rücken hinab. Wie viele Makahls beobachteten mich bereits?

Genug, um mich wie Gar in die Enge zu treiben und schließlich aufzufressen?

Hungrige Makahls fraßen gerne von Opfern, deren Körper noch warm waren und zuckten. Ich schluckte trocken, aber ich fand mich schließlich mit dem Unvermeidlichen ab. Während ich würgend aus den blutverkrusteten Überresten von Gartols Hand mein Schwert herausbrach, gewann mein unbändiger Überlebenswille immer mehr Oberhand in mir. Ich war bereit zu kämpfen. Aus der Menge der verstreut herumliegenden Knochen und Fleischfetzen konnte ich aber auch erkennen, das Gartol bis zu seinem Tod mindestens drei Makahls erlegt hatte. Das ausgehungerte Rudel hatte sich auch über seine Artgenossen hergemacht. Über dem ganzen Ort lag ein geradezu entsetzlicher Gestank von Blut und Verwesung.

Ich fröstelte, nicht nur wegen der Kälte.

Er mochte zwar ein Schwein gewesen sein, aber solch einen Tod wünschte ich nicht einmal meinem schlimmsten Feind. Als ich das Schwert in der Hand wog, wurde ich augenblicklich ruhiger und gefasster. Ich fuchtelte mit der Waffe umher, ließ die Klinge ein paar Mal durch die kalte Nachtluft pfeifen und kam mir jetzt nicht mehr so hilflos vor.

Bis ich die Makahls sah.

Lautlos waren sie durch das dunkle Unterholz geschlichen und ein halbes Dutzend dieser Bestien hockten nun im Halbkreis vor mir. Angestrahlt vom Mondlicht und keinen Steinwurf mehr von mir entfernt.

Ich sah, wie sich ihre Lauscher bewegten und sie ihre Schnauzen so weit aufgerissen hatten, dass man die nadelscharfen, nach innen gebogenen Zähne deutlich erkennen konnte. Sie hatten die Lippen

hochgezogen und ihr eigentümliches Fauchen und Heulen schrillte in meinen Ohren. Bevor ich einen klaren Gedanken fassen konnte, sprang der vorderste Makahl mit einem Satz auf mich zu und flog mir förmlich entgegen. Ein gedrungenes, graubraunes Fellbündel voll animalischer Kraft und mit weit aufgerissenem Maul, das bereits im Flug nach mir schnappte. Pure Mordlust glühte in seinen grünen Augen auf, aber ich tauchte zur Seite weg und stieß mein Schwert hoch. Ein schrilles Röcheln drang aus seinem Maul, als sich die Klinge in seinen Leib bohrte. Er stürzte zuckend in den Schnee, wälzte sich kreischend herum und kam trotz der schweren Wunde sofort wieder auf die Beine.

Geduckt erwartete ich den nächsten Angriff, aber plötzlich quoll roter Schaum zwischen seinen gefletschten Zähnen hervor. Er fiel auf die Seite, seine Läufe zuckten noch einmal, dann erlosch der Glanz in seinen Augen.

Ich konnte deutlich erkennen, wie die anderen Makahls zögerten.

Die Bestien belauerten mich wachsam und verstohlen. Ihre Rachen waren weit aufgerissen, ihre roten Zungen hingen ihnen aus den weit geöffneten Schnauzen heraus. Ich wurde das Gefühl nicht los, als grinsten diese Drecksviecher über meine fast hoffnungslose Lage. Bevor ich einen weiteren Gedanken über mein Schicksal verschwenden konnte, erfolgte schon der nächste Angriff dieser Bestien. Alle Makahls gingen diesmal gleichzeitig auf mich los. Als sie losstürmten, hetzte ich bereits auf den nächsten Baum zu. Dort, so dachte ich, würde meine Chance zum Überleben sein. Oben, zwischen den Ästen eines Schwarzfichtenstammes war mein Rücken gedeckt, denn ich wusste, dass diese Kreaturen nicht klettern konnten, und mit dem Schwert und dem Küchenmesser in der Hand konnte ich die Makahls vielleicht einzeln abwehren. Gewiss war es eine dürftige Möglichkeit zum Überleben, aber besser als keine. Ich rannte weiter, hinter mir das nach Blut lechzende Rudel dieser fleischfressenden Bestien, die wie auf ewig verdammte Dämonen kreischten, wenn sie eine verfluchte Seele holten. Ich spürte ihren heißen Atem förmlich in meinem Nacken, hörte, wie ihre geifernden Kiefer nach meinen Beinen schnappten, indessen ich den rettenden Bäumen entgegen flog.

Urplötzlich drang das helle Sirren eines abgeschossenen Armbrustbolzens an mein Ohr und als ich den Kopf drehte, traf das Geschoss gerade den Makahl, der mir am nächsten war, mitten in den Kopf und tötete ihn auf der Stelle.

Ein Mann ritt hinter den dichtstehenden Bäumen hervor.

Er spannte die Armbrust, feuerte seine Waffe erneut ab und verwundete einen weiteren Makahl. Beinahe brutal riss er sein Pferd herum, das vor den Zähnen dieser Raubtiere nervös scheute, und ritt direkt zwischen die restlichen Bestien. Mit dem Kolben seiner Armbrust zertrümmerte er mit erschreckender Präzision Schädel, zerbrach Knochen und vernichtete Leben, bis die letzte Bestie schließlich die Flucht ergriff und wegrannte. Aber das war der letzte Fehler in ihrem Leben. Der Mann riss seine Waffe an die Schultern, zielte erneut und feuerte. Der Makahl überschlug sich fauchend in der Luft und brach zusammen, noch bevor er das schützende Unterholz erreicht hatte. Dann zügelte der Mann sein Pferd, stieg ab und gab den Bestien mit seinem Messer den Rest. Danach wischte er die blutbefleckte Klinge an seinem Hosenbein ab, steckte die Waffe in den Gürtel zurück und starrte mir, während er grinste, direkt in die Augen.

Er war bestimmt Ende fünfzig, hatte ein sonnenverbranntes Gesicht, und seine dunklen Haare waren mit unzähligen Silberfäden durchzogen. Seine Kleidung bestand aus einem zottigen Wintermantel aus Raubtierfellen, der jetzt offen stand, einem dunklen Wollhemd und einer verblichenen Stoffhose, deren Beinenden er, aus was für einem Grund auch immer, in seine hochhackigen Reiterstiefel gestopft hatte. Um die Hüften hatte er einen breiten Gürtel aus dunklem Leder geschlungen, in dem noch zwei weitere Messer steckten. Bei seinem Anblick musste ich unwillkürlich an einen alten zerzausten Falken denken. Der Mann war früher sicherlich ein unbarmherziger Kämpfer gewesen, aber jetzt war er deutlich in die Jahre gekommen. Nachdem der Rausch des Kampfes in ihm verfliegen war, wirkte seine Haltung gebeugt und ich konnte sehen, wie das wilde Feuer in seinen Augen langsam erlosch und immer mehr einem trüben Schimmer Platz machte.

»Da hast du aber noch mal Glück gehabt, Junge! Aber was machst

du ganz alleine in dieser unfreundlichen Gegend? Wo sind deine Eltern, der Rest deiner Familie?«

Anscheinend erwartete er auf seine Fragen nicht sofort eine Antwort, denn er drehte mir abrupt den Rücken zu und machte sich an seinem Pferd zu schaffen.

Dabei schüttelte er unentwegt den Kopf und murmelte etwas vor sich hin, das wie ›bodenloser Leichtsinn‹, ›Dummheit‹ und ähnliches klang.

Bevor ich darauf etwas erwidern konnte, warf er mir eine Felldecke zu, die ich dankbar auffing. Bis jetzt war ich der Unnahbare, der Entschlossene und Stolze gewesen, aber nun, da die Gefahr offensichtlich vorüber und ich in Sicherheit war, fiel die ganze Anspannung mit einem Schlag von mir ab. Meine ganze Furcht, die Gewissheit, den Makahls und auch dem Kältetod entronnen zu sein, kam in mir hoch und bei mir brachen alle Dämme.

Ich warf mich dem Mann, der gut und gerne auch mein Großvater hätte sein können, an die Brust und heulte Rotz und Wasser.

»Ich heiße Thorak«, sagte ich schließlich schluchzend.

Der Mann nickte und strich mir beinahe väterlich übers Haar.

»Ich bin Khim, ich gehöre zu einer Gruppe von Gauklern. Wir wollen weiter im Süden unser Glück versuchen. Dieser verdammte Winter, der diesmal überhaupt kein Ende zu nehmen scheint, hat eine Menge Raubzeug aus den Bergen herausgetrieben, das es auf unsere Wagen abgesehen hat. Vierbeiniges und auch zweibeiniges, wenn du verstehst, was ich meine. Es sind keine gute Zeiten für ehrliche Gaukler.«

Dann starrte er mich fragend an.

»Was ist mit dir? Was hast du vor?«

Ich zuckte mit den Schultern und blickte ihn aus verheulten Augen hilflos an.

Der Gaukler beugte sich etwas vor und musterte mich eingehend. Offenbar gefiel ihm, was er dabei sah, den er lud mich ganz zwanglos ein.

»Komm doch einfach mit zu uns. Ich kann dir zwar keinen Palast anbieten, aber ein trockenes Lager in einem unserer warmen Wagen ist allemal besser, als hier draußen zu übernachten. Und zum Essen

haben wir für einen dünnen Jungen wie dich bestimmt auch noch genug.«

Ich stimmte zu, saß hinter ihm aufs Pferd und ohne weitere Schwierigkeiten erreichten wir das Lager der Gaukler. In einem kleinen, windgeschützten Seitental waren ein Dutzend hochrädige Kastenwagen zu einem V zusammengefahren, in dessen Mitte ein großes Feuer brannte. Ein durchdringender Geruch von scharf gewürztem Essen, dampfenden Tierleibern und warmem Lagerfeuerrauch hing in der Luft. Ein Wachposten sprang scheinbar aus dem Nichts heran und versperrte uns den Weg. Wichtiguerisch fuchtelte er mit einem Speer vor unserer Nase herum, bis er Khim erkannte. Drei weitere Männer, grimmig dreinblickende Kerle, die mit Kurzschertern und Keulen bewaffnet waren, saßen beim Essen, als Khim mit mir zu den Kastenwagen geritten kam.

»Was bringst du denn da mit, Khim?« rief einer der Männer vom Kochfeuer. »Ziemlich mickrige Ausbeute für eine so lange Nachtjagd, meinst du nicht auch?«

Die anderen Männer lachten.

»Das ist Thorak« stellte er mich vor. »Dieser mickrige Kerl, wie du ihn nennst, hatte sich gerade mit einem halben Dutzend Makahls angelegt, als ich zufällig des Weges kam. Da dachte ich, den nimmst du mit, so einen können wir hier immer gebrauchen.«

»Dieser junge Hüpfen gegen sechs Makahls?« sagte der Sprecher vom Feuer ungläubig. »Respekt, Junge, Respekt. Auch wenn wir Gaukler sind, achten wir das Gastrecht. Also, sei für heute Nacht willkommen in unserer Mitte. Für einen Becher heißen Wein, der einem die Kälte aus den Knochen treibt, scheinst du mir noch etwas zu jung, aber du kannst gerne von meinem Fleisch haben.«

Ich glitt vom Pferd und nahm die Einladung dankend an. Der Mann vom Feuer gab mir etwas zu essen und trat dann an Khim heran, indessen ich beinahe gierig einen Teller mit dampfendem Fleisch herunterschlang.

»Was soll das? Statt frischem Fleisch schleppst du einen weiteren hungrigen Bauch an, den es gilt satt zu machen. Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?«, sagte der Mann mürrisch und betrachtete mich missmutig. Es war offensichtlich, dass er nicht gerade glücklich

über die Entscheidung von Khim war, mich in ihrer Mitte aufzunehmen.

»Urteile nur nicht so vorschnell über diesen Jungen, ich denke, er wird uns alle noch überraschen.«

»Hast wohl einen Narren an dem Kerl gefressen?«

Khim grinste.

»Und wenn es so wäre, was dagegen, Thak?«

»Von mir aus, aber jammere mir nicht die Ohren voll, wenn es schief geht.«

Khim schüttelte wissend seinen grauhaarigen Schädel.

»Aus dem mache ich was ganz besonderes. Wenn er bei uns bleibt, steckt euch dieser Junge spätestens im nächsten Winter alle in die Tasche, aber alle.«

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, über was die beiden redeten, aber das war mir im Moment auch egal. Das große Feuer hatte mich einigermaßen aufgetaut, ich hatte mich satt gegessen und das Einzige, was mich jetzt noch brennend interessierte, war ein warmes Bett und eine anständige Portion Schlaf. Anscheinend sah man mir das an, denn Khim schnappte mich an der Hand, lief mit mir auf einen der Wagen zu und zeigte mir dort sein breites Lager, das mit seinen vielen Decken direkt zum Schlafen einlud.

»Ist eigentlich mein Bett, aber jetzt leg du dich mal hin. Schätze, für diese Nacht kann ich dir nichts Besseres bieten und morgen sehen wir dann weiter.«

Ich legte mich ins Bett, so wie ich war und schlief sofort ein. Ich bekam nicht einmal mehr mit, wie Khim mich zudeckte und den Wagen verließ.

Die Gilde der Gaukler

Als Khim mich weckte, krabbelte ich schlaftrunken aus dem Bett. Ungläubig starrte ich aus dem Kastenwagen heraus auf den schwarzen Himmel und den fahlen Mond, der zwischen zwei Wolken gerade noch so zu erkennen war.

»Es ist ja noch dunkel!«

Khim zuckte mit den Schultern.

»Das ist eben der Wille der Götter. In der Nacht ist es dunkel und am Tage hell, aber jetzt genug geschlafen. Komm mit, wir wollen frühstücken.«

Gähmend kroch ich aus dem Wagen und ging mit Khim auf ein großes Feuer inmitten des Lagers zu. Mitternacht war längst vorbei gewesen, als ich mich hingelegt hatte und jetzt war noch nicht einmal die Sonne aufgegangen. Brauchten diese Leute keinen Schlaf? Ich fühlte mich wie erschlagen, so als hätte ich noch kein Auge zugemacht. Am Feuer saß Thak. Bei ihm angelangt, reichte er uns beiden je einen Becher mit heißer Milch und einen Kanten frisch gebackenes Sauerteigbrot.

»Willkommen bei den Gauklern, Junge. Hat er dir schon etwas über uns erzählt?« begrüßte er mich und deutete mit vorgerecktem Kinn auf Khim.

»Nein.«

Missmutig, wie schon bei meiner Ankunft im Lager, schüttelte Thak den Kopf und bedachte Khim mit einem unfreundlichen Blick.

»Das sieht ihm ähnlich, der macht den Mund auch nur zum Essen auf. Es bleibt also wieder einmal an mir hängen. Aber gut, dann hör mir jetzt genau zu.«

Dabei breitete er theatralisch die Arme weit auseinander, so, als wolle er versuchen zu fliegen, und begann mit dunkler Stimme zu erzählen. In der Zwischenzeit strömten in kurzen Abständen weitere Menschen zum Feuer. Männer, Frauen und Kinder, die teilweise in schreiend bunte Gewänder gehüllt waren.

»Wir alle hier gehören zur Zunft des fahrenden Volkes. Wir ziehen durch die Welt und verdienen unseren Lebensunterhalt damit, das wir die Menschen zum Lachen, Staunen und manchmal auch zum Nachdenken bringen. Ein jeder von uns macht dies auf seine Art. Für ein gewisses Entgelt kann man sich in unseren Wagen jedes nur denkbare Vergnügen kaufen. Den feuchten Schoß einer schönen Frau, ein qualmendes Pfeifchen mit dem Kraut der Traumpflanze gefüllt, das Klappern von Würfelbechern oder die weise Kunst der Wahrsagerei. Wir können dir zwar kein festes Heim oder ein ge-

regeltes Leben bieten, aber bei uns bist du frei. Wir gehen, wohin wir wollen, und kein vornehmer Herr sagt uns, was wir zu tun oder lassen haben. Überlege es dir also, denn mit dieser Entscheidung bestimmst du deine Zukunft.«

Ich brauchte nicht lange zu überlegen. Mein Ziel war das Volk der N'de, das irgendwo im Süden dieser Welt lebte. Die Gaukler zogen ebenfalls nach Süden und in ihrer Mitte reiste ich bestimmt sorgloser durch das mir unbekannt Land.

Allerdings konnte ich mir nicht vorstellen, was ich den Leuten an Gauklerkunst bieten konnte. Meine Erzählungen über das Fischerdasein am Ufer des frostigen Meeres waren wohl kaum dazu angetan, den Menschen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Das sagte ich auch Thak.

Gelächter brandete ringsherum auf.

»Genug«, sagte Thak schließlich dröhnend und sorgte mit einer knappen Handbewegung für Ruhe. Dann starrte er mich nachdenklich an.

»Khim hat erzählt, das du im Besitz eines merkwürdigen Schwertes bist. Kannst du damit auch umgehen?«

Misstrauen machte sich in mir breit und meine gute Laune war wie weggeblasen. Ich legte meine Rechte um den Griff von *Gleichmacher*, wich ein paar Schritte zurück und blieb dann in gespannter Haltung stehen.

»Was soll das heißen?«

»Die Welt da draußen ist grausam und kalt«, erklärte mir Thak unmissverständlich die Regeln der Zunft. »Ein Einzelner hat es schwer dort zu bestehen. Aber hier in der Gilde der Gaukler genießt du Schutz und Sicherheit. Doch das alles hat seinen Preis. Auch unser Leben ist nicht sorgenfrei. In manchen Gegenden sind wir nicht gerne gesehen, also verdienen wir dort auch kein Geld. Wir können es uns einfach nicht leisten, jemanden auf Dauer durchzufüttern. Heute bist du zwar noch unser Gast, aber schon morgen musst du deinen Teil zu unserem Auskommen beitragen, wenn du hier bleiben willst.«

»Und wie?«, fragte ich gedehnt und mit einem unguuten Gefühl im Bauch.

»Jungen in deinem Alter, die nicht aus der Gilde stammen, haben nur wenig Möglichkeiten, bei uns Geld zu verdienen. Entweder arbeiten sie bei uns als Viehburschen und schaufeln Mist, oder aber sie üben sich in der Kunst des Taschendiebstahls. Ersteres kommt für dich nicht in Frage, das sehe ich deinem Gesichtsausdruck jetzt schon an, und das andere dulde ich nicht. Unser Clan bestiehlt keinen. Also bleibt für dich nur noch die Waffenkunst.«

Bevor ich darauf etwas erwidern konnte, ergriff Thak wieder das Wort.

»Doch jetzt ist genug geredet, alles weitere wird dir Khim erklären. Beeilt euch jetzt mit dem Frühstück, ich will noch vor Sonnenaufgang von hier aufbrechen. Die Nachtwache hat schon wieder Makahls gesichtet und ich habe verdammt noch mal keine Lust, erneut ein Zugtier an diese blutrünstigen Bestien zu verlieren.«

Dabei klatschte er auffordernd in die Hände und sofort erfüllte ein emsiges Treiben das Lager.

Rasch verstauten die Gaukler ihre wenigen Habseligkeiten, die Kastenwagen wurden angespannt, die Feuer gelöscht, und noch bevor im Osten der Schein der aufgehenden Morgensonne über das Land fiel, verließen wir unser Nachtlager und fuhren durch das hügelige Land nach Süden. Ich saß, verpackt in warme Decken, neben Khim auf dem Wagenbock. Wir kamen nur langsam voran. Der Schnee lag ziemlich hoch und die Pferde hatten es schwer, die hochrädigen Wagen zu ziehen. In der klirrenden Kälte des neuen Tages rollten unsere Wagen vorbei an den Ausläufern der frierenden Berge, die sich westlich des Karrenweges wie ein steinernes Monument aus dem schneebedeckten Land erhoben. Die schroffen Gipfel ragten weit in den Himmel, der eine schmutzig graue Farbe angenommen hatte. An diesem Morgen wurde es einfach nicht richtig hell und es roch nach Schnee.

Khim knallte mit der Peitsche über den Rücken der Wagenpferde, spuckte in den Schnee und starrte mich plötzlich eindringlich an.

»Ich denke, wir beide sollten uns einmal ernsthaft miteinander unterhalten.«

Ich nickte, indessen unser Wagen knirschend durch den Schnee rollte.

»Was hat Thak damit gemeint, was du mir erklären sollst?«

Statt einer Antwort trieb Khim die Pferde zu einer schnelleren Gangart an.

»Ich werde langsam alt«, sagte er unvermittelt und es klang ziemlich niedergeschlagen. »Wenn dieses Mal der Monat der frierenden Bäume zu Ende geht, habe ich achtundfünfzig Winter gesehen. Meine alten Knochen sind das Herumziehen langsam leid. Ich brauche morgens eine Ewigkeit, bis ich endlich aus den Decken komme. Aber das interessiert nicht. Wenn wir die nächste Stadt erreicht haben und ich bei meiner Arbeit wieder versage, muss ich die Gilde wohl verlassen.«

»Und dann?«

»Der Wagen, mein Pferd und ein paar Silberlinge sind alles, was ich besitze. Schätze, das reicht noch, um den nächsten Winter zu überstehen, danach sehe ich allerdings schwarz für den alten Khim.«

»Das kann Thak doch nicht machen« entgegnete ich aufgebracht. »Du gehörst schließlich zur Gilde. Er kann dich nicht so einfach wegschicken.«

Khim spuckte erneut in den Schnee. Sein wettergegerbtes Gesicht zersprang in tausend Falten, als er bitter auflachte.

»Hast du eine Ahnung, was der Thak alles machen kann. Die Gesetze des fahrenden Volkes sind unerbittlich. Wenn ein Mitglied der Zunft auf absehbare Zeit nicht mehr zum Wohle der Gemeinschaft beitragen kann, so muss er diese verlassen. So einfach ist das.«

Ich schwieg betroffen.

Die nächste Zeit sprach keiner von uns ein Wort und nur das Schnauben der Pferde, das Knallen von Peitschen und das Fluchen von Männern unterbrach die eintönige Stille.

Es begann leicht zu schneien. Leise und sanft, wie kleine Federn schwebten die Flocken auf die Erde nieder.

»Was für eine Arbeit verrichtest du eigentlich in der Zunft?« fragte ich nach einer Weile.

Khim sah mich nachdenklich an. Er schien lange zu überlegen, während die Erinnerung an alte Zeiten seine Augen in einem eigentümlichen Glanz erstrahlen ließen.

»Vor vielen Jahren war ich einer der besten Schwert- und Stock-

kämpfer meiner Zeit. Sämtliche Fürstentümer von Skagen bis Eislanden im Norden und von Goa bis zum Ruland im Süden rissen sich um meine Dienste. Ich hätte es gewiss weit gebracht, aber dann tötete ich eines Tages einen Mann, der mich beim Würfelspiel betrog. Dieser Kerl war ein Dieb, ein ehrloser Lump, und über kurz oder lang musste er so enden. Mein Pech war nur, das dieser Mann der Sohn eines einflussreichen Herrschers war. Er sorgte dafür, dass ich geächtet wurde. Damit war meine Schwertkämpferlaufbahn beendet. Kein Mensch nahm mich noch in seine Dienste und mir ging es ziemlich dreckig, als Thak mich letztlich aufnahm. Das war vor fast fünfzehn Jahren. Seitdem ziehe ich mit ihm und seinen Leuten von Stadt zu Stadt und fordere die besten Männer zum Schwertkampf heraus. Darauf wird natürlich viel Geld gewettet und so trug ich bisher meinen Teil zum Leben in der Zunft bei. Aber in letzter Zeit habe ich immer mehr Mühe, meine Kämpfe zu gewinnen. Ich bin nicht mehr so schnell wie früher und auch meine Sehkraft lässt langsam nach. Die letzten beiden Kämpfe habe ich verloren, das hat uns viel Geld gekostet. Geld, das ich nun nicht mehr habe. Wenn ich den nächsten Kampf auch noch verliere, bin ich erledigt.«

Allmählich begann ich zu begreifen. Khims Worte am Abend zuvor, als wir ins Lager kamen, ergaben so langsam einen Sinn. Der alte Kämpfer war angeschlagen, und um seine Zukunft beim fahrenden Volk zu sichern, brauchte er einen Nachfolger, mich!

Ich hatte kapiert und ich hatte absolut nichts dagegen.

»Warum gerade ich?« fragte ich nach einer Weile.

»Ich kenne nicht viele in deinem Alter, die beim Anblick einer angreifenden Horde Makahls so reagiert hätten. Du hast Kriegerblut in deinen Adern, obwohl du noch ein unerfahrener, dürrer Bengel bist. Das habe ich sofort in deinen Augen erkannt. Ich denke, du wirst schnell lernen, wie man richtig kämpft.«

»Einverstanden« sagte ich bereitwillig. »Wann fangen wir damit an?«

»Jetzt!« sagte Khim und alle Freundlichkeit war plötzlich aus seinem Gesicht gewichen. Im nächsten Moment traf mich sein Ellbogen mit solcher Gewalt in die Seite, dass ich wie eine willenslose Gliederpuppe kopfüber vom Wagen in den Schnee geschleudert

wurde. Mit dem Gesicht voraus knallte ich in den verharschten Schnee. Ich hörte, wie meine Zähne klackend zusammenschlugen und vor meinen Augen eine Unmenge kleiner, bunter Sternchen tanzten.

Benommen richtete ich mich wieder auf und sah ungläubig zu, wie Khim weiterfuhr. Dieser gemeine, hinterhältige Kerl dachte anscheinend nicht daran, den Wagen anzuhalten und mich wieder einsteigen zu lassen. Mich packte eine unbändige Wut. Ich rannte hinter dem Wagen her, und als ich schließlich keuchend den Kutschbock erklommen hatte, blickte mich Khim nur durchdringend an.

»Lektion eins, mein Junge, vertraue nichts und niemandem, nur deinem Schwert und dir selbst, dann kann dich auch niemand überraschen.« Seine Stimme klang zwar hart und unduldsam, aber in seinen Augen sah ich den Schalk aufblitzen.

Ich schluckte diese Kröte und setzte mich wieder neben Khim.

Na warte, du alter Halunke, dachte ich ärgerlich, so leicht legst du mich das nächste Mal bestimmt nicht mehr herein.

Am späten Nachmittag schlugen wir unser Lager auf und aßen zu Abend. Danach nahm mich Khim an der Hand und führte mich durch den Schnee, bis wir uns außer Sichtweite unserer Wagen befanden. Mit einem kleinen Handbeil schlug er zwei armlange Holzstücke zurecht und drückte mir anschließend einen davon in die Hand.

»Das Söldnerhandwerk, welches ich dich jetzt lehren werde, ist in diesem Teil der Welt eine Sache auf Leben und Tod. Wenn du als junger Kerl in diesem Handwerk Erfolge haben willst, musst du schlauer, listiger, härter und rücksichtsloser sein, als all die anderen, die deine Wege kreuzen werden«, sagte Khim. »Ich werde versuchen, dir das alles beizubringen, Thorak. Ich weiß, du wirst mir Glück bringen. Aber vorher musst du eine Menge lernen. Du bist noch wie ein grober, unförmiger Felsbrocken. Ich werde dich zu einem funkelnden Edelstein machen.«

Er drehte mir den Rücken zu und stellte sich breitbeinig in den Schnee, den Oberkörper leicht gebeugt.

»Also los, Thorak, greif mich an!«

Ich tat ihm den Gefallen. Ich dachte an den hinterhältigen Ellbogenstoß von heute morgen und sah im Geiste schon meinen

Stock über seinen Rücken tanzen.

Aber zu meiner grenzenlosen Verwunderung ging mein erster Schlag ins Leere. Wie ist das nur möglich, durchzuckte es mich, er kann mich doch gar nicht sehen, er hat doch hinten keine Augen. Aber auch meine nächsten Schläge endeten nur als Löcher in der Luft. Er schien jeden meiner Hiebe im voraus zu ahnen und glitt immer wieder mit der Geschmeidigkeit einer Raubkatze zur Seite.

Dann erfolgte ansatzlos sein erster Angriff. Sein Stock traf mich mit solcher Wucht an der Schulter, dass ich nach hinten geschleudert wurde und das Gefühl hatte zu fliegen.

Der Aufprall war entsetzlich brutal. Pfeifend entwich die Luft meinen Lungen und wieder einmal tanzten vor meinen Augen bunte Sterne einen grausamen Reigen. Dennoch richtete ich mich wieder auf und stürmte vorwärts.

Mein Stolz, mein ganzes Denken und Fühlen, das alles ließ es einfach nicht zu, mich hier und jetzt geschlagen zu geben. Aber nach dem vierten Niederschlag wurde ich langsam von einem Gefühl der Panik erfasst.

Nach dem fünften Treffer wurde es vor meinen Augen allmählich dunkel und aus meiner Nase lief Blut. Als mich sein Stock das nächste Mal traf, fiel ich rücklings gegen einen Baum und rutschte langsam am Stamm hinunter. Benommen blieb ich liegen, während sich Khim breitbeinig vor mir aufbaute. Mitleidlos blickte er auf mich herunter und schüttelte den Kopf.

»Du greifst immer noch an wie ein wilder Stier, der nur Stroh in seinem Schädel hat«, schimpfte Khim und brach die Übungen ab. Als wir zum Lager zurückkehrten, gab es keinen Knochen in meinem Leib, der mir nicht weh tat. Ich hatte das Gefühl, nie wieder in meinem Leben aufrecht gehen zu können. Ich kroch in Khims Wagen und ließ mich aufs Bett fallen. Tränen rannen über meine Wangen. Aber ich schwor mir, die Zähne zusammenzubeißen und das Ganze durchzustehen. Dann stand Khim plötzlich neben meinem Lager.

»Bist du in Ordnung, Thorak?«

Ich stöhnte und versuchte zu nicken.

»Ich habe etwas Heilöl mitgebracht. Das ist gut für deine zer-

schlagenen Knochen. Wenn ich dich damit eingerieben habe, kannst du morgen schon wieder wie ein junger Hund im Lager herum-springen. Soll ich?«

Ich sagte nichts. Khim fasste das wohl als Zustimmung auf und wenig später fühlte ich, wie er eine kühle, fettige Flüssigkeit auf meinen Rücken und über die Schultern leerte und diese langsam in meine Haut einrieb. Jedes mal, wenn er über die Stellen strich, wo mich sein Stock getroffen hatte, zuckte ich zusammen. Aber ich gab keinen Laut von mir und je länger Khim mir das Öl in den Körper rieb, umso besser fühlte ich mich.

Anfangs hatte ich gedacht, ich müsste schreien, als ich die fremde Hand auf meiner nackten Haut spürte. Ich dachte an Bork und an die Prügel, die ich von ihm erhalten hatte. Aber diesmal waren die Berührungen irgendwie anders. Ja, so fühlte es sich wohl an, wenn ein Vater sich um sein Kind kümmert, dachte ich noch.

Auf einmal wurden meine Augenlider unerträglich schwer, meine Gedanken verschwammen und unaufhaltsam kroch der Schlaf durch meine geschundenen Glieder.

Die Wochen vergingen.

Unser Tagewerk war hart und entbehrungsreich. Oft genug kamen unsere Pferde mit den schweren Wagen im tiefen Schnee nicht mehr weiter und wir mussten aussteigen, schieben und manchmal sogar den ganzen Tag neben den Gespannen herlaufen. Jeden Abend, wenn ich wie erschlagen ins Bett fallen wollte, musste ich bei Khim an-treten, um unter seiner Anleitung weiter zu lernen.

Anstatt endlich mit einem richtigen Schwert in der Hand zu üben, vollbrachte ich die meiste Zeit mit sinnlos scheinenden Übungen wie dem Balancieren eines Buches auf dem Kopf, dem Ausweichen von Schneebällen, die Khim immer wieder unvermittelt nach mir warf, langem Stehen auf einem Bein und anderen, in meinen Augen kindischen Albernheiten.

In dieser Zeit lernte ich auch nach und nach die anderen Menschen von Thaks Gauklertruppe kennen. Da war Ilka, ein buckliges, faltiges

Weib, dessen wahres Alter wohl niemand so genau wusste. In stinkende Lumpen gehüllt, lief sie ständig keifend durchs Lager. Wenn sie sprach, zog sie ihre wulstigen Lippen hoch und jedermann konnte die beiden Reihen abgefaulter, schwarzgelber Zahnstumpen in ihrem Mund erkennen. Sie war die Wahrsagerin der Truppe und ihre Zukunftsdeutungen trafen tatsächlich fast immer zu. Nur über mein Schicksal wollte sie sich nicht auslassen, im Gegenteil, wo es ging, vermied sie es, in meine Nähe zu kommen.

Dann war da noch Grim, der Zauberer, der vor allem bei den Jüngeren des Lagers für Begeisterung sorgte, wenn er aus Kinder-nasen Hühnereier oder blitzende Goldstücke hervorzauberte. Und dann gab es da noch Sikh, Thaks Sohn.

Warum er Sikh hieß, wussten wohl nur die Götter, schließlich stand der Name für Ehrenhaftigkeit. Jeden anderen hätte ich mir als Träger dieses Namens vorstellen können, aber beileibe nicht diesen Kerl. Der, der gerne Schwächere verprügelt, oder der, der kleine Tiere quält und seinen Vater belügt, hätte wohl besser zu ihm gepasst. Sikh war ein allseits gefürchteter Schläger, der nur mit schmutzigen, hinterhältigen Tricks kämpfte, in den anderen Wagen stahl und einzig und allein auf seinen Vorteil aus war. Sobald man ihm aber zu sehr auf die Pelle rückte, versteckte er sich sofort hinter seinem Vater, dem Lagervorsteher.

Kurz gesagt, er war ein richtiges Arschloch.

Eigentlich war es nur eine Frage der Zeit, bis wir aneinander geraten würden.

Entscheidung in Nadarko

Wir ließen Eislanden und das angrenzende Fürstentum Skagen hinter uns. Der Schnee begann zu schmelzen, nur am Fuße der Berge und hier und da auf einer Hügelkuppe fand sich noch ein weißer Fleck. Die Erde erwachte aus ihrem Winterschlaf, überall sprossen die ersten zarten Pflänzchen aus dem Boden. Es war der Monat der blühenden Gräser, und das Frühjahr war nicht mehr aufzuhalten.

Khim hielt mich in dieser Zeit ganz schön auf Trab. Ich blieb stets an seiner Seite und lernte in diesen Tagen und Wochen mehr als in all den Jahren in unserem Dorf.

Die Zeit bei meinen Pflegeeltern verschwand aus meinen Gedanken, als wäre sie nie gewesen.

An einem herrlichen Sonnentag zügelten wir bereits gegen Mittag unsere Pferde und schlugen unser Lager am kiesbedeckten Ufer eines Flusses auf, dessen eiskaltes Wasser kristallklar und voller Fische war.

Die Gaukler begannen die Wagen zu waschen, die Pferde zu striegeln und das Zaumzeug zu polieren. Ein jeder in der Zunft packte mit an. Irgendwo in den Hügeln vor uns, keinen Tagesritt mehr von unserem Lager entfernt, lag anscheinend ein größerer Ort. Hier wollten Thak und seine Leute die schmal gewordene Reisekasse wieder auffüllen. Auch unser Wagen hatte eine Wäsche dringend nötig, und während Khim die Außenwände unseres vierrädrigen Heims schrubbte, fiel mir die Aufgabe zu, das Bettzeug und die vielen Decken aus dem Wagen zu reinigen.

»Geh besser ein Stück den Fluss hinunter, dort wo das Wasser wieder klarer ist. Du musst unsere Sachen nicht unbedingt in dieser Dreckbrühe waschen, mit der wir die Wagen und die Pferde sauber gemacht haben« sagte Khim. Ich kapierte sofort, wie er es gemeint hatte. Manche der Pferde, die bis zum Bauch im Wasser standen und es sichtlich genossen, von ihren Besitzern gewaschen, gestriegelt und gebürstet zu werden, hoben ab und an einfach den Schwanz und erleichterten sich geräuschvoll in den Fluss. Ich ging in den Wagen und sammelte unsere Wäsche ein. Mit einfachen Holznägeln und Haken hatte Khim das Wageninnere mit Teppichen und Tüchern so unterteilt, das jeder von uns eine Ecke hatte, in die er sich ungestört zurückziehen konnte. Mit einem eigentümlichen Gefühl im Bauch blickte ich mich um. Das hier war also mein neues Zuhause. Hier lebte ich mit Khim seit Monaten zusammen wie Vater und Sohn. Hier fühlte ich mich sicher und vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl, hier gehörst du hin.

»He, Thorak, bist du eingeschlafen oder was machst du so lange im Wagen?«

Khims Rufen riss mich jäh aus meinen sentimentalen Gedanken­gängen. Rasch verließ ich den Wagen und eilte aus dem Lager. Bepackt mit einem Flechtkorb, in dem mindestens ein halbes Dutzend Decken steckten, die förmlich nach Wasser und Seife schrien. Direkt hinter unserem Wagen lag ein schmaler Pfad, der am Fluss entlang führte. Irgendwann fand ich eine geeignete Stelle, einen abgeflachten Stein, der weit ins Wasser hineinragte, hockte mich hin und begann, unsere Decken sorgfältig auszuwaschen. Ich war gerade dabei, meine frisch gewaschene Schlafdecke auszu­wringen, als Sikh in Begleitung mehrerer anderer Jungen auftauchte. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie sich die Kerle hinterhältig grinsend um mich herum verteilten. Ich konnte den kommenden Verdross förmlich riechen.

Sikh kam direkt auf mich zu und blieb kurz vor mir stehen.

»Hallo Waschweib, pack deine Lumpen ein und verzieh dich, wir wollen hier baden.«

»Hallo Arschloch, verzieh dich doch selber«, entgegnete ich un­gerührt.

Einer der anderen Jungs fand meine Bemerkung offensichtlich sehr lustig, denn er lachte lauthals los. Sikh bedachte ihn daraufhin mit einem mörderischen Blick und er verstummte sofort mit hochrotem Kopf.

»Sag das noch einmal!« brüllte Sikh wütend.

»Pass auf!« sagte ich warnend. »Mit mir machst du deine Spiel­chen nicht. Wenn du es dennoch versuchst, bekommst du gewaltigen Ärger, auch wenn dein Vater hier im Lager das Sagen hat, kapiert?«

»Du willst mir Ärger bereiten?« fragte Sikh höhnisch. »Du daher­gelaufenes Waisenkind? Du bist doch genauso ein armseliges Nichts wie der alte Khim, bei dem du untergekrochen bist. Aber das ist ja jetzt bald vorbei.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich knapp, und in meinem Bauch be­gann es seltsam zu kribbeln.

»Wenn Khim nicht in der nächsten Stadt etwas Geld aufbringt, schmeißt ihn mein Vater aus der Zunft. Mitsamt seinem Wagen und dir, seinem dünnen Ziehhalg. Wir füttern euch nicht noch einmal einen Winter durch. Dann könnt ihr meinetwegen euren eigenen

Dreck fressen, wenn ihr hungrig seid.«

Vor lauter Wut wäre ich ihm am liebsten an die Gurgel gesprungen, aber Khim hatte mich gelehrt, mich zu beherrschen, und so funkelten nur meine Augen voller Zorn.

In meiner Hand lag noch immer die zusammengerollte, frisch gewaschene Schlafdecke.

Sie lag gut in meiner Hand, klatschnass und ziemlich fest, genau das Richtige, um diesem verdammten Hundesohn damit etwas hinter die Ohren zu geben.

»Verzieh dich, los, hau ab, bevor ich dir Beine mache!« stieß Sikh hervor. Weiter kam er nicht mehr, denn ich erwischte ihn mit dem Wäschestück zuerst an Kinn und Hals. Dann links und rechts im Gesicht und schließlich wieder unterm Kinn. Er taumelte, fiel aber nicht und versuchte es stattdessen mit einem gemeinen Tritt nach meinem Bauch. Ich wich ihm mühelos aus, so wie man es mir beigebracht hatte. Jetzt zahlten sich die meiner Meinung nach bisher sinnlos scheinenden Übungen von Khim endlich aus. Durch den Schwung seines fehlgeschlagenen Angriffs geriet Sikh ins Straucheln. Ich machte ein, zwei Schritte zur Seite und nach einer kurzen Körperdrehung befand ich mich plötzlich in seinem Rücken. Ohne groß nachzudenken trat ich dem Scheißkerl mit aller Kraft in den Hintern, so dass er ins Wasser fiel. Sein Geschrei war wahrscheinlich bis nach Eislanden zu hören, denn Sikh konnte doch tatsächlich nicht schwimmen. Ein paar der Jungs zerrten ihn schließlich wieder ans Ufer zurück, während die anderen mich mit weit aufgerissenen Mäulern ungläubig anstarrten. Nach außen hin völlig ungerührt packte ich meine Wäsche ein und marschierte wieder zum Lager, innerlich jedoch platzte ich fast vor Schadenfreude.

Im Lager wartete bereits Khim mit über der Brust gekreuzten Armen vor seinem Wagen auf mich. Schließlich hatte ich, ein dürrer, schwarzhäariger, den Gauklern zugelaufener junger Kerl, den Sohn des Lagervorstehers vor den Augen seiner sämtlichen Freunde zutiefst gedemütigt.

»Na?« fragte Khim. »Hat's Spaß gemacht?«

Dabei grinste er wie ein Honigkuchenpferd über das ganze Gesicht, so als wäre heute sein absoluter Glückstag.

»Ich hoffe, du hast genug bei mir gelernt, um diesem Stinkstiefel endlich seine Grenzen aufzuzeigen?«

Ich nickte und Khim grinste wieder.

»Wir werden trotzdem Ärger bekommen«, erwiderte ich leise und erzählte, was Sikh mir in seiner Unbeherrschtheit an den Kopf geworfen hatte. Khim nickte düster. Sein wettergegerbtes Gesicht war plötzlich tiefernt geworden.

»Am späten Nachmittag erreichen wir Nadarko. Das ist ein ziemlich großer Ort, direkt an der Grenze zwischen dem Fürstentum Skagen und dem Ruland. Dort trifft sich zwar jede Menge zwielichtiges Gesindel, aber dafür sitzt das Geld auch lockerer als bei den Menschen auf dem Land. Thak will versuchen, in Nadarko unsere Reisekasse zu füllen. Nur ich weiß noch nicht, wie ich dort zwischen all den Halsabschneidern, Dieben und finsternen Gestalten zu Geld kommen soll. Ich fürchte, ich bin den meisten dieser Männer einfach nicht mehr gewachsen.«

»Dann lass mich für dich kämpfen. Geübt habe ich ja lange genug.«

Khim lehnte schroff ab.

»Nichts da, du kennst noch längst nicht alle schmutzigen Tricks und Gemeinheiten, die ein jeder Halunke hier an der Grenze beherrscht. Nadarko ist ein böser Ort. Hier kannst du dir an einem Vormittag alle Sünden dieser Welt kaufen oder bereits nach der Ankunft mit durchschnittener Kehle in einer dunklen Gasse liegen. Kommt gar nicht in Frage. Selbst mit dem magischen Schwert wäre deine Möglichkeit, den Tag zu überleben, nicht größer als der eines Schneeballs auf einer glühenden Herdplatte.«

»Dann lassen wir das mit dem Schwert«, schlug ich vor. »Nehmen wir die Holzstöcke. Mehr blaue Flecken wie nach deinen Unterweisungen kann ich gar nicht bekommen. Außerdem wird so mancher Kerl mich dünnen Jungen gar nicht erst ernst nehmen.«

Khim blickte mich eindringlich an und ich sah, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Dann legte er seine Rechte schwer um meine Schultern. Ich las die Sorge und auch leisen Zweifel in seinen Augen.

»Ich schaff das schon!«, sagte ich zuversichtlich.

»Ich denke, du hast sogar recht«, erwiderte er und der zweifelnde Unterton in seiner Stimme wich. Dennoch blieb er ernst und besorgt.

»Wir werden schneller in Nadarko sein, als du denkst. Um für den Stockkampf gerüstet zu sein, hast du noch einiges zu lernen. Es wird schwer werden, denn du bist noch ein blutiger Anfänger. Ach was rede ich da, es wird fast unmöglich sein.«

Am späten Nachmittag erreichten wir dann endlich Nadarko.

Es war vermutlich die schäbigste, heruntergekommenste und dreckigste Stadt der ganzen südlichen Welt. Aber das wusste ich damals noch nicht. Der Ort war auf jeden Fall um ein vielfaches größer als das Dorf, aus dem ich stammte. Mit seinen gut einhundert Lehmziegelhäusern, den unzähligen, weit verstreut liegenden Zeltbauten und den vielen Bretterbuden war Nadarko für mich der Inbegriff der großen weiten Welt.

Bisher kannte ich nur einsame Gehöfte und versteckt gelegene, kleine Siedlungen, die wir mit unserer Gauklerkunst beglücken durften.

Nadarko hingegen war ein einziges Durcheinander von scheinbar ziellos umherirrenden Reisenden, Kaufleuten, Huren und gedungenen Söldnern, deren Geschrei die engen Straßen des Ortes erfüllten. Ständig fluchten irgendwo in den Straßen Männer, bellten Hunde, grölten Kinder und kreischten Frauen. Händler hatten unter den mit Stoff überspannten Vordächern der Lehmhäuser ihre provisorischen Verkaufsstände errichtet, auf denen alle möglichen Dinge ausgestellt waren. Grell geschminkte Weiber in fast durchsichtigen Gewändern wandelten auf der Suche nach zahlungskräftiger Kundschaft durch die schmutzigen Gassen. Das mit den Frauen blieb mir deshalb in Erinnerung, weil eine von ihnen bei einem der Händler ein silbernes Kettchen erstanden hatte, dessen Preis ihr im Nachhinein anscheinend ziemlich unverschämt vorgekommen war. Aus ihrem Gekeife heraus konnte ich entnehmen, dass wenige Schritte weiter ein ähnliches Kettchen zum halben Preis feilgeboten wurde. Jedenfalls belegte die Frau den Händler lautstark

mit ein paar Schimpfworten, die selbst mir die Schamröte ins Gesicht trieben, obwohl ich seit meiner Jugend von Bork, meinem verstoffenen Onkel, so einiges gewöhnt war. Dutzende von Feuern brannten zwischen den Häusern im Ort, und ihr Rauch vermischte sich mit zertrampeltem Gras, Pferdescheiße, dem Geruch von scharf gebratenem Essen und den beißenden Ausdünstungen unzähliger Tiere.

Wir schlugen unser Lager am Nordende des Ortes auf, indessen Thak nicht müde wurde, immer wieder durch die Straßen von Nadarko zu ziehen und unsere Gauklerkunst anzupreisen. Bereits am Abend sollten wir unsere erste Vorstellung geben.

Eine leichte Unruhe befiel mich. Jetzt, da ich wusste, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis ich tatsächlich kämpfen musste, überkam mich ein seltsames, kribbelndes Gefühl.

Wir hatten die Wagen zu einem weiten Kreis zusammengefahren und um diesen hell lodernde Pechfackeln in den Boden gerammt. Die alte Ilka tanzte wie ein Kastenteufel in dem Kreis umher und warf immer wieder ein gelbes Pulver zu Boden. Bunter Rauch stieg auf, immer mehr Menschen aus dem Dorf drängten sich um die Fackeln und ein rhythmisches Trommeln hallte durch die Nacht.

Die Vorstellung begann, mein Kampf wurde zwar als letztes Ereignis angekündigt, aber so langsam wurde ich dennoch nervös. Mein Herz klopfte wie verrückt und meine Hände waren plötzlich schweißnass. Jetzt wurde es ernst, jetzt gab es kein zurück mehr. Ich würde diesen Weg gehen müssen und entweder als Versager oder als Held des Tages zurückkehren.

Als erstes hatte Grim seinen Auftritt. Als er zum Schluss seiner Darbietung einen kleinen Vogel in seinem Mund verschwinden ließ, regnete es förmlich Gold und Silberstücke. Mit jeder weiteren Nummer unserer Truppe wurde ich aufgeregter. Dann war Thak an der Reihe, der eine Vielzahl von derben Witzen und zotigen Anekdoten vom Stapel ließ, und schließlich kam ich dran.

»Geh jetzt in den Kreis.« Khim legte mir die Rechte auf die Schultern. »Du weißt, was du zu tun hast.«

Ich nickte.

Khim ließ mich los, einen Moment lang blieb ich unschlüssig

stehen, aber dann gab ich mir einen Ruck und betrat wortlos den Kreis. Ich atmete tief durch und hätte zu gerne gewusst, ob Khim noch hinter mir stand. Aber ich wagte es nicht mehr mich umzudrehen, sondern starrte nur noch auf meinen Widersacher, der wie ein wilder Stier durch den Kreis der Zuschauer gebrochen war und auf mich zustürzte.

Zehn Silberstücke auf meinen Sieg beim Stockkampf, so standen die Wetten, und es war ein erbärmlicher Preis angesichts der Tatsache, dass mich mein Gegenüber durchaus mit seinem Holzstab zum Krüppel schlagen konnte.

Aber den Göttern sei Dank, der Kerl war strohdumm. Als er mich sah, plusterte er sich auf wie ein eitler Geck, warf seinen Holzstock zu Boden und grinste mich dämlich an.

»Bei allen Göttern, das ist ja noch ein grüner Junge! Ich glaub es nicht, mein Gegner ist noch ein halbes Kind. He, du Rotzlöffel, soll ich dir gleich eine aufs Maul hauen oder verschwindest du freiwillig wieder zu deiner Mama zurück?«

Ich wollte weder das eine noch das andere, stattdessen knallte ich dem Blödmann meinen Stock ins Gesicht, dass ich dachte, gleich müsse sein Kopf zerplatzen. Als sie ihn aus dem Kreis schleiften, hatte er einige Zähne verloren und jammerte heulend in einem fort.

Die nächste Wette stand auf zwanzig Silberstücke für den Sieg. Ich gewann erneut, aber als die Wetten bei sechzig Silberstücken lagen, war meine Glückssträhne zu Ende.

Er war etwa zwei Köpfe größer als ich, hatte unendlich breite Schultern und ein Gesicht, mit dem man sogar am Tage Kinder erschrecken konnte. Bei meinem Anblick verzerrte sich sein von unzähligen Schlachtennarben entstelltes Antlitz zu einem widerlichen Grinsen.

»Komm her, Jüngelchen, und wehr dich. Der alte Halmac hat es gern, wenn seine Gegner noch ein bisschen zappeln, bevor er ihnen das Genick bricht.«

»Dann pass nur auf«, sagte ich, »dass es diesmal nicht dein Genick ist, das bricht.«

Halmac stieß einen dumpfen Schrei aus, riss seinen Stock hoch und sprang auf mich zu. Ich hatte mit seinem Angriff gerechnet, aber er

war schneller, als ich gedacht hatte. Viel schneller, er schlug so plötzlich zu, dass ich seinen Stock gar nicht herankommen sah. Sein Hieb traf mich an der linken Schulter, und obwohl ich ein dickes Fellhemd trug, war der Schmerz mörderisch. Mir schoss das Wasser in die Augen, ohne dass ich dagegen etwas unternehmen konnte. Blindlings schlug ich mit meinem Holz um mich, aber Halmac war längst zurückgewichen und musterte mich aus zusammengekniffenen Augen.

Ich begriff, dass dieser Kerl ein erfahrener Kämpfer war, der sicher über Dutzende von Tricks verfügte und zudem größer und stärker als ich war. Wenn überhaupt, dann konnte ich ihn nur mit meiner Schnelligkeit oder mit einer List bezwingen.

Ich griff an, täuschte links und schlug rechts zu. Mein Holzstock krachte an seinen Schädel, aber er stand einfach nur da und nahm den Schlag fast gelassen hin.

Verzweiflung machte sich in mir breit.

Halmac stand jetzt breitbeinig vor mir und ließ seinen Stock rasch von der rechten Hand in die Linke fliegen und wieder zurück. Immer wieder setzte er zu einem Scheinangriff an, stoppte aber im letzten Moment und wartete auf einen Fehler meinerseits.

Er bleckte die Zähne wie ein wildes Tier, das sich seines Sieges gewiss war und nur noch auf einen günstigen Augenblick wartete, um sein Opfer zu schlagen. Das Opfer war in diesem Fall ich. Er war der Erfahrenere in diesem Kampf, ich hatte eigentlich kaum eine Chance, aber ich war noch nicht bereit aufzugeben.

Er jonglierte wieder mit seinem Stock. Er ließ ihn von der Rechten in die Linke hinüberfliegen und über seinen Kopf wirbeln, und genau in diesem Moment durchzuckte mich plötzlich die Erkenntnis. Es war das Wissen um jene Lektion, die ich als erstes empfangen hatte, als vor unzähligen Wochen Khim zu meinem Lehrmeister wurde. ›Wähle den richtigen Zeitpunkt und dann schlage deinen Gegner, wie er dich schlägt‹, hatte er damals gesagt. Ich verstand bis heute nicht den genauen Sinn, aber ich handelte instinktiv. Als Halmac erneut seinen Stock mit den Händen herumschleuderte, erstarrte ich nicht in Ehrfurcht, sondern ging meinerseits zum Angriff über. Ich hob den Stock, so dass die Spitze auf sein Gesicht zielte, Halmac machte

einen Schritt nach hinten und riss ebenfalls seinen Stock hoch. Als er zu einem Schlag ansetzte, zuckte meine Waffe vor, doch noch während ich ihm damit vor dem Gesicht herumfuchtelte, schlug er mir mit einem überheblichen Grinsen meinen Stock zur Seite. Im gleichen Augenblick aber zuckte mein rechter Fuß nach oben und ich trat mit aller Gewalt auf das, was einen Mann von einer Frau unterscheidet. Halmacs Mund öffnete sich zu einem lautlosen Schrei, seine Augen weiteten sich jäh und aus seiner Brust kam ein seltsames Röcheln, indessen er langsam in die Knie ging.

Jetzt ließ ich ihm keine Chance mehr. Mein Stock traf, sobald er versuchte sich aufzurichten, und Halmac kroch schließlich jaulend und auf allen vieren aus dem Kreis. Er war erledigt. Mein Tritt in sein Heiligstes hatte ihm abrupt die Möglichkeit genommen, den Kampf auf seine Weise zu führen.

Ich hatte gewonnen.

Es war gewiss ein übler Trick, barbarisch, roh und gemein. Aber mit Anstand und Schönheit konnte man hier im Grenzland keinen Kampf gewinnen und letztendlich ging es um meine und Khims Zukunft. Abgesehen davon hatte Halmac genau gewusst, auf was er sich einließ, als er den Kreis betreten hatte.

»Du hast es geschafft, du hast es tatsächlich geschafft!«, schrie eine Stimme durch die Stille, die nach dem Ende des Kampfes eingesetzt hatte. Es war Khim, er stand in der vordersten Reihe am Kreis und hüpfte von einem Bein aufs andere und ruderte mit den Armen wie ein Verrückter. Jetzt begannen auch die anderen Leute zu brüllen. Sie umringten mich, klopfen mir auf die Schultern und völlig wildfremde Menschen schüttelten mir die Hände

Nur Thak und sein missratener Sohn standen abseits und warfen mir missbilligende Blicke zu.

Aber das war mir in diesem Augenblick völlig egal.

Wenig später nahm ich meine Siegbörse in die Hand, übergab sie Khim und wanderte ziellos durch den Ort. Ich wollte alleine sein, irgendwie musste ich das Geschehene verarbeiten. Nur allmählich ließ in mir die innere Anspannung nach. Ich begriff erst jetzt so richtig, was geschehen war. Ich hatte gesiegt. Ich, ein hagerer Fischerjunge von knapp siebzehn Wintern, konnte mit Kriegerhand-

werk meinen Lebensunterhalt bestreiten. Tief sog ich die kühle Nachtluft in meine Lungen ein.

Das Dorf verkam in der Zwischenzeit zu einem einzigen, großen Gelage aus Saufen, Fressen und Huren. Überall loderten Feuer auf, monotoner Singsang mischte sich mit irgendwelchen ständig klimpernden Musikinstrumenten und Dutzende von Stiefeln stampften den Takt wilder Lieder unentwegt in den Staub der Straßen. Unsere Liebesdamen hatten in dieser Nacht gewiss allerhand zu tun. Ich lief durch enge Gassen mit übel riechenden Haufen voller Unrat und nach Pisse stinkenden Pfützen, wick torkelnden, grölenden Betrunknen aus und befand mich plötzlich am äußersten, nördlichsten Ende von Nadarko.

Der Schein der vielen Feuer und die lärmende Fröhlichkeit der Leute waren hinter mir zurückgeblieben. Sternenlicht fiel auf das umliegende Land, auf Felder, auf Wiesen und baumbewachsene Hügel. Irgendwo plätscherte ein Bach.

Ich genoss die Stille.

Als ich lange genug über mich und mein bisheriges Leben nachgedacht hatte, machte ich mich wieder auf den Weg zurück zum Lager. Plötzlich vermeinte ich ein flüchtiges Geräusch bei den letzten Häusern am Ortsrand gehört zu haben. Es hatte wie der schwache Laut dahineilender nackter Füße geklungen. Ich fuhr herum und starrte angestrengt in die Dunkelheit.

Doch ich entdeckte nichts.

Der Schmerz in meiner Brust kam dann ohne jede Vorwarnung. Ich wurde zu Boden gerissen, als zerrten unsichtbare Hände an mir. Ich versuchte zu schreien, aber da legte sich bereits eine schmale Hand mit stählernem Griff auf meinen Mund und alles, was ich noch hervorbrachte, war ein würgendes Keuchen.

»Still!«, zischte der Schatten, der sich über mich gebeugt hatte. Warnend und ohne jede wahrnehmbare Bewegung stellte mich die Gestalt wieder auf die Füße. Einfach so, als ob eine Mutter die achtlos weggeworfene Holzpuppe ihres Kindes im Vorbeigehen wieder in die Spielkiste zurücklegte.

»Wenn du jetzt schreist, töte ich dich« flüsterte der Schatten.

Ich nickte stumm, irgendwie ahnte ich, dass mein Leben in diesem

Moment nur noch an einem seidenen Faden hing.

»Wie heißt du?«

»Thorak.«

»Du gehörst zu den Gauklern?«

Ich nickte.

»Ich habe dich heute Abend mit den Stöcken kämpfen sehen. Bist du mit dem Schwert genauso gut?«

»Ich weiß es nicht, ich besitze kein Schwert«, entgegnete ich gepresst. Irgend etwas hielt mich davon ab, diesem Schattenwesen etwas über *Gleichmacher*, mein Schwert, zu erzählen.

»Du hast ungewöhnlich schwarze Haare. Das ist sehr selten in dieser Gegend.«

»Die sind gefärbt«, stieß ich schnell hervor. »Mein Vater ist der Meinung, als Gaukler muss man irgendwie auffallen, damit die Leute einem zusehen.«

Die Gestalt murmelte etwas vor sich hin und war im nächsten Moment wieder verschwunden, war wieder eine Einheit mit der Dunkelheit geworden, ohne dabei irgendwelche Spuren oder Geräusche zu hinterlassen, so, als hätte es sie nie gegeben.

Ich rannte zurück zu den Wagen und hatte plötzlich eine wahn-sinnige Angst. Ich konnte mir keinen Reim auf das Geschehene machen, aber instinktiv ahnte ich, dass dies alles mit meiner geheim-nisvollen Herkunft und mit dem Schwert zu tun hatte. Auf einmal war ich mir sicher, diesen Schatten bestimmt nicht zum letzten Mal gesehen zu haben.

Unter Verdacht

Ich rannte und rannte, bis sich die Umrisse unserer Wagen endlich vor mir aus der Dunkelheit schälten. Am südlichsten Ende unseres Lagers brannte ein großes Feuer, neben dem deutlich die Gestalt eines einsamen Wachpostens zu erkennen war. Keuchend steuerte ich unsere Wagen an. Lediglich in zwei von ihnen brannte noch Licht und außer der Wache war von Khim und unseren Leuten nichts

zu sehen. Anscheinend beteiligten sich alle an dem Gelage in Nadarko, denn der Lärm im Ort wurde immer lauter. Als mir der Posten zurief, ans Feuer zu kommen, atmete ich erleichtert auf. Jetzt war ich in Sicherheit.

Einen Herzschlag später stand ich vor der Wache und all meine Gedanken an den Schatten, an mein Schwert und mein Schicksal lösten sich auf, wie Schnee in der warmen Frühlingssonne.

Sikh hatte die Nachtwache.

Sein Gesicht war wutverzerrt, als er mich erkannte. Im Schein des Feuers sah ich den Hass in seinen Augen förmlich brennen.

»Was machst du hier?«

»Ich bin müde, lass mich zu den Wagen durch.«

»Nein!«

Er schien sich nur noch mühsam beherrschen zu können. Seine Stimme knirschte vor Wut und beinahe krampfhaft umschlossen seine Hände dabei den Speer, den er als Nachtwache ständig mit sich zu führen hatte. Er hob die Waffe an und deutete mit der Spitze jetzt genau auf meine Kehle.

»Du kommst hier nicht durch,« sagte er gehässig. »Unsere Leute sind zum Feiern fast alle im Dorf und die wenigen, die noch hier geblieben sind, schlafen bestimmt schon. Die Nacht ist noch lang. Kein Mensch wird uns jetzt hier stören.«

»Und?«

Alles in mir verkrampfte sich.

»Du wirst jetzt genau das tun, was ich dir sage. Schreien ist zwecklos, kein Mensch wird dich hören. Nachher kannst du erzählen was du willst, mein Vater ist der Lagervorsteher, keiner wird dir glauben.«

Er lachte leise und strich mit der Spitze seiner scharf geschliffenen Waffe von meiner Kehle aus über meinen Hals, die Brust hinab bis zu jener Stelle, wo sich hinter dem Hemd mein Bauchnabel befand.

»Du wirst mir jetzt endlich dein verfluchtes, magisches Schwert übergeben«, keuchte er, und die Spitze seines Speeres piekste mich unangenehm in den Bauch.

Ich starrte ihn ungläubig an, meine Hände zu Fäusten geballt und die Lippen fest zusammengepresst. Auf meiner Stirn perlten

Schweißtropfen, obwohl die Nächte noch empfindlich kalt waren.

»Los jetzt!« befahl Sikh und ein widerliches Grinsen überzog dabei sein Gesicht.

»Bei allen Göttern, das wirst du nicht wagen, ich...«

»Halts Maul, Thorak! Du wirst jetzt bis zu eurem Wagen vor mir hergehen, weil ich das so will, kapiert? Dann übergibst du mir dein Schwert, und versuche keinen von den hinterhältigen Tricks, die dir der alte Khim beigebracht hat.«

Dabei starrte er mich höhnisch an und senkte kurz den Speer. Das war der Moment, in dem ich handelte. So wie Khim es mich gelehrt hatte, als Krieger und ohne Rücksicht auf Verluste.

Tief atmete ich ein, mein Innerstes vibrierte. Unvergleichliche Kraft und eine rasende Wut erfüllten gleichzeitig jede Faser meines Körpers. Genau wie damals, als ich Bork, meinem Onkel gegenüber stand, nachdem er meine Tante zu Boden geschlagen hatte. Aber diesmal handelte ich nicht unbeherrscht als wütender Junge, sondern berechnend und kalt bis ins Mark. Ich sprang vor, mein rechter Fuß krachte ihm unters Kinn und im nächsten Moment flog Sikh wie eine willenlose Gliederpuppe etliche Schritte rückwärts. Stöhnend rollte er über den Boden und sofort war ich über ihm. Meine Hand umschloss seine Kehle.

»Bleib jetzt einfach liegen«, sagte ich kalt. »Ich habe dich besiegt und ich kann dich immer wieder besiegen. Und merk dir eines: Wenn du dich noch einmal mit mir anlegst, werde ich dich töten.«

Seine Augen flackerten in panischer Angst, ansonsten blieb er aber stocksteif liegen. Selbst als ich mich aufrichtete und weiter aufs Lager zuing, wie mir ein rascher Blick über die Schultern zeigte.

Ich erreichte unseren Wagen und schlief fast bis zum Mittag. Als ich aufwachte, wurden bereits Vorbereitungen getroffen, Nadarko zu verlassen. Khim schaute kurz in meine Ecke, murmelte etwas vor sich hin, das so ähnlich wie ›Schlafmütze‹ klang, verschwand dann wieder und hantierte draußen irgendwo am Wagen herum. Mit seinen rot geäderten Augen, dem zerknitterten Gesicht und den Haaren, die ihm in allen Richtungen vom Kopf abstanden, sah er aus wie frisch gestorben. Ein paar Stunden Schlaf hätten ihm sicherlich auch gut getan.

Aber wahrscheinlich lag es wieder einmal an Thak, dass wir so plötzlich aufbrachen. Ihn hielt es nie lange an einem Ort.

Als ich endlich aus dem Bett gekrochen war und in meine Kleider schlüpfte, rumpelten die Räder unseres Wagens bereits durch die ausgefahrenen Spurrillen jenes Karrenweges, der von Nadarko aus weiter nach Süden führte. Peitschen knallten, Männer fluchten und immer wieder wurde ich auf meinem Weg nach vorne zum Wagenbock regelrecht durcheinander geschüttelt. Ich schob mich an Khim vorbei auf den fellbeschlagenen Kutschersitz und ließ meinen Blick über das umliegende Land schweifen. Nur Hügel und Bäume, soweit das Auge reichte. Unser Wagen umfuhr eine bewaldete Anhöhe und verlangsamte die Fahrt. Seufzend ließ ich mich neben Khim auf den Kutschbock fallen.

»Na, endlich ausgeschlafen?«

Ich nickte.

»Thak hat es ja wieder verdammt eilig weiter zu ziehen.«

»Jemand hat ihm gestern Abend etwas von einem großen Fest am Hofe des Fürsten von Ruland erzählt. Dessen älteste Tochter hat Geburtstag und will bei dieser Gelegenheit auch gleichzeitig ihre Verlobung mit einem der einflussreichsten Kaufmänner des Landes bekannt geben. Das Fest findet zwar erst in einem Monat statt, aber Thak meint, wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und wenn wir uns dort die besten Plätze sichern können, fällt wahrscheinlich einiges von dem ganzen Prunk der Verlobungsgesellschaft an uns ab.«

Mit dieser Vermutung hatte Thak sicher recht. Was Khim jedoch an der ganzen Geschichte so in Aufregung versetzte, war die Tatsache, dass ich, seiner Meinung nach, außer den Lumpen, in denen ich schon seit meiner Ankunft im Lager herumliefe, nichts Vernünftiges zum Anziehen hatte.

»Bei allen Göttern. Wir gastieren demnächst bei der Verlobungsfeier einer Fürstentochter, das ganze Land wird in Festtagskleidern am Hofe erscheinen und mein Ziehsohn läuft ungekämmt und in alten Fetzen herum.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Dann nehme ich eben ein frisches Hemd von dir. Wenn ich es weit genug in die Hose stopfe, merkt kein Mensch, dass es mir zu

groß ist.«

Khim zuckte regelrecht zusammen. Der Blick, den er mir daraufhin zuwarf, hätte selbst die glühendste aller Dämonenhöhlen im nächsten Augenblick zu Eis erstarren lassen.

»Nichts da, auch wenn ich dir das blutige Söldnerhandwerk bringe, du bist und bleibst ein stattlicher junger Mann, und du wirst standesgemäß gekleidet zu diesem Fest erscheinen. Die Leute werden sich über uns nicht die Mäuler zerreißen.«

Fieberhaft überlegte Khim nach einem Ausweg aus diesem Dilemma. Sein Hemd kam für mich nicht in Frage, soviel stand für ihn jetzt schon fest. Allerdings kamen wir bis zur unserer Ankunft beim Fürsten auch an keiner größeren menschlichen Ansiedlung mehr vorbei und somit hatte er auch keine Möglichkeit, mir da etwas Anständiges zum Anziehen zu kaufen. In seiner Not fiel ihm schließlich der Wagen der käuflichen Liebe ein. Die drei Frauen dort waren früher sicherlich einmal begehrenswerte Schönheiten gewesen. Keine von ihnen war fünf oder sechs Jahre älter als ich und wir hatten alle ungefähr die gleiche Größe und Statur. Ihre Kleider zogen selbst in einem Ort wie Nadarko genug bewundernde Blicke auf sich, so etwas wollte Khim auch für mich haben.

»Soll ich mich jetzt als Weib verkleiden und in Röcken herumlaufen?«, fragte ich ungläubig. Khim schüttelte belustigt den Kopf.

»Unsinn, in der Kleiderruhe dieser Frauen befinden sich auch Hosen, Jacken und Hemden. Mit Schere und Nadel lassen sich daraus Gewänder herstellen, die selbst einem Königssohn gerecht werden. Ich habe mit den Drei schon darüber geredet.«

Bereits am Abend war er mit den Frauen handelseinig geworden und ich sollte so bald wie möglich vorbeikommen. Am nächsten Morgen, kurz bevor wir weiterzogen, stand ich also vor ihrem Wagen und klopfte zaghaft an. Anstatt der Frauen öffnete mir aber ein Mann die Tür. Es war ihr Diener, ihr Leibwächter, Kutscher, Beschützer oder was weiß ich, was er sonst noch für Aufgaben hatte.

Jedenfalls stammte der Kerl irgendwo aus der Ostmark, war nackt bis auf eine dunkle Pluderhose und von hünenhafter Gestalt. Er maß weit über sechs Fuß und unter seiner gelblichen Haut, die allen Menschen des Ostens so eigentümlich war, wölbten sich wahre

Muskelstränge an Brust, Schultern und Armen, die bei jeder Bewegung geradezu überdeutlich hervortraten. Seine Augen waren leicht geschlitzt, seine Nase für seine Größe viel zu klein und seine Lippen zu schmal. Doch irgendwie passte das alles zu seinem ovalen Gesicht.

»Hallo!« sagte er.

Aufgrund seiner Größe wurde ich etwas unsicher.

»Sind die Frauen schon wach?« fragte ich verlegen.

Er lachte und musterte mich dabei eingehend.

»Bist du nicht der Junge, der in Nadarko beim Stockkampf einige Kerle zu Boden geschickt und damit Khims Arsch gerettet hat?«

Ich nickte stolz.

»Entschuldigung, wenn ich gelacht habe, aber es kommt verdammt selten vor, dass jemand hier an die Wagentür klopft und nur etwas fragen will. Die Frauen sind wach, geh nur rein.«

Der Vorraum des Wagens war mit schwerem, dunkelrotem Stoff ausgeschlagen und an der Wand zu meiner Rechten stand ein schmales, aber nobles Bett mit großen, goldenen Kugeln an den Pfosten. Noch nie in meinem Leben hatte ich ein solches nobles Bett gesehen, geschweige darin geschlafen. Über dem Bett war ein großer Spiegel. Aber bevor ich mich weiter umsehen konnte, kam eine der Frauen in einem sündhaft teuer aussehenden Nachtgewand aus einer verborgenen Tür des Raumes auf mich zu und musterte mich eingehend.

»Ich bin Valana und wir alle haben bereits von Khims Anliegen gehört. Er hat recht. So wie du herumläufst, kommt kein Mensch auf den Gedanken, dass sich hinter diesen Lumpen in Wahrheit ein junger Mann versteckt. Du bist anscheinend der geborene Kämpfer. Allein wie du dich schon bewegst, aber dir würden ein paar Pfund mehr auf den Rippen auch gut tun. Dann würdest du etwas freundlicher wirken und nicht so eckig und hager wie ein umherstreifender junger Wolf. Warte hier, ich denke, ich habe trotzdem etwas passendes für dich.«

Nach diesen Worten verschwand Valana durch jene Tür, die so geschickt in die Wand eingearbeitet war, dass man sie auf den ersten Blick gar nicht erkennen konnte.

Stauend betrachtete ich meine Umgebung nun etwas genauer. Das hier war für mich eine völlig andere Welt. Ich begriff, dass ich noch eine Menge zu lernen hatte. Dinge, die mir Khim vielleicht nie beibringen konnte. Bevor ich diesen Raum voller Prunk und Verschwendung weiter betrachten konnte, kam Valana zurück und legte wortlos ein paar Kleidungsstücke auf das Bett.

Das, was da vor mir lag, waren keine Kleider. Das Ganze war ein einziger unvorstellbarer Traum aus schwarzer Seide und weißem Leinen. Schlicht und einfach geschneidert und doch von solch eleganter Art, dass man sich darin sicherlich vorkam wie ein Königssohn. Außerdem passte die Farbe der Kleider in wunderbarer Weise zu meinen dunklen Haaren. Auch Valana nickte anerkennend. Sie zupfte noch ein paar Mal an Hose und Weste herum, strich hier und da noch eine Falte glatt und klopfte mir schließlich auf die Schultern.

»Wenn du hier und an anderer Stelle noch etwas zulegst, passt das Ganze wie angegossen. Damit kannst du am Hof des Fürsten von Ruland durchaus ein paar Frauen den Kopf verdrehen. Also, nimm das Ganze, ich denke, Khim hat damit einen guten Kauf gemacht.«

Ich stand einfach nur da, stumm, stauend, mit weit aufgerissenem Mund wie ein junges, dummes Schaf. Ich weiß nicht, wie lange ich so dagestanden hatte, jedenfalls rüttelte mich irgendwann jemand ziemlich harsch an den Schultern, bis meine Träume jäh zerplatzten.

»Hallo, aufwachen! Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit zum Träumen. Thak will nach dem Frühstück wieder aufbrechen und ich muss mich noch richten. Jetzt geh endlich nach Hause, aber pass auf, dass deine Kleider nicht schmutzig werden.«

Valana wickelte mir Hose, Hemd und Weste in ein schlichtes Tuch und beförderte mich dann sanft aber bestimmend aus dem Wagen.

Draußen, in der Wirklichkeit angekommen, setzten meine Kämpferinstinkte wieder ein, und plötzlich traf mich die Erkenntnis wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Jetzt wusste ich auch wieder ganz genau, was mich an Valana die ganze Zeit über so irritiert hatte. Es war die Kette gewesen, die sie um ihren Hals trug. Jene silberne Kette, von der ich meinte, sie schon einmal irgendwo gesehen zu haben. Es war in Nadarko. Natürlich, eine Frau aus dem selben Gewerbe wie Valana, hatte sie bei einem Händler erstanden und sich

danach in ziemlich undamenhafter Weise über den Preis beschwert.

Aber wie kam Valana in den Besitz dieser Kette?

Hatte sie das Schmuckstück etwa gestohlen? Ich schüttelte den Kopf, Unsinn! Eine Frau, die solch kostbare Kleider besaß, stahl keinen einfachen Krämermarktschmuck. Dennoch ließ mir das Ganze keine Ruhe und bohrende Zweifel fraßen sich den ganzen Tag über in meinen Kopf. Ich dachte an nichts anderes mehr und war überhaupt nicht mehr bei der Sache. Selbst Khim schien dies aufgefallen zu sein.

»Ich denke, heute lassen wir das mal mit deinen Übungen«, erklärte er mir am Nachmittag.

Als ich nach dem Warum fragte, lächelte er mich nur vielsagend an.

»Seit du diese Kleider besitzt, bist du mit deinen Gedanken ganz woanders. Wenn du wieder der Junge bist, den ich kenne, können wir gerne weitermachen. Denk mal darüber nach.«

Ich schluckte.

Es war das erste Mal, seit wir uns kannten, und das war immerhin schon weit mehr als ein halbes Jahr, dass Khim von mir enttäuscht war. Ich erwiderte nichts daraufhin, ich wollte die Sache selber regeln. Am Abend, nach dem gemeinsamen Essen, passte ich Valana vor ihrem Wagen ab.

»Womit kann ich dir diesmal helfen?« fragte sie lächelnd, als sie mich erkannte.

»Die Kette, ich meine den Schmuck um deinen Hals, den du anhattest, als ich in euren Wagen kam, woher hast du ihn?«

»Warum fragst du?«

»Ich dachte, er würde zu meiner schwarzen Weste besonders gut passen. Ich selber habe leider keinen solchen Schmuck.«

Valana lachte.

»Tut mir leid, Thorak. Die Kette war ein Geschenk von Thak, nach seinem letzten Besuch bei mir. Ich denke, du weißt, was ich meine. Verstehe mich bitte nicht falsch, aber so ein Geschenk verkauft oder verleiht man nicht einfach weiter.«

Ich nickte, spielte den Geknickten und ging wieder auf unseren Wagen zu. Aber innerlich brodelte es in mir. Irgendetwas war faul an

der ganzen Sache. Wie kam Thak an die Halskette einer Liebesheldin aus Nadarko?

Hatte er sie am Abend vor unserem Aufbruch gestohlen?

Im selben Moment schoss es mir durch den Sinn, eigentlich schon seltsam, dass wir nie länger als eine Nacht am selben Ort verweilten.

Die ganze Sache überstieg mein Begriffsvermögen und ich musste unbedingt mit Khim reden, noch in dieser Nacht.

Auf der Flucht

»Du bist ja verrückt! Das glaubt uns hier kein Mensch.«

Aufgebracht ging Khim im Wagen umher. Schließlich hielt er abrupt inne, machte auf dem Absatz kehrt und kam wieder auf mich zu. Ich saß an dem kleinen, runden Tisch, an dem wir sonst immer unser Essen einnahmen und fühlte mich alles andere als wohl in meiner Haut.

»Hast du überhaupt Beweise für deine ungeheuerlichen Behauptungen?«

Zähneknirschend musste ich einräumen, dass es da außer der Kette und ein paar Vermutungen nichts gab, womit ich meinen Verdacht hätte begründen können. Es war einfach nur ein Gefühl, das aber immer stärker wurde je länger ich darüber nachdachte. Das sagte ich auch Khim.

»Ein Gefühl? Bei den Göttern, der Junge beschuldigt den Anführer unserer Zunft des Diebstahls und was weiß ich noch alles und als Beweis dafür hat er lediglich ein Gefühl. Ich habe so langsam auch ein Gefühl, Thorak. Nämlich das Gefühl, dass du total übergeschnappt bist. Wenn du diese haltlosen Anschuldigungen da draußen verbreitest, schmeißt man uns garantiert keinen Herzschlag später hochkant aus dem Lager. Ein jeder hier weiß doch, dass Thak und sein Sohn alles andere als gute Freunde von dir sind. Also, hör jetzt auf, weiter diesen Unsinn zu erzählen.«

»Aber du musst doch zugeben, dass die ganze Sache irgendwie seltsam ist.«

»Hast du Beweise?«

»Nein«, entgegnete ich kleinlaut.

»Also, dann hör jetzt damit auf. Ich will von der ganzen Geschichte nichts mehr hören. Aus, Ende, vorbei. Ich hoffe, wir haben uns verstanden?«

Widerwillig gab ich nach. Ein Blick in Khims Gesicht sagte mir, dass es besser war zu schweigen. Beide, Thak und vor allem Sikh, waren es nicht wert, dass ich es mir ihretwegen mit Khim verscherzte. Schließlich gingen wir schlafen. Obwohl ich hundemüde war, wälzte ich mich noch lange hin und her. Khims Schnarchen erfüllte schon längst unser Wageninneres, als mir endlich vor lauter Müdigkeit die Augen zufielen.

Lautes Geschrei weckte mich am nächsten Morgen.

Ich hatte kaum geschlafen und eine dementsprechend schlechte Laune als ich Khim begrüßte, der von draußen wieder in den Wagen kam.

»Was soll denn der Krach, weißt du eigentlich wie spät es ist?«

»Guten Morgen erst mal. Na, wohl schlecht geschlafen, Thorak?«

»Interessiert doch sowieso keinen«, gab ich knurrig zurück. »Sag mir lieber, was der ganze Lärm da draußen zu bedeuten hat.«

Ein freudloses Lächeln überzog Khims Gesicht.

»Kein Mensch hat gewusst, dass hier in der Gegend Chollakraut wächst.«

»Und?«, erwiderte ich verständnislos.

»Jetzt sag bloß, du kennst dieses verdammte Kraut nicht?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ganz egal ob Pferd, Esel oder Kuh, fast alles grasfressende Vieh dieser Welt ist verrückt nach Chollakraut. Das elende Zeug riecht und schmeckt fast unwiderstehlich für die Tiere«, klärte mich Khim auf, »es hat aber leider auch die verdammte Eigenschaft, nach dem Genuss die Verdauung eines jedweden Lebewesens gehörig durcheinander zu bringen. Fast alle unsere Zugpferde haben in der Nacht davon unbemerkt gefressen. Jetzt stehen die Tiere am südlichen Ende vom Lager und scheißen sich die Seele aus dem Leib. An ein Weiterkommen in den nächsten zwei Tagen ist nicht zu denken. Was meinst du wohl, wer hier so rumschreit, weil es nicht weitergeht? Ich

glaube Thak platzt demnächst vor lauter Wut.«

Bei diesem Gedanken musste ich grinsen. Rasch zog ich mich an, während Khim für das Frühstück sorgte. Es gab Käse, Wildbeeren, gedörrtes Fleisch und Brot vom Vortag, und zum Trinken klares, aus dem nahen Bach stammendes Wasser. Nach dem Essen wies mich Khim an, abseits vom Lager wieder meinen Übungen nachzugehen, während er vorhatte im Wagen zu bleiben, um sich genüsslich eine Pfeife zu stopfen und, wie er es nannte, die Seele baumeln zu lassen. Ich willigte ein und sattelte mir unser einziges nicht erkranktes Pferd. Das Tier hieß Ibo, das älteste von unseren vier Zugtieren. Dieser Wallach war ein grobknochiges Vieh mit unzähligen Narben auf der Hinterhand und einem breiten, hässlichen Schädel. Das Pferd war zwar schon steinalt und nicht mehr das schnellste, aber es ließ sich gut reiten und war immerhin erfahren genug, um nicht von diesem Chollakraut gefressen zu haben. Wahrscheinlich hatte Ibo in seinem langen Pferdeleben schon mehrmals die Nachwirkungen des Krauts verspüren müssen.

Zwischen den Wagen herrschte eine eigentümlich Ruhe, nur unterbrochen von Thaks Geschrei, das immer noch in meinen Ohren klang, obwohl das Lager bereits fast aus meiner Sichtweite verschwunden war.

Halbherzig begann ich mit meinem Schwert *Gleichmacher*, das ich an diesem Morgen bei mir hatte, ein paar Übungen durchzuführen. Aber schon nach kurzer Zeit hielt ich inne. Immer noch schwirrten die Gedanken um jene ominöse Kette und um meinen Verdacht gegen Thak in meinem Kopf herum. Ich starrte zum Ort unseres Lagers zurück, der gezwungenermaßen für die nächsten zwei Tage unsere Heimat sein würde und plötzlich stand mein Entschluss fest. Ein geübter Reiter erreichte Nadarko in einem halben Tag. Ich hielt mich nicht lange auf. Kurz entschlossen bestieg ich wieder mein Pferd, schlug mich seitwärts in die Büsche und folgte dem ausgefahrenen Karrenweg zurück nach Nadarko. Dort, so hoffte ich, würde ich endlich Gewissheit finden.

Der Weg war weiter, als ich gedacht hatte, doch gegen Mittag erreichte ich hungrig und durstig die ersten Häuser.

Ein klappriges Pferdefuhrwerk, total mit unzähligen, sperrigen

Kisten und Fässern überladen, kam mir schwankend entgegen und deshalb bog ich vorsichtshalber nach rechts in eine schmale Seitengasse ein. Dort befand sich am anderen Ende ein auffälliges, zweistöckiges Haus, das schon längst einen neuen Anstrich nötig hatte.

Auf dem Vorbau des Holzhauses lungerten drei leichtbekleidete Weiber herum, die mich unverhohlen musterten. Eine der Frauen, eine hässliche, fette Krähe, lachte schrill.

»Was willst denn du dürrer Hüpfen hier? Etwa unsere Dienste in Anspruch nehmen?«

»Und wenn?« entgegnete ich forsch.

Die fette Krähe schüttelte verdrossen den Kopf.

»Diese Woche beginnt richtig Scheiße! Erst schlägt ein Freier der roten Palo fast den Schädel ein, dann beklaut er sie und jetzt kommt auch noch ein reitendes Knochengerüst daher, das gerne unsere Dienste in Anspruch nehmen würde, aber wahrscheinlich nicht genügend Geld dafür hat. Verschwinde, du stiehlest uns nur unsere kostbare Zeit.«

Ich wurde hellhörig.

»Wie meinst du das, was ist hier passiert?«

»Hat dir Male, unser Herr, davon nichts erzählt?«

Ich kannte weder diesen Male noch irgendeine Liebesdienerin namens Palo. Dafür beschlich mich so langsam aber sicher das Gefühl, hier mit meinen Ahnungen am richtigen Ort zu sein. Unwillkürlich umschloss ich mit der Rechten den Griff meines Schwertes.

»Vor zwei Tagen kamen Gaukler in die Stadt,« sagte die Frau. »Nach ihrer Vorstellung war hier die Hölle los. Die Mannsbilder hatten alle nur noch Saufen, Fressen und Weiber im Kopf. Was soll ich groß erzählen, der Abend hatte sich wirklich gelohnt, bis eben dieser Scheißkerl in unser Haus kam.«

»Du meinst den, der Palo so zugerichtet hat?«

»Genau, dabei sah der Bursche gar nicht so aus, als würde er Ärger machen. Im Gegenteil, ich schätzte den Kerl eher als jemanden ein, der sich bei uns seine ersten Erfahrungen in Sachen Frauen abholen wollte. Als ich Palo dann am anderen Morgen wecken wollte, fand ich sie halb tot neben ihrem Bett liegend. Das ganze Zimmer war

durchwühlt und von dem Freier fehlte jede Spur. Dieser Kerl gehörte bestimmt auch zu den Gauklern.«

»Woher willst du das wissen?«

»Wir haben danach die halbe Stadt auf den Kopf gestellt, aber er war weg, genauso wie die Gaukler, obwohl die hier in Nadarko durchaus noch ein, zwei Vorstellungen hätten geben können.«

Als die Frau mir den Unbekannten beschrieb, lief es mir heiß und kalt den Rücken hinunter. In meinem Kopf wirbelten plötzlich die unmöglichsten Gedanken durcheinander und so bekam ich das weitere Geschehen nur noch am Rande mit.

Ein fataler Fehler, wie sich wenige Augenblicke später herausstellen sollte.

»Verdammt noch mal, was ist denn hier los?« polterte eine tiefe Stimme aus dem dunklen Innern des Hauses. »Verdammtes Weibervolk, geht gefälligst an die Arbeit und hört auf zu quatschen. Bei eurem Gekeife kann ja kein Mensch schlafen.«

Das Stampfen genagelter Stiefel ertönte aus dem Haus und einen Herzschlag später erschien die grobschlächtige Gestalt eines pocken-narbigen, breitschultrigen Mannes im Türrahmen.

Das war sicherlich dieser Male.

»Was will der denn hier?«

»Scheint ein Freier zu sein. Ich bin mir aber nicht sicher ob er genügend Geld hat.«

»Dann soll er verschwinden, ich... he, Moment mal, den kenne ich doch!«

Der Mann drängte sich ungestüm an den Frauen vorbei und blieb vor meinem Pferd stehen.

»Das ist doch der Gauklerbalg, der junge Kerl der im Stockkampf so viele Silberlinge gewonnen hat. Der ist bestimmt wieder nur zum Herumschnüffeln hergekommen.«

Males Geschrei blieb nicht ungehört.

Aus dem Haus kamen weitere Frauen angelaufen und immer mehr Leute bevölkerten urplötzlich die schmale Seitengasse und starrten mich dabei misstrauisch an. Einige von ihnen riefen mir ziemlich unschöne Dinge zu. Mir war nicht gerade wohl zumute. Die feindseligen Blicke der Leute brannten förmlich auf meinem Rücken.

Ich handelte instinktiv.

Ohne lange nachzudenken holte ich aus und schlug Male mit dem Griff meines Schwertes einfach auf den Schädel. Ungläubig glotzte er mich an, schwankte hin und her wie ein Grashalm im Wind und stürzte dann mit weit aufgerissenen Augen zu Boden. Ich riss das Pferd am Zügel herum und hämmerte ihm meine Hacken mit aller Kraft in die Flanken. Das Tier stürmte erschrocken vorwärts, hinaus auf die Straße. Aus einigen anderen Seitengassen rannten weitere Menschen auf mich zu, während hinter mir das Geschrei fast ohrenbetäubend answoll. Zwei, drei Leute, die mir den Weg versperren wollten, wurden von Ibo einfach über den Haufen gerannt, andere pressten sich förmlich an die umliegenden Hauswände, in der Hoffnung, von dieser herangaloppierenden, zentnerschweren Masse aus Fell, Knochen und Hufen nicht erfasst zu werden. Ich warf mich flach auf den Pferdehals und trieb Ibo zum Äußersten an, zwang ihn, alles zu geben was noch in seinen alten Knochen steckte und das war überraschenderweise doch noch eine ganze Menge. Er flog förmlich dahin und seine Hufe schienen den Boden gar nicht mehr zu berühren. Ich umklammerte die Zügel und hatte Mühe mich im Sattel zu halten, während die Häuser von Nadarko rasch hinter mir blieben. Das Risiko des wilden Ritts war mir deutlich bewusst. Ein einziger unglücklicher Tritt meines Pferdes, ein auf dem Weg plötzlich auftauchendes Erdloch, und meine Flucht war gescheitert.

Aber ich hatte Glück.

Bald darauf wurde Ibo langsamer. Ich hatte dem alten Wallach zu viel zugemutet. Sein Atem ging rasselnd, Schaumflocken hingen vor seinen Nüstern und er begann zu taumeln. Schließlich blieb das Pferd mit hängendem Kopf einfach stehen. Ich glitt aus dem Sattel und blickte mich um. Ich konnte keine Verfolger entdecken, allerdings hatte ich auch nicht die geringste Ahnung, wo ich mich befand. In meiner überstürzten Flucht hatte ich eine total falsche Himmelsrichtung eingeschlagen.

Nadarko lag hinter mir im Westen, unser Lager irgendwo im Südwesten und ich war planlos gen Osten geritten. Ich wusste nicht, wie lange es dauern würde um zum Lager der Gaukler zurückzukehren. Es war bereits Nachmittag, langsam sank die Dämmerung über das

Land und nirgendwo gab es ein Zeichen, an dem ich mich hätte orientieren können. Außerdem wurde es immer schwüler. Ein Gewitter lag in der Luft. Am Horizont zogen sich dunkle Wolken zusammen. Ich würde den nächsten Tag abwarten müssen. Nachdenklich musterte ich den alten Ibo. Das Tier hatte wirklich alles gegeben, ich konnte nicht noch mehr von ihm fordern. Ich ging zu Fuß weiter, das Pferd am Zügel hinter mir herziehend.

Ibo folgte mir willig.

Als ich schließlich in einem kleinen, versteckt gelegenen Seitental eine Hütte ausmachte, ging bereits die Sonne unter. In diesem Moment ertönte in der Ferne erster Donner. Ein kühler Wind kam plötzlich auf und im Wäldchen vor mir raschelten die Blätter in den Zweigen. Die Strapazen der letzten Stunden hatten mir ziemlich viel abverlangt und so schleppte ich mich mit wackligen Knien auf die Hütte zu. Der Bau war aus grob zurechtgeschlagenen Baumstämmen errichtet worden.

Ich band mein Pferd an einem Dornenbusch an und betrat die Hütte.

Sie war leer und unbewohnt. An der Nordseite stand eine einfache Holzpritsche, in der Mitte des einzigen Raumes ein altersschwacher Tisch und vier Stühle. Der unebene Boden war mit Dreck bedeckt, den der Wind von unzähligen Jahren hereingetragen hatte. Es roch nach altem Staub, Tierexkrementen und verrotteten Blättern und Zweigen. Ich klopfte den Boden nach Schlangen und anderem Getier ab und zertrte dann mein Pferd in den schmalen Raum. Ich sattelte Ibo ab und schlang seine Zügel sorgfältig um einen Pfosten der Holzpritsche, denn ohne Pferd war ich in dieser unbekanntem Wildnis rettungslos verloren. Erst dann legte ich mich hin. Inzwischen war die Sonne endgültig untergegangen und es donnerte immer noch. Ich schloss die Augen und drehte mich auf die Seite. Irgendwie schlief ich kurz darauf ein.

Als wenig später das Gewitter mit einem wahren Donnerschlag fast das ganze Land erzittern ließ, wachte ich wieder auf. Meine Haare waren nass und Wasser rann mir übers Gesicht, als ich jäh die Augen aufriß. Schlaftrunken richtete ich mich auf, indessen schwere, kalte Regentropfen auf meinen Kopf klatschten. Sofort sprang ich hoch.

Der tosende Sturmwind des Gewitters hatte ein paar Schindeln des morschen Dachgebälks einfach weggeblasen und über meinem Lager befand sich jetzt ein breiter Spalt im Hüttendach, durch den stetig der Regen fiel.

Ich sah nach Ibo.

Es schüttete wie aus Kübeln und der ganze Boden der Hütte war total aufgeweicht. Ibos Fell troff vor Nässe und seine Flanken zitterten. Als erneut ein Blitz über den Himmel zuckte und für ein paar Augenblicke die Nacht taghell erleuchtete, schnaubte er nervös. Ich klopfte dem armen Kerl beruhigend auf die Hinterhand und löste die Zügel vom Pfosten meiner Pritsche.

Erneut überzogen Blitze wie ein wirres Geflecht aus glühenden Fäden den Himmel und tauchten das umliegende Land für einen Herzschlag in gleißendes Licht. Dabei sah ich sie, als mein Blick wie zufällig aus einem der Fenster der Hütte fiel.

Erst zehn, dann zwanzig, schließlich fast eine halbe Hundertschaft von Berittenen, die wie Gestalten aus dem Schattenreich durch die dichten Regenschleier ritten. Sie galoppierten auf ihren Pferden den Pfad an der Hütte entlang, so nah, dass ich sie fast berühren konnte und mir stockte der Atem.

Sie alle trugen das Gewand des Krieges. Wams, Waffengurt und Rock, alles aus grobem, in Schwarz gehaltenem Stoff und bar jeglichen Zierrats. Selbst Helm und Stiefel bestanden aus dunklem Leder und auch ihre Schilde und Waffen waren aus geschwärztem Eisen.

Ein paar Atemzüge später war es so, als hätte es die Reiter nie gegeben. Die Nacht schien sie verschluckt zu haben und zurück geblieben war das monotone Rauschen des Regens und das Toben des Windes, der mir selbst hier in der Hütte noch das Haar um den Kopf flattern ließ.

Unwillkürlich umkrampfte ich *Gleichmacher*, mein Schwert.

Blitze zuckten über den Nachthimmel, der eine schwefelgelbe Farbe angenommen hatte und in der Ferne grollte dumpf der Donner. Eine seltsame Ahnung beschlich mich. Ich konnte mich irren, aber zur selben Zeit, als die geheimnisvollen Reiter an meiner Hütte vorbeikamen, zuckte ein Netz von Blitzen über den Himmel. Für

einen Herzschlag lang war das Land taghell erleuchtet gewesen und ich hätte schwören können, das die Reiter Zwerge gewesen waren. Ich wurde das Gefühl einfach nicht los, das diese Reiter irgendwie mit meinem Schicksal verbunden waren. Ich lauschte geraume Zeit in den Regen, der langsam merklich leiser wurde. Das Unwetter schien schwächer zu werden und sich allmählich nach Norden hin zu verziehen. Es donnerte nur noch vereinzelt und ich sah auch keine Blitze mehr am Himmel. Erschöpft setzte ich mich in einer halbwegs trockenen Ecke der Hütte auf den Boden. In meiner Rechten das Schwert, mit der Linken hielt ich Ibos Zügel umkrampft

Ich war müde, hatte Hunger und war innerlich total aufgewühlt. Meine überreizten Sinne ließen mich bei jedem Geräusch zusammen zucken. Ich wusste nicht was der neue Tag bringen würde, aber das war mir zu diesem Zeitpunkt völlig egal. Ich war zu erschöpft um mir darüber weiter den Kopf zu zerbrechen und deshalb war es auch kein Wunder, das mir wenig später wieder die Augen zufielen.

Ich war kaum eingnickt, als ich erneut aufschreckte. Etwas hatte mich geweckt und trieb mich unaufhaltsam aus der Hütte. Ich hatte keine Erklärung dafür, was es war, es gab nichts das ich sehen oder hören konnte und doch spürte ich etwas. *Gleichmacher*, mein Schwert, begann plötzlich in meiner Hand zu glühen und die Luft um mich herum war von einem seltsamen Licht erfüllt, das von überall und nirgends zu kommen schien. Eine ganze Reihe von seltsamen Eindrücken, die ich nicht erklären konnte, erfasste mich. Wirre Bilder tanzten vor meinen Augen und dieses Etwas trieb mich unaufhaltsam aus der Hütte. Mein ganzes Denken und Handeln war plötzlich darauf ausgerichtet ins Freie zu gelangen, als hätte eine fremde Macht Besitz von mir ergriffen.

Ich trat aus der Hütte und zerrte Ibo am Zügel hinter mir her und auf einmal, von einem Moment zum anderen, war der ganze Zauber wieder verflogen. Der Nachtwind peitschte mir den Regen ins Gesicht, meine Kleidung war im Nu durchgeweicht, mir war kalt und ich erwachte wie aus einem Traum. Unsicher starrte ich auf die Hütte zurück und dann auf mein Schwert. Grau und unscheinbar lag der kalte Waffenstahl in meiner Hand. War ich von dunkler Magie beherrscht worden, oder hatten mir nur meine überreizten Sinne einen

Streich gespielt?

Als ich nachdenklich mein Schwert zurück in den Gürtel steckte und mein Pferd besteigen wollte, stand eine dunkle Gestalt plötzlich keine fünf Schritte vor mir. Mit einem wilden Schrei, in dem sich Angst und Überraschung gleichermaßen vermischt hatten, sprang ich zurück und riss mein Schwert wieder aus dem Gürtel. Während ich die Spitze der Waffe genau auf den Bauch des Unbekannten richtete, hob dieser beruhigend beide Arme und eine leise Stimme zischte schnell: »Haltet ein, ich bin kein Feind. Ich wollte euch nicht erschrecken, aber ich habe euch nicht bemerkt, als ich auf die Hütte zuing, um hier vor dem Regen Schutz zu suchen.«

Ich atmete auf, starrte in die Dunkelheit und versuchte, die dunkle Gestalt vor mir näher zu betrachten. Aber sie war gänzlich in einen eng anliegenden, dunklen Umhang gehüllt und das Gesicht wurde von einer Kapuze verhüllt. Einen Moment lang standen wir uns beide schweigend gegenüber, dann aber handelte die Gestalt plötzlich mit geradezu erschreckender Schnelligkeit. Stahlharte Finger umschlossen meine Handgelenke und ich wirbelte plötzlich durch die Luft, während *Gleichmacher* meinen gefühllosen Fingern entglitt.

Ich krachte zu Boden, schrie auf und wälzte mich über den aufgeweichten, morastigen Boden. Ich war von Kopf bis Fuß mit Schlamm und Dreck beschmiert, als mich der Unbekannte wieder auf die Beine stellte.

»Wenn du das Schwert ziehst, dann gebrauche es auch. Dein Leben kann davon abhängen«, sagte die Gestalt scharf. Im nächsten Moment ließ sie mich los und reckte die Hände gen Himmel. Ein Schrei der Überraschung kam über ihre Lippen.

»Bei den Göttern, du bist das? Endlich hat die Suche ein Ende, meine Gebete wurden anscheinend erhört.«

Jetzt kapierte ich überhaupt nichts mehr und starrte die Gestalt verständnislos an.

»Ich denke, du solltest mir nun ein paar Fragen beantworten, und diesmal brauchst du mich nicht mehr anzulügen. Ich weiß inzwischen, das deine dunklen Haare echt sind, das du ein Schwert besitzt und auch damit umgehen kannst. Na, erkennst du mich wieder?«

Irgendwie kam mir die Gestalt bekannt vor. Ich konnte sie nur noch nicht richtig zuordnen.

Ich überlegte einen Moment lang, dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Die Art zu kämpfen, diese Stimme, natürlich, dieser Schatten hatte meine Wege bereits in Nadarko gekreuzt und mich auch damals recht unsanft zu Boden befördert.

»Wer bist du?«, fragte ich zögernd. »Was willst du?«

Die hochgewachsene Gestalt sah mich lange und eingehend an, dann gab sie mir eine Antwort, die mich in grenzenloses Erstaunen versetzte.

»Dich«, murmelte sie. »Ich habe dich gesucht!«

Die schwarze Kriegerin

Die Antwort ergab keinen Sinn für mich und diese Gewitternacht wurde für mich immer mysteriöser. Während wir zur Hütte zurückgingen, schlugen meine Gedanken wahre Purzelbäume in meinem Kopf. Die Kapuzengestalt schaffte es irgendwie, ein paar trockene Zweige und Blätter aufzutreiben und entfachte damit ein kleines Feuer. Mit Staunen sah ich zu, wie sie einen der Stühle in der Hütte mit bloßen Händen zu Kleinholz verarbeitete und dieses in die Flammen warf. Als dann der zweite Stuhl im Feuer verschwand, wurde mir langsam wieder warm. Aus irgendeiner verborgenen Tasche seines Umhangs zauberte der Unbekannte einen Kanten Brot und einen schmalen Streifen getrocknetes Fleisch hervor und während ich beides mit Heißhunger verschlang, streifte die Gestalt ihre Kapuze zurück und ihr Antlitz wurde endlich sichtbar.

Ihr schmales Gesicht wurde umrahmt von einer langen Flut tief-schwarzer Haare, die ihr bis zu den Schultern reichten.

»Mein Name ist Anila«, sagte sie leise und legte jetzt auch noch den Umhang beiseite.

Ich starrte sie ungläubig an und verschluckte mich fast am Essen. Vor mir stand die hochgewachsene Gestalt einer jungen Frau, die wie ein Krieger gekleidet war.

Sie trug ein kurzes Kleid aus schwarzem Stoff, darüber eine leichte Rüstung aus dunklem Leder und Metall. Ihre nackten Füße steckten in einem Paar einfachen Sandalen, deren Riemen bis unters Knie hochgeschnürt waren. Um die Hüften herum hatte sie einen breiten Waffengurt geschlungen, aus dem der stählerne Griff eines Kurzschwertes ragte, und ich zweifelte keinen Moment daran, dass die Unbekannte sehr gut damit umgehen konnte.

»Warum ich? Ich meine, warum hast du gerade nach jemandem wie mir gesucht? Von Eislanden bis hier gibt es sicherlich Hunderte wie mich, mit höherem Rang und besserer Herkunft.«

Das kantige Gesicht der Frau hellte sich auf und ein schwaches Lächeln lag auf ihren Lippen.

»Das mag wohl stimmen, Thorak. Aber keiner von ihnen ist der rechtmäßige Erbe auf den Thron der N'de!«

Ich erstarrte beim Klang dieses Namens. Meine Ziehmutter aus jenem kleinen Fischerdorf an der Küste des Frostigen Meeres hatte ihn erwähnt, als ich sie nach meiner Herkunft fragte. Auch Khim hatte ihn hin und wieder in den Mund genommen, allerdings unter vorgehaltener Hand. So wurde im Laufe der Zeit daraus ein Begriff, der in gewisser Weise zu meinem Lebensziel wurde. Sollte ich nun am Ende meiner Suche angelangt sein?

»Was hat das alles zu bedeuten? Wer bin ich wirklich?«

»Das sind Fragen, die allesamt nicht so leicht zu beantworten sind. Aber noch haben wir etwas Zeit, also setz dich, ich werde versuchen, dir alles zu erklären.«

Während ich mich mit dem Rücken an die raue Holzwand der Hütte lehnte, zerlegte Anila einen weiteren Stuhl und warf ihn ins Feuer. Dann kauerte sie sich neben mich, legte ihre Rechte auf den Schwertgriff und begann zu erzählen.

»Es ist noch gar nicht so lange her, da waren die N'de ein mächtiges Volk. Vielleicht das großartigste Volk überhaupt, das jemals im Süden dieser Welt gelebt hatte. Ihr Reich erstreckte sich vom Fuße der purpurnen Berge, über die endlosen Steppen des Blaugraslandes hinweg bis hin zur Küste des blutenden Meeres. Ihre Kultur war Dank der Macht und dem Wissen ihrer Schamanen denen der anderen Rassen und Völker weit überlegen. Bereits in grauer

Vorzeit erschufen sie einst mit ihrer Magie und dem Wissen der Götter vier Artefakte, einen für jeden Clan.

Der Himmelsclan, der im Westen lebt, bekam den Mondschild, der Bergclan im Süden die Blutaxt, der im Osten lebende Clan des Wassers den Heggenhelm und der Clan deines Vaters, der Feuerclan aus dem Norden, eben dieses Schwert, vor dessen Klinge alle gleich sind, egal ob König oder Bettler, Dämon oder Magier. Diese Sippe war übrigens der Kriegerclan der N'de. Der Feuerclan war dazu geboren zu kämpfen und zu sterben. So wollten es die Götter. Denn was nützen Himmel und Luft, Wasser und Erde ohne Berserkermut, Kraft und Tod? Ohne Tod gibt es kein neues Leben, ohne Ende keinen neuen Anfang, denn das ist der wahre Lauf der Welt. Jedenfalls waren durch diese Götterwaffen die Clans mächtig und stark, und ihre gewählten obersten Führer herrschten über Generationen hinweg über ganz Sonnländen. So wie es in der Prophezeiung geschrieben steht. Aber wie so oft in der Geschichte der Menschen zerstörten auch hier Hass, Machtgier und Neid eine blühende Zivilisation. Die vier Clans der N'de unter einem Führer waren die Chance gewesen, eine vielversprechende Zukunft in einer Welt unter der Vorherrschaft unseres Volkes zu gründen. Vereint hätte man die ewigen Überfälle der Sumpfleute und den ständigen Zwist mit den Psa und den anderen Rassen endlich beenden können. Den es kam die Zeit, in der die Überfälle unserer Feinde immer dreister wurden.«

»Aber was habe ich mit all dem zu tun, warum...?«

»Hab Geduld, Thorak«, unterbrach die Frau meine vorschnelle Frage.

»Schließlich kann ich dir nicht mit ein paar Sätzen die letzten tausend Jahre der Geschichte der N'de erzählen.«

Ich senkte geknickt meinen Kopf und lauschte weiter ihren Worten. Diesmal, so nahm ich mir vor, würde ich meine Ungeduld bezähmen und Anila ausreden lassen.

»Aber du hast recht, ich schweife mit meiner Erzählung zu sehr ab. Lass mich also darüber berichten, weshalb ich auf der Suche nach dir war.«

Nachdenklich betrachtete mich Anila einen Moment lang. Ein

kurzes Zucken ihrer Mundwinkel ließ mich glauben, das sie mit dem, was sie betrachtete, zufrieden war.

Dann erzählte sie weiter.

»Vor etwas weniger als zwanzig Sommern geschah dann etwas, das die Weltordnung der N'de ins Wanken brachte. Karnak, der Führer des Wasserclans, war ein machtbesessener, jähzorniger Mann, der es nie verwinden konnte, dass er nicht zum Führer aller N'de gewählt wurde. Verblindet von seiner Gier nach Macht und Reichtum verbündete er sich mit den Todfeinden unseres Volkes, den Psa und deren unheimlicher Priesterschaft. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm innerhalb kürzester Zeit, Blutaxt und Mondschild in seinen Besitz zu bringen. Als Träger des Heggenhelms fehlt ihm jetzt nur noch jenes Schwert, welches mit seiner Klinge alle Kreaturen dieser Welt vor seinem Träger gleich macht. Damit wäre er der Herrscher von Sonnlanden und danach ist es gewiss nur noch eine Frage der Zeit, bis er und diese widerliche Brut der Psa den tausend Königreichen von Kitani ihren Willen aufzwingen. Borak aber, dein Vater und der Führer des Feuerclans, ahnte die Gefahr bereits im voraus, und als die Horden der Psa sein Lager überfielen, deine Brüder und Schwestern erschlugen, da war er schon auf dem Weg nach Norden, um dich und das Schwert in der Fremde vor diesem Abschaum zu verstecken.«

Sichtlich betroffen starrte ich ins Feuer. Hunderte von Gedanken wirbelten in meinem Kopf durcheinander. Ich umkrampfte unwillkürlich den Griff meines Schwertes. Mein Hals war auf einmal trocken.

»Was soll nun geschehen?«

Anila starrte mich entschlossen an.

»Wir gehen nach Süden, in das Land der N'de. Dort werden dich die Schamanen auf deinen weiteren Lebensweg vorbereiten. Du bist zwar noch jung, aber ich denke, in ein, zwei Sommern wirst du der Aufgabe gewachsen sein. Jetzt leg dich hin und versuche, noch etwas zu schlafen. Wir brechen morgen in aller Frühe auf. Bei unserer Reise in das Land deiner Geburt werde ich dir dann mehr über die N'de und deren Schicksal, das so eng mit dem deinen verbunden ist, berichten.«

Ich richtete mich auf. Beklommenheit hatte mich ergriffen. Ich musste mich jetzt entscheiden, danach gab es kein Zurück mehr. Ich spürte, dass hier und heute ein neuer Lebensabschnitt für mich beginnen würde.

Ich entschied mich für Anila und die N'de, aber da gab es dennoch etwas, das ich vorher noch regeln musste.

»Ich gehe mit dir, aber vorher muss ich noch einmal zu den Gauklern zurück.«

Anila blickte mich ernst an.

Sie trat neben mich und legte ihre Rechte schwer auf meine Schulter.

»Wir haben eigentlich keine Zeit mehr zu verlieren. Die Psa sind bereits auf deiner Fährte, ich habe erst heute Spuren von ihnen gefunden. Aber es ist deine Entscheidung, du musst wissen, was du tust.«

Ich nickte und sah die Sorge in den dunklen Augen der Kriegerin. In mir stiegen für einen Moment leise Zweifel auf, aber dann strafften sich meine Schultern und ich schüttelte die trüben Gedanken aus meinem Kopf wie ein Hund das Wasser aus seinem Fell. Verdammt, ich war es den Gauklern und vor allem Khim schuldig, ihnen die Augen über Sikh zu öffnen.

Der Kerl war eine Bestie in Menschengestalt. Das Wenige, was ich im Lager über ihn in Erfahrung bringen konnte, gemeinsam mit den Berichten aus Nadarko und etwas gesundem Menschenverstand, ergaben zusammen das Bild eines Mannes, der Gefallen daran fand, Frauen zu umgarnen, sie gefügig zu machen, um sie anschließend im Liebesrausch zu töten.

Thak wusste von dieser dunklen Seite seines Sohnes, nur deshalb war es zu erklären, warum die Gauklersippe so rasch von einem Ort zum anderen zog.

Die Gaukler hatten ein Recht darauf, dies alles zu erfahren. Das sagte ich auch Anila in aller Deutlichkeit.

»Ich muss die Gaukler warnen«, sagte ich.

»Du hast recht«, erwiderte Anila und der zweifelnde Unterton in ihrer Stimme wich. Dennoch blieb sie ernst.

»Die Zeit wird knapp, aber man darf einmal getroffene Ent-

scheidungen nicht ständig in Frage stellen. Du bist alt genug, du musst wissen, was zu tun ist. Ich gebe dir bis morgen Abend Zeit, um all diese Dinge zu regeln.«

Jetzt lächelte sie und ich lächelte zurück.

»Ich werde hier auf dich warten.«

Das Vertrauen, das sie in mich gesetzt hatte, war groß. Ich wollte Anila nicht enttäuschen, ich wollte einfach eine gewisse Sache zu Ende bringen. Kurz darauf verließ ich die Hütte, während der alte Ibo mit gesenktem Kopf mir auf meinem Weg folgte.

Draußen regnete es immer noch. Der Wind trieb mir einen Schwall Regenwasser ins Gesicht und ein Blitz zuckte über das sturmumtoste Land. Dann donnerte es wieder.

Ich schüttelte mich.

»Viel Glück auf deinem Weg«, sagte Anila.

»Wenn es so weiter regnet, werde ich wohl besser ein Boot benutzen«, erwiderte ich.

Aus den Augenwinkeln heraus beobachtete ich, wie sie ihr kantiges Gesicht zu einem schmalen Grinsen verzog.

Ich werde gejagt

Irgend etwas stimmte nicht.

Schon früh am Morgen, als ich die Hütte und Anila verlassen hatte, um gewisse Dinge im Lager der Gaukler endgültig zu klären, verspürte ich zum ersten Mal ein Gefühl von Gefahr.

Jetzt zügelte ich mein Pferd auf einer schroffen Hügelkette und startete unruhig auf das Lager der Gaukler, deren bunt bemalte Wagen weit verstreut am Ufer standen.

Hier und da zogen blaugraue Rauchschwaden aus den Feuerluken gen Himmel.

Am nördlichsten Ende des Lagers erkannte ich die Gestalt der Nachtwache neben dem Signalfeuer. Der Mann hatte sich einen knielangen Umhang um die Schultern geworfen und hielt sich am Schaft seines Speeres fest.

Der dreieckige Wächterhut mit der bunten Kokarde war tief in die Stirn gezogen und sein Kopf war ihm bis auf die Brust gesunken.

Bei allen Göttern, dachte ich, die Wache schläft. Ich beschloss, gleich nach meiner Ankunft auch darüber mit den Gauklern zu reden. Mein Blick schweifte weiter, ich erkannte Khims Wagen, die Behausungen der anderen, den Wald im Osten und daneben die Schlucht, von deren Ende man aus in die unendliche Weite des Rulands sehen konnte. Eigentlich war an diesem Morgen alles so, wie an den anderen Morgen zuvor.

Und doch schien sich etwas anzubahnen. Etwas, das ich zwar nicht sehen, hören oder greifen, aber dafür umso deutlicher spüren konnte. Mein Instinkt warnte mich. Erneut beschlich mich tief in meinem Innern das Gefühl von Gefahr.

Aber nichts geschah.

Das Land erstreckte sich friedlich bis zum Horizont vor meinen Augen, und das einzige Geräusch, das die Stille des anbrechenden Morgens durchbrach, war das Rauschen des Bahdurs, des Vaters aller Flüsse in den tausend Königreichen von Kitani. Im Sommer rann nur ein müdes Rinnsal zwischen den beinahe Pfeilschuss weit entfernten Ufern, aber jetzt hatte die Schneeschmelze in den frierenden Bergen ein brüllendes und schäumendes Ungeheuer aus dem Fluss gemacht.

Allmählich schimmerte im Osten der Schein der aufgehenden Sonne durch den Fröhndunst und ich fühlte, wie der Wind durch mein Haar strich.

Die Zeit drängte.

Noch war vom Lager aus kein Laut zu hören. Doch bald würden die Morgenvögel zu singen beginnen, die Gaukler würden erwachen und das Lagerleben würde wieder seinen gewohnten Gang gehen. Ich musste Khim und den anderen unbedingt vorher noch von Thak und dem Doppelleben seines missratenen Sohnes berichten. Ich wollte Ibo gerade meine Fersen in die Seite hämmern und losreiten.

In diesem Moment vernahm ich das dumpfe Dröhnen von Hufschlag.

Sofort spürte ich wieder die Gefahr, jenes unheilvolle, schreckliche Gefühl, das seit dem Morgengrauen mit beinahe jedem Atemzug

deutlicher wurde.

Eine lange Reihe dunkler Punkte tauchte am Ende der schmalen Schlucht auf.

Erst zehn, dann zwanzig, schließlich eine fast unzählige Schar Berittener, deren Hufschlag immer lauter und bedrohlicher anschwell.

Als ich die große Anzahl der Reiter erkannte, wurde mir beinahe schlecht vor Angst.

In der Zwischenzeit war es so hell geworden, dass ich die Reiter klar sehen konnte.

Es waren Zwerge, jene kleinwüchsigen, merkwürdigen Geschöpfe, die in der vergangenen Gewitternacht in so unheimlicher Weise an meinem Unterschlupf vorbei geritten waren.

Nachdem ich den ersten Schrecken überwunden hatte, beobachtete ich, wie einer der Männer die Hand erhob und alle anderen Zwerge sich mit ihren Pferden neu formierten und einen Halbkreis am Eingang der Schlucht bildeten. Das Licht der aufgehenden Sonne brach sich auf ihren hörnerbesetzten Helmen, den eisernen Schilden und dem Stahl ihrer Waffen. Meine Unruhe wuchs. Mir fiel auf, dass die Hände der Reiter auf ihren Schwertgriffen lagen und einige von ihnen jetzt Pfeil und Bogen in den Fäusten hielten. Sie sind kampfbereit, dachte ich noch erschrocken und genau in diesem Moment geschah es!

Mit tödlicher Genauigkeit zischte ein Pfeil aus dem Pulk der Reiter und bohrte sich in den Rücken des schlafenden Wächters. Der Posten zuckte hoch, verharrte in halb aufgerichteter Stellung und kippte nach vorne. Er fiel mit dem Gesicht direkt ins Feuer. Flammen schlugen hoch und binnen weniger Sekunden war sein ganzer Schädel schwarz.

Ich schrie, ich war wie von Sinnen. Ich brüllte aus Leibeskräften, doch meine Stimme ging unter in einem Inferno aus tobenden Zwergen, stampfenden Pferden und klirrenden Schwertern. Im Lager wurde es lebendig, hier und da rannten halb nackte Gaukler aus den Wagen und einer wollte vom anderen wissen, was passiert war.

Thak, der Clanführer der Gaukler, stolperte schlaftrunken aus seinem Wagen. Bei ihm war Sikh, sein Sohn, ebenso verschlafen und langsam.

Instinktiv versuchten beide, zu den Pferden in der Nähe zu gelangen.

Er wollte nicht mit den Angreifern kämpfen, jetzt nicht. Denn außer, dass er auch umgebracht worden wäre, hätte sich gar nichts geändert.

Thak schaffte es, eines der graubraunen Reittiere zu besteigen.

Er zog seinen Sohn hinter sich auf den Rücken des Pferdes. Dann zischten Pfeile durch die Luft. Das Pferd brach zusammen, von mehr als einem Dutzend der gefiederten Todesboten getroffen. Thak rührte sich nicht mehr, als er zusammen mit dem Pferd auf den Boden krachte. Aber Sikh kam noch einmal auf die Beine.

Er taumelte zu seinem Vater, brach vor ihm zusammen und kroch mit letzter Kraft weiter, bis er mit der ausgestreckten Hand die Hand seines Vaters berühren konnte. Danach bewegte sich auch Sikh nicht mehr.

Die Zwerge ritten weiter und trieben ihre Pferde über den regungslos am Boden liegenden Vater und Sohn. Sicherlich hatten beide eine Strafe zu bekommen, aber dieses Schicksal hatten sie nun wirklich nicht verdient.

Ich glaubte, verrückt zu werden.

Ich schrie, bis mein Hals zu schmerzen begann, ich schrie immer wieder Khims Namen und die Namen von Grim und Illka, aber vergebens. Tatenlos musste ich mit ansehen, wie diese zwerghaften Gestalten die Gaukler einfach niedermetzten. Ich musste mit ansehen, wie sie mit ihren Schwertern Männern, Frauen und Kindern die Köpfe abschlugen. Ich biss mir auf die Unterlippe, bis kleine Blutstropfen über mein Kinn rannen und es hätte nicht mehr viel gefehlt, dann hätte ich gekotzt.

Fast alle Zwerge hielten jetzt Pfeil und Bogen in den Händen und schossen vom Rücken ihrer Pferde wahllos auf die fliehenden Gaukler. Sie schossen so kaltblütig und gefühllos, als veranstalteten sie ein Wettschießen auf Strohpuppen.

Männer, Frauen und Kinder flohen schreiend.

Einige von ihnen entkamen, aber viele blieben als Leichen zurück und bedeckten mit ihren toten Körpern den Boden.

Irgendwann glaubte ich, dies alles nicht mehr ertragen zu können

und schloss wimmernd die Augen. Heiße Tränen rannen über mein Gesicht, Tränen der Wut und Verzweiflung. Als ich die Augen wieder öffnete und mich umschaute, zitterte ich am ganzen Körper und glaubte sterben zu müssen. Aber ich starb nicht, ich lebte weiter und musste das Grauen ertragen. Dann, irgendwann, blickten ein paar der Mörder aus einer Laune heraus in meine Richtung. Sofort ertönte wildes Geschrei und es dauerte nicht lange, bis drei von ihnen ihre Pferde an den Zügeln herumzerrten und direkt auf mich zukamen.

Einen Moment lang war ich unfähig, mich zu bewegen.

Ein stählerner Ring schien sich um meine Brust zu legen und mehr und mehr zusammenzuziehen. Die Luft wurde mir knapp, mein Herz hämmerte.

Ich sah die Reiter und ich sah den Fluss.

Ich wollte leben und ein Gefühl tief in meinem Innern sagte mir, dass das Wasser meine einzige Chance war. Dann sprengten die Reiter heran. Es waren stämmige, untersetzte Männer, die wie angewachsen im Sattel saßen und brüllend ihre Schwerter schwenkten. Ein triumphierendes Lachen verzerrte ihre Gesichter und in ihren Augen erkannte ich die pure Lust am Töten. Ich überlegte nicht lange.

Ich stieg aus dem Sattel, rannte auf den Fluss zu und sprang kopfüber ins Wasser.

Es war der Monat der blühenden Gräser und es war in dieser Gegend bereits frühlingshaft mild und angenehm.

Der Fluss aber war angefüllt mit dem Schmelzwasser der nahen Berge. Ich vermeinte in pures Eis einzutauchen, als ich im Wasser versank. Die Kälte des Flusses ließ mich für einen Augenblick fast gefühllos werden. Ich tauchte wieder auf und rang schreiend nach Atem.

Die Kälte tat weh. Einen Moment lang war ich wie gelähmt. Aber dann bewegte ich meine Glieder, mein Atem wurde ruhiger und kraftvoll pflügten meine Arme und Beine durch das Wasser.

Als ich den Kopf wandte, sah ich am Ufer die Zwerge stehen, wild mit den Händen gestikulierend, fluchend. Dann riss der Fluss mich mit.

Ich versuchte zu schwimmen.

Um mich herum brüllte und tobte der Fluss, Gischt peitschte mir schmutzig braunes Wasser ins Gesicht. Wie eine gewaltige Lawine aus Schlamm und Dreck wälzte sich das Wasser durch das Flussbett gen Süden. In der Mitte des Infernos versuchte ich verzweifelt wieder das Ufer zu erreichen. Immer wieder wich ich dabei Unmengen von zerborstenen Baumstämmen, Lehmbrocken und toten Tieren aus, die das aufgewühlte Wasser mit sich führte. Während die Fluten mich mittrugen, arbeitete ich mich langsam auf das rettende Ufer zu, das wegen der Schneeschmelze mehr als zwei Pfeilschussweiten voneinander entfernt war. Aber immer wieder riss der Fluss mich weiter, mein Körper schoss dahin wie ein Pfeil.

Ich hatte das Gefühl, durchs Wasser zu fliegen.

Ich wurde hochgeworfen wie ein welkes Blatt, wurde wieder unter Wasser gedrückt und prallte gegen Gesteinsbrocken, die mitten im Fluss lagen.

Irgendwann aber schaffte ich es und blieb erschöpft am Uferrand liegen.

Völlig ausgepumpt lag ich auf dem Rücken und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Ich zitterte am ganzen Körper vor Schwäche und auch vor Kälte.

Ich wusste nicht, wie lange ich so am Boden lag, bis mein Atem schließlich ruhiger wurde und das Rauschen der Strömung in meinen Ohren endlich nachließ. Schließlich richtete ich meinen Oberkörper auf und erhob mich mit wackligen Beinen.

Für einen Moment erfasste mich Mutlosigkeit.

Heiße Tränen der Angst und Verzweiflung rannen über mein Gesicht.

Aber da gab es etwas tief in meinem innersten Kern, das mir sagte, dass ich mein Schicksal annehmen musste. Allmählich verdrängte ich die Furcht und mein Körper straffte sich. Bei den Göttern, ich war schließlich ein N'de und gehörte zu den Leuten des Feuerclans. Kämpfen gehörte bei meinem Clan anscheinend zum täglichen Leben, wie das Essen, Schlafen oder Trinken.

Das Leben war hart. Überall im Land herrschte das Gesetz der Wildnis und täglich wurde man vor neue Herausforderungen gestellt.

Wer versagte, ging unweigerlich unter. Ich blickte ein letztes Mal auf die Fluten des Flusses und trottete dann mit stoischem Gleichmut gen Süden.

Vor den Zwergen, deretwegen ich in den Fluss gesprungen war, hatte ich heute nichts mehr zu befürchten. Die dahinjagenden Wassermassen hatten mich in den vergangenen Stunden weiter gebracht, als es ein geübter Reiter mit einem Pferd an einem ganzen Tag in dieser Gegend vermochte.

Stunde um Stunde trottete ich nach Süden, immer am Ufer des Flusses entlang, in der Hoffnung auf das baldige Erreichen einer Siedlung.

Dabei sang ich immer wieder die alten Lieder aus meinem Dorf vor mich hin.

Nicht nur wegen des monotonen Textes, sondern auch wegen des beruhigenden Taktes, der mir half, ein gleichmäßiges Schrittempo einzuhalten und die Ereignisse der letzten Stunden zu verdrängen.

Am Abend schlief ich erschöpft im Unterholz eines kleinen Wäldchens.

Doch in dieser Nacht brachte mir der Schlaf keine Erholung.

Wirre Traumbilder durchzuckten mein Unterbewusstsein. Ich sah die Gesichter der Gaukler vor mir. Ich sah Khim und all die anderen aus der Gilde und ich sah ihr Sterben, glaubte ihre Schreie zu hören. Die Gesichter verschwammen wieder, dann tauchten die Fratzen der Zwerge auf. Brüllend, schwertschwingend und alles war voller Blut.

Schweißgebadet wachte ich am anderen Morgen wieder auf.

In den Krallen der Mic-Mac

Die ersten Sonnenstrahlen hatten mich geweckt.

Benommen hob ich den Kopf. Wirre Träume hatten mich in der Nacht heimgesucht und ich hatte das Gefühl, überhaupt nicht geschlafen zu haben. Wahrscheinlich war es auch so, ich fühlte mich wie gerädert. Plötzlich raschelte es in einem nahen Gebüsch, ich wälzte mich zur Seite und war sofort hellwach.

Meine Rechte umfasste den Griff von *Gleichmacher*, der neben meinem Kopf im Boden steckte. Als ich mich aufrichtete und das Schwert aus der Erde zog, sah ich aus den Augenwinkeln heraus, wie ein Hase davonsprang.

Ein Kanten hartes Brot und etwas Trockenfleisch war seit vorgestern meine letzte Mahlzeit gewesen. Deshalb zog sich mein Magen beim Anblick dieses herumspringenden Frischfleisches fast schmerzhaft zusammen. Aber ohne Pfeil und Bogen oder einer schussbereiten Armbrust in den Händen hatte ich nicht die geringste Möglichkeit, mir diesen Braten zu sichern.

Also schob ich das Schwert zurück in den Gürtel, schickte dem Hasen einen vernichtenden Blick hinterher und nahm stattdessen einen kleinen Kieselstein vom Boden auf, den ich in den Mund steckte.

Diese Lektion aus jenen Tagen, die ich mit Khim dem Gaukler verbracht hatte, war mir inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen.

Es war ganz einfach.

Die Zunge bewegte sich beim Laufen über den Stein, die Speicheldrüsen wurden dabei angeregt und der Durst und das bohrende Hungergefühl waren somit leichter zu ertragen.

Ich rückte das Schwert im Gürtel gerade und verließ mein Lager in Richtung Süden.

Bald darauf stieß ich auf einen Wildpfad.

Kurze Zeit später hatte ich das Ende des kleinen Wäldchens erreicht und vor mir erstreckte sich eine weitläufige Ebene, auf der kniehohes Blaugras in dichten Büscheln wuchs. Hier und da ragten knorrige Bäume aus dem Land und im Westen erhoben sich die rotbraunen Berge einer unwirtlichen Felslandschaft.

Die ganze Ebene schien menschenleer.

Nur der Wind strich mit leisem Ächzen durch das hohe Gras.

Ich erreichte die Berge, als die Sonne einer weißglühenden Scheibe fast senkrecht am stahlblauen Himmel stand. Dann war ich fast am Ende meiner Kräfte. Mit jedem Schritt wurden meine Beine allmählich schwerer und ich hatte schließlich das Gefühl, Blei in meinen Gliedern zu haben.

Ich schleppte mich förmlich auf die Felsen zu. Ich hatte Seitenstiche, meine Lunge schien zu brennen und vor meinen Augen begannen schwarze Punkte zu tanzen.. Als ich ein hüfthohes Dornengestrüpp am Fuße der Bergkette erreicht hatte, stieß ich auf eine kleine Quelle. Ich stürzte mich gierig darauf und tauchte meinen Kopf in das Wasser. Als ich mich wieder aufrichtete, fühlte ich mich wie neugeboren. In diesem Moment erklang Hufschlag.

Ich wandte den Kopf und sah vier Reiter hinter mir durch das Gras galoppieren.

Sie kamen von links und sie waren verdammt schnell.

Keine zwei Atemzüge später tauchte der erste Reiter bereits zwischen den Felsen auf. Seine dunkelgrüne Uniform war staubig und von dunklen Schweißflecken gezeichnet. Die anderen Reiter folgten knapp dahinter, dumpf erzitterte der Boden unter dem Stampfen unzähliger Pferdehufe.

Sie hatten mich längst entdeckt und kamen gradewegs auf mich zugeritten.

Ich hatte bei ihrem Anblick plötzlich einen richtigen Kloß im Hals und in meinem Bauch begann es nervös zu kribbeln.

Ohne weiter darüber nachzudenken, rannte ich los.

Ich rannte wie von Sinnen zwischen den Felsen umher. In meinen Ohren rauschte das Blut und in meinen Schläfen begann es zu hämmern. Erneut tanzten schwarze Punkte vor meinen Augen.

Ich hatte das Gefühl, bereits meilenweit zu rennen, aber ich gelangte vom Anblick des ersten Reiters an bis zu dem Moment, als sie mich eingeholt hatten, keine zweihundert Schritte weit.

Erst bemerkte ich einen Schatten neben mir, dann erkannte ich aus den Augenwinkeln heraus den rothaarigen Schädel eines der Reiter, danach traf mich ein mörderischer Hieb in den Rücken.

Ich überschlug mich im Laufen förmlich in der Luft, wurde hart zu Boden geschleudert und rollte noch einige Schritte über den steinigen Boden, bevor ich das Bewusstsein verlor.

Als ich die Augen öffnete und den Kopf zur Seite drehte, war ein

schwerer Reitstiefel das Erste, was ich erkennen konnte. Mein Schädel drohte zu platzen, vor meinen Augen drehte sich alles und ein Gefühl der Übelkeit kam in mir hoch.

Ich stöhnte leise und hörte gleich darauf jemanden in meiner Sprache ein paar abgehackte, kehlige Worte sagen:

»Du wach!«

Danach traf mich die genagelte Sohle eben jenes Reitstiefels unvermittelt in den Bauch. Ich hatte das Gefühl, in der Mitte zu zerbrechen und rollte hilflos über den Boden. Vor meinen Augen drehte sich alles. Mein Magen hob sich und ich übergab mich.

»Du aufstehen!«

Die Stimme drang wie durch dicke Watte an mein Ohr.

Irgendwie schaffte ich es mich aufzurichten und starrte die Reiter durch einen bunten Schleier an.

Es waren stämmige, untersetzte Männer mit breiten Schultern und narbigen Gesichtern. Ihre zerschlissenen, grünen Uniformen waren staubig wie nach einem langen, harten Ritt.

Ich betrachtete die Männer erneut und glaubte nun zu wissen, mit wem ich es zu tun hatte. Diese Reiter waren Angehörige eines Bergstammes, der den merkwürdigen Namen Mic-Mac trug. Während meiner Zeit bei den Gauklern hatte ich bereits einige Male Bekanntschaft mit diesen seltsamen Leuten gemacht. Außer den feuerroten Haaren, das ihrem Volk so eigen war, fielen sie fast immer durch ihr ungehobeltes Auftreten auf. »Erst schlagen, dann fragen« schien in etwa ihr Lebensmotto zu sein. Viel mehr war über dieses seltsame Volk nicht bekannt, außer dass sie irgendwo im Südwesten in den Bergen hausten.

Ich blickte mich um, sah die Felslandschaft, in der wir uns befanden, sah die Mic-Mac Krieger und mir wurde plötzlich klar, dass ich mich ungefragt in ihrem Gebiet aufhielt.

Aber mir blieb keine Zeit, mir über diese Dinge weiter den Kopf zu zerbrechen.

Die Männer unterhielten sich kurz in ihrer eigentümlichen, abgehackten Sprache und dann trat einer von ihnen auf mich zu. Es war der Mann, mit dessen Reitstiefel ich vor kurzem noch schmerzliche Bekanntschaft geschlossen hatte.

»Wie Name?«

»Thorak«, sagte ich.

Der Mann musterte mich einen Moment lang mit ausdruckslosem Gesicht.

»Was du Junge machen hier? Warum laufen auf Fährte der Psa? Du Späher?«

Ich schüttelte den Kopf und sagte: »Ich gehöre zur Gilde der Gaukler. Nach unserer letzten Vorstellung in Nadarko wollten wir weiter nach Süden. Aber vor zwei Tagen überfielen uns die Psa und töteten alle meine Leute. Ich konnte nur entkommen, weil ich in einen Fluss gesprungen bin.«

»Du nicht lügen?«, entgegnete der Mann.

»Was jetzt?«, fragte ein anderer, dessen Gesicht von Pockennarben furchtbar entstellt war. Dabei musterte er mich aus seinen wässrigen grünen Augen wie ein lästiges Insekt.

»Wir mitnehmen«, war die Antwort und im gleichen Augenblick krallte sich eine Faust in mein Haar und der Mann zog mich brutal hinter sich her. Er riss mir fast die Kopfhaut ab. Er schleifte mich zu seinem Pferd und setzte mich hinauf. Ich wurde am Sattelhorn festgebunden, dann stieg er hinter mir auf. Auch die anderen Männer hatten ihre Tiere bestiegen.

»Du gut zuhören. Wir jetzt reiten in Lager, dort wird Zas-tee entscheiden. Wir reiten schnell jetzt, keine Zeit für Sprechen mehr. Du verstehen?«

Bevor ich antworten konnte, schlug er mir eine Faust in die Nieren. Ich brüllte vor Schmerzen, während die anderen Männer lachten.

Dann ritten sie mit mir nach Südwesten.

Irgendwann in der Nacht hielten sie an.

Die Männer zügelten ihre Pferde am Ufer eines kleinen Flüsschens. Ich musste absteigen, erhielt einen Kanten Brot, etwas Trockenfleisch und Wasser. Danach wurde ich an einen Baum gefesselt und musste in ziemlich unbequemer Lage auf dem Boden hocken. Trotzdem schlief ich irgendwann in der Nacht ein.

Als die Sonne im Osten des Landes aufging, wurde ich mit einem Stiefeltritt geweckt. Ich öffnete die Augen und sah die vier Männer am Boden hocken. Zwischen ihnen flackerte ein kleines, rauchloses Feuer. Mitten in der Glut stand ein verbeulter Kessel, in dem irgendein Gebräu vor sich hinköchelte.

Die Männer tranken aus Holzschalen.

Auch ich hatte Durst und Hunger, aber diesmal bekam ich nichts. Als die Mic-Mac sahen, dass ich wach war, erhoben sie sich und schütteten den Rest des Kesselinhalts ins Feuer. Es zischte und in der Luft hing plötzlich der Duft von aufgekochten Kräutern und Beeren.

Einer der Männer stieß mit dem Stiefel die glühenden Überreste des Feuers auseinander.

Ich wurde wieder im Sattel festgebunden und der Ritt ging weiter.

Ich fühlte mich hundeehend und hätte am liebsten geheult. Was mir so zu schaffen machte, waren nicht Hunger und Durst oder die Schmerzen der erhaltenen Prügel, sondern die Ungewissheit über mein weiteres Schicksal. Ich warf einen verzweifelten Blick zurück. Irgendwo dort hinten wartete Anila auf mich und ich war mir sicher, dass ich sie nie mehr wiedersehen würde.

Zwei Tage lang ritten wir über halbsbrecherische Wege mitten durch das Gebirge.

Am Mittag des dritten Tages kreuzte eine Ziegenherde unseren Weg und wenig später zügelten die Männer ihre Pferde auf einem Felsplateau.

Darunter erstreckte sich vor meinen Augen ein weitläufiges Tal, das überzogen war mit immergrünen Büschen und Bäumen. In der Mitte des Tales schimmerte das silberne Band eines großen Flusses und überall waren Felder mit Bewässerungsanlagen zu sehen und Windräder, die das Wasser in diese Gräben pumpeten. Im Osten erhoben sich die weißen Mauern und Spitztürme einer kleinen Stadt.

»Wir da!«, sagte der Mann, der hinter mir auf dem Pferd saß. Lachend und schwatzend ritten sie auf das wuchtige Stadttor, während sich in mir Verzweiflung ausbreitete.

Was sollte mit mir geschehen?

Ich starrte die hohen Mauern an und war mir plötzlich sicher, dass es für mich keinen Ausweg mehr gab, wenn die schweren Torflügel

sich erst einmal wieder hinter mir geschlossen hatten.

Unwillkürlich versteifte ich mich, aber der Mann hinter mir schien zu ahnen, dass ich etwas vorhatte. Eine harte Faust bohrte sich in meinen Rücken und ich hatte das Gefühl, mein Kreuz sei gebrochen. Ich schrie laut auf, denn der wahnsinnige Schmerz, der durch meinen ganzen Körper jagte, war nicht zu ertragen. Lachend ritten sie mit mir durch das weit geöffnete Stadttor. Außer den Schmerzen erfüllte mich jetzt auch eine tiefe Hoffnungslosigkeit. Es gab nichts mehr, was mich noch aus den Krallen der Mic-Mac retten konnte.

Im Verlies des Grauens

Die Hufe unserer Pferde erklangen wie grollender Donner, als wir über der heruntergelassenen Zugbrücke durch das zweiflügelige, mit Eisen beschlagene Stadttor ritten. Der Wind trug uns den blechernen Ton einer Fanfare zu. Die heimkehrenden Reiter waren anscheinend gesichtet worden, und man erwartete sie bereits ungeduldig.

Ein Torwächter hob die Hand zum Gruß und trat danach in sein Postenhäuschen zurück, um uns vorbeizulassen.

Irgendwo am Ende der Stadt begann eine Glocke zu läuten.

Aus einer schmalen Seitengasse rannte ein übermütiger Straßenkötter bellend auf uns zu, sprang an den Pferden hoch und versuchte, nach den Beinen der Reiter zu schnappen. Ein harter Stiefeltritt des vordersten Mannes ließ das Tier jaulend unter dem hölzernen Vorbau eines der Häuser verschwinden. Am Brunnen auf dem Marktplatz standen zwei Frauen mit Holzeimern, die uns grimmig entgegen starrten, und im Schatten der Häuser hockten mehrere Männer, die bei unserem Anblick lauthals zu fluchen begannen.

Als wir langsam weiter ritten, traten immer mehr Menschen aus den Häusern, die mich feindselig ansahen. Ich konnte ihre düsteren Blicke fast körperlich spüren.

Als die Männer vor einem weitläufigen Gebäude am östlichen Rand des Platzes ihre Pferde zügelten, scharten sich immer mehr

Leute auf dem Marktplatz zusammen.

Ich hörte einige Männer etwas rufen, da ich ihre Sprache aber nicht verstand, konnte ich nur ahnen, was geschrien wurde.

Es war sicher alles andere als ein Willkommensgruß.

Die Männer lösten meine Fesseln und hoben mich vom Pferd.

Dann drängten sie mich in das Gebäude.

Die Leute auf dem Marktplatz schrien jetzt alle durcheinander und zeigten ständig auf mich. Einige von ihnen trugen frische Verbände.

Dann erhielt ich einen heftigen Schlag ins Kreuz und stolperte förmlich über die Schwelle des Gebäudes.

Die Tür hinter mir wurde zugeschlagen und der Lärm von draußen war plötzlich nur noch gedämpft zu hören.

Ein rotbärtiger Koloss in einer einfachen grünen Uniform trat auf mich zu, musterte mich einen Moment lang skeptisch und zeigte schließlich mit seiner Schlüsselbund bewehrten Rechten nach vorne.

Wir gingen einen langen dunklen Gang entlang, an dessen Ende eine Treppe lag, die abwärts führte. Der Mann mit dem Schlüsselbund zündete eine Fackel an, ging vor uns her und führte uns weiter die Treppe hinunter.

Muffige, faulig riechende Luft wie aus einem Grab schlug mir entgegen.

Einen Moment lang zögerte ich.

Da trat mir einer der Männer, die mich gefangen genommen hatten, unvermittelt in den Rücken. Ich stürzte und fiel die harten Stein-
stufen bis nach unten. Als ich am Fuß der Treppe stöhnend liegen geblieben war, hatte ich das Gefühl, mir sämtliche Knochen im Leib gebrochen zu haben.

Über mir lachten die Reiter und der Wächter höhnisch auf. Ihr Gelächter hallte hohl und düster durch das Gewölbe.

»Ihr verdammten Schweine!«, keuchte ich voller Wut und Hilflosigkeit, doch schon im nächsten Moment schälte sich eine Gestalt aus der Dunkelheit, packte mich an den Schultern und stellte mich ziemlich unsanft wieder auf die Beine.

Einen Herzschlag lang erkannte ich ein grobschlächtiges bleiches Gesicht vor dem meinen. Dann erhielt ich einen Stoß, der mich auf eine offene Tür zuschleuderte.

Das spärliche Licht zweier Pechfackeln ließ den Raum dahinter unheimlich und düster wirken.

In der Mitte stand ein Stuhl, ein Stück dahinter befand sich ein Tisch, hinter dem zwei rothaarige ältere Männer saßen.

Sie starrten mir schweigend entgegen.

Dabei musterten sie mich von oben bis unten, als gäbe es etwas Besonderes an mir zu sehen. Der Mann, der mich hereingebracht hatte, stieß mich auf den Stuhl.

Als ich mich zögerlich setzen wollte, wurde ich von hinten gepackt und auf das Möbelstück gepresst. Ein Strick wurde mir um den Oberkörper geschlungen, meine Hände auf den Seitenlehnen festgebunden.

Dann verließ der Mann, der mich gefesselt hatte, den Raum. Ich konnte es nur erahnen, als ich das leise Klappern einer Tür hörte. Denn als er ging, sprach er kein Wort und umdrehen konnte ich mich sowieso nicht.

Mir wurde gleichzeitig heiß und kalt, ich fühlte mich so hilflos wie ein neugeborenes Kind und in meinem Kopf wirbelten tausend Gedanken durcheinander.

Was hatte man mit mir vor?

»Wohin warst du unterwegs, als du gefangen genommen wurdest?«

Die Stimme des Mannes war ausdruckslos, ohne Wärme und ohne Gefühl.

»Was sucht ein Junge aus den Südländern im Gebiet der Mic-Mac?«, fragte der andere.

»Warum antwortest du nicht?«, sagte der Erste.

Ich hatte mit angesehen, wie die Menschen, die mir bis dahin ein Zuhause geboten hatten, brutal ermordet wurden, ich hatte einen Fluss mit eiskaltem Schmelzwasser durchschwommen und war tagelang in glühender Sonne querfeldein marschiert. Außer etwas Trockenfleisch und kaltem Quellwasser hatte ich nichts gegessen und ausgeschlafen war ich auch nicht. Dazu hatte ich in den letzten Stunden allerhand Prügel eingesteckt. Ich fühlte mich einfach schwach und ausgebrannt und wusste im Moment keine richtigen Antworten auf ihre Fragen.

Ich schloss die Augen und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Dabei spannte ich alle Muskeln.

Ich hatte Angst, verdammt viel Angst sogar.

Nicht vor dem, was kommen würde, sondern davor, all dem hilflos ausgeliefert zu sein und der Tatsache, nichts dagegen tun zu können.

Ich hörte, wie jemand aufstand und neben mich trat.

Dann kam die Faust und traf mich mit unglaublicher Wucht. Ich glaubte, meine Knochen würden allesamt brechen.

Ich kippte mitsamt dem Stuhl nach hinten um, schlug mit dem Kopf hart am Boden auf und lag dann hilflos auf der Seite.

Der Mann bückte sich und richtete den Stuhl mitsamt mir wieder auf. Ich bemerkte davon kaum etwas. Ich rang nach Luft und versuchte, gegen die Bewusstlosigkeit anzukämpfen, die jetzt durch meinen Körper flutete.

»Hier wird nicht geschlafen, Bürschchen. Ich glaube, du bist dir überhaupt nicht über den Ernst der Lage bewusst, in der du dich befindest. Weißt du eigentlich, warum du hier bist?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Dann hör mir jetzt gut zu, schließlich ist es dein Kopf, um den es dabei geht.«

Ein, zwei Atemzüge lang sah mich der Mann beinahe verständnisvoll an, dann erloschen die freundlichen Züge auf seinem Gesicht und machten einem, jedenfalls hatte ich plötzlich das Gefühl, Unheil verheißendem Blick Platz.

»Wie ist dein Name?«

Ich schwieg noch immer. Ich konnte nichts sagen, meine Kehle war immer noch wie zugeschnürt.

Der Mann seufzte.

»Du machst es mir nicht gerade leicht, freundlich zu bleiben, Junge. Pass auf, wenn du jetzt nicht mit uns redest, werde ich An-lan, den Wächter unserer Verliese, herein rufen. Er ist ein wahrer Meister der Qualen und mit seinem scharfen Messer und ein paar glühenden Kohlen hat er bisher noch jeden hier drinnen zum Reden gebracht.«

Ich wollte gerade etwas sagen, doch in diesem Moment schüttelte der Mann mit einem enttäuschten Seufzen den Kopf.

»Du bist sehr dumm!«

Das ausdruckslose Gesicht des Mannes verschwand aus meinem Blickfeld. Ich hörte wie er die Tür öffnete und nach An-lan rief. Kurz darauf stand ein weiterer Mann vor mir.

Der war klein, vollkommen haarlos und unglaublich fett.

Sein kahler Schädel thronte auf einem unförmigen Körper, an dem bei jedem Atemzug das Fett nur so schwabbelte. Sein aufgeschwemmtes Gesicht war rosafarben und glänzte vor Schweiß. Sogar seine Stimme passte zu ihm. Als er mit den Männern redete, erinnerte es mich an das Quieken eines Ferkels.

Eigentlich sah der ganze Kerl eher wie das Abbild eines Schweins auf zwei Beinen aus, als wie ein gefährlicher Mann, wären da nicht seine Augen gewesen.

Sie waren klein und schmal, beinahe farblos und dennoch widerspiegelten sie alle Heimtücke und Gemeinheiten, die es auf dieser Welt zu geben schien.

Die Männer unterhielten sich kurz in ihrer Sprache. Ich verstand nichts, nur ihre Mimik und der Ton ihrer Worte ließen mich das Schlimmste befürchten.

Plötzlich starrte mich An-lan mit seinen kalten, hässlichen Augen an.

»Ich bringe dich jetzt ins Verlies. Dort hast du Zeit, bis zum Einbruch der Dämmerung über alles nachzudenken. Wenn du dann nicht redest, werde ich mich wohl mit dir beschäftigen müssen.«

Nach diesen Worten lag plötzlich ein zufriedenes Grinsen auf seinem Gesicht.

Dann wurde ich losgebunden, aus dem Raum gestoßen und mit Stiefelritten einen weiteren Gang entlang geprügelt.

In dem Gewölbe herrschte auch bei Tage immer nur ein spärliches Dämmerlicht. Dennoch erkannte ich rechts und links des Ganges vergitterte Zellen. Im flackernden Licht der Fackel, die An-lan trug, glaubte ich, in einigen Zellen Menschen zu erkennen. Es stank auch widerlich nach Kot und kalter Pisse, nach Schweiß und Erbrochenem, nach Blut und nach Angst. Ich weiß, das hört sich im Nachhinein ziemlich dämlich an, aber zu diesem Zeitpunkt hatte ich wirklich das Gefühl, die Angst jener Menschen, die hier eingesperrt waren, förmlich zu riechen.

An der letzten Zelle am linken Ende des Ganges hielt An-lan schließlich an. Ein Schlüsselbund klirrte, die Gittertür wurde geöffnet, dann katapultierte mich ein gemeiner Tritt in die Zelle.

»Ich freu mich schon auf dich!«, lachte der Fette.

Dann fiel die Tür hinter mir ins Schloss und An-lan trat den Rückweg an.

Ich blickte mich um.

Die Zelle war nur mit Stroh ausgelegt. Es gab nicht das kleinste Möbelstück in diesem Raum und das wenige an Stroh stank zu allem Überfluss auch noch modrig und verfault. Ein kleines Fenster spendete spärliches Licht. Es befand sich sehr hoch in der Zellenwand und ich musste schon nach der Unterkante des Fensters greifen und mich an den Gitterstäben hochziehen, um einen Blick ins Freie werfen zu können.

Was ich auch tat, denn das wütende Geschrei der Stadtbewohner wollte nicht enden.

Als ich mit ansah, wie eine aufgebrauchte Menge damit begann, einen Scheiterhaufen zu errichten, breitete sich ein mulmiges Gefühl in meiner Magengegend aus.

Männer, Frauen, ja sogar Kinder stapelten auf dem Marktplatz Reisigbündel, morsche Bretter, Balken und Holzscheite übereinander.

Schließlich verließ mich die Kraft. Ich konnte mich nicht mehr länger festhalten, ließ die Gitterstäbe los und fiel wieder hinunter.

Nachdenklich wanderte ich in der Zelle umher.

Ich dachte ständig an den Scheiterhaufen auf dem Marktplatz und dieses Bild ging mir nicht mehr aus dem Sinn.

Ich musste unbedingt etwas unternehmen.

Bis zur Dämmerung hatte ich noch Zeit.

Fast einen ganzen Tag also, und doch, wenn ich recht überlegte, verdammt wenig Zeit.

Im Zeichen der Nde

Stiefelritte hallten hohl durch das Kerkergewölbe, ein Schlüsselbund klapperte und Stimmengewirr wurde vor meiner Tür laut. Ich schlug die Augen auf und blinzelte in das Dämmerlicht meiner Zelle.

Ich musste eingeschlafen sein. Ich lag zusammengerollt in dem stinkenden, feuchten Stroh und als mir das Ganze allmählich bewusst wurde, richtete ich mich ziemlich schnell auf. In diesem Moment wurde die Tür geöffnet. Zwei Kerkerwächter in grünen Uniformen kamen auf mich zu. Einer von ihnen zielte mit der Spitze seines Speeres genau auf meinen Bauch, während mir der andere eine dampfende Holzschüssel unter die Nase hielt. Darin schwammen in einer kräftigen Brühe ein paar ordentliche Fleischbrocken und etwas Gemüse.

»Essen!« sagte der Speerträger.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

Hastig setzte ich die Schüssel an den Mund und leerte sie rasch. Danach fühlte ich mich besser und während ich noch rätselte, welchem Umstand ich dieses Essen zu verdanken hatte, gab mir der Speerträger auch schon die Antwort.

»Du kannst noch mehr bekommen, wenn du willst. Du musst schließlich wieder zu Kräften kommen. An-lan hat es nicht so gerne, wenn er dich heute beim Verhör mit seinem Messer in kleine Scheiben schneidet und du schon am ersten Abend schlapp machst.«

Bevor ich darauf eine Antwort geben konnte, verließen die beiden auch schon wieder meine Zelle. Ihr höhnisches Gelächter aber hallte noch lange in meinen Ohren wider.

Ich war ratlos.

Ein Anflug von Panik erfasste mich. In so einer hoffnungslosen Lage hatte ich mich bisher noch nie befunden. Es schien keinen Ausweg mehr zu geben, so sehr ich mir auch den Kopf zermarterte.

Ich lief in meiner Zelle hin und her und merkte nicht, wie die Zeit verrann.

Nun, die Dämmerung brach dann ziemlich bald herein und wieder öffnete sich die Tür.

Die beiden Wächter, die mir gegen Mittag etwas zum Essen gebracht hatten, erschienen im Türrahmen und wieder war es der Mann mit dem Speer, der mich ansprach.

»Mitkommen!«

Mein Hals wurde plötzlich trocken und in meiner Magengegend breitete sich ein unangenehmes Gefühl aus.

»Los jetzt, schnell!«, sagte er.

Ich zögerte einen Moment, und schon trat er auf mich zu, packte mich am rechten Handgelenk und zerrte mich zu sich heran. Für einen Moment war sein kantiges Gesicht ganz nah vor dem meinen, dann grunzte der Mann etwas in seiner Sprache und der andere Wächter verpasste mir einen Tritt, der mich durch die offene Zellentür auf den Gang schleuderte. Dort erwartete mich bereits ein weiterer Uniformierter, der mich mit Fußtritten auf jenen Raum zutrieb, den ich bereits von meinem ersten Verhör her kannte.

Diesmal saßen sie zu viert hinter dem Tisch, die beiden Rothaarigen vom Vormittag, An-lan und ein altes, unwahrscheinlich dürres Männchen. Seine Haut wirkte wie brüchiges Leder und überzog faltig die Knochen. Er war so runzelig und gebeugt, dass er aussah, als wäre er tausend Jahre alt. Langes weißes Haar und ein bis auf die Brust fallender weißer Bart umgaben ein asketisches Gesicht mit tief liegenden, fanatisch funkelnden Augen. Ein langes, faden-scheiniges Gewand umhüllte ihn wie eine Vogelscheuche. Irgendwie hatte ich bei seinem Anblick dennoch ein mulmiges Gefühl. Es waren vor allem die Augen, die mir Sorge bereiteten.

Diesmal wurde ich nicht auf den Stuhl gebunden, zu meiner Überraschung bat man mich stattdessen, auf diesem Platz zu nehmen.

Einer der Rothaarigen kam dann auf mich zu und baute sich breitbeinig vor mir auf.

»Bis jetzt haben wir auf dich Rücksicht genommen, weil du noch ziemlich jung bist. Aber jetzt gebe ich dir den Rat, endlich zu reden. An-lan wartet förmlich darauf, dir bei lebendigem Leib die Haut abzuziehen.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß ja überhaupt nicht, was ihr von mir wollt.«

»Hör auf zu lügen!«, schrie der Mann.

»Unsere Spurenleser haben deine Fährte gedeutet und die Umstände deiner Gefangennahme lassen nur einen Schluss zu. Du bist ein Spion der Psa!«

Ich schwieg betroffen.

In was für eine verrückte Idee hatten sich diese Männer da verannt?

»Zum letzten Mal«, sagte der Mann. »Was habt ihr vor? Wo ist euer Lager, wann greift ihr an? Wir kriegen es früher oder später doch heraus. Wenn du redest, rettest du vielleicht dein erbärmliches Leben.«

Mir fehlten einfach die Worte. Die Anschuldigungen waren wirklich absurd.

»Was soll ich dazu sagen?«, erwiderte ich. »Ich gehöre nicht zu den Psa, ich weiß wirklich nicht, was ihr eigentlich von mir wollt.«

»Morgen früh soll sich An-lan mit ihm beschäftigen. Bringt ihn jetzt wieder in den Kerker zurück«, sagte der andere Rothaarige ärgerlich. »Aber gebt ihm vorher noch zehnmal die Peitsche zu schmecken. Er soll wissen, was ihn erwartet, wenn er nicht redet.«

»Wartet!«

Der weißhaarige Alte holte aus irgendeiner verborgenen Falte seines Gewandes einen Lederbecher hervor, in dem es seltsam klapperte.

Dann stimmte er einen monotonen Singsang an und begann, den Becher in den Händen zu schütteln. Dabei wiegte er den Oberkörper im Takt seines Gesangs.

Ich verstand kein einziges Wort, aber dennoch konnte ich meinen Blick nicht von ihm wenden.

Ich weiß heute nicht mehr, was diese Beschwörung bewirkte, jedenfalls ergoss sich der Inhalt des Bechers nach dem Ende des Liedes auf den Tisch. Eine Handvoll heller Steine blieb in einem seltsamen Muster auf der Tischplatte liegen.

Der Alte begann überrascht zu keuchen.

»Das ist das Zeichen des Feuers! Noch nie zeigten die Steine dieses Symbol bei einem Verhör. Wenn es sein muss, gebt ihm fünfzig mit der Peitsche. Er muss reden, er weiß mehr, als er sagt.«

Einer der Rothaarigen stieß einen schrillen Pfiff aus und wenig

später erschienen die zwei Kerkerwächter und führten mich in irgendeinen dunklen Hinterhof des lang gezogenen Gebäudes. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie mir die Männer aus dem Verhörzimmer folgten. Besonders der weißhaarige Alte redete aufgeregt auf die anderen ein.

Im Hof angelangt, verwandelte sich mein Magen augenblicklich in einen Eisblock.

Denn dort stand ein Holzbock mit Lederriemen, und es bedurfte wenig Phantasie um zu wissen, zu was für einen Zweck er sich dort befand.

So langsam schloss ich mit meinem Leben ab. Widerstandslos ließ ich mich auf den Bock binden.

An-lan zerriss mein Hemd.

»Wir werden ab jetzt noch jede Menge Spaß miteinander haben«, keuchte er in mein Ohr. Dann traf mich der erste Peitschenhieb.

Ich zerbiss fast meine Unterlippe.

Beim zweiten Hieb bäumte ich mich in den Lederriemen auf und zählte stumm bis zehn. Beim dritten Schlag wusste ich vor Schmerzen nicht mehr, ob ich Männlein oder Weiblein war, beim vierten Schlag verlor ich fast das Bewusstsein.

Plötzlich schrillte die Stimme des weißhaarigen Alten in meinen Ohren.

Jemand kam auf mich zu, fuhr mit seinen Händen über meinen Nacken und mehrere aufgeregte Stimmen drangen wie durch Watte an mein Ohr.

»Das Zeichen der N'de!«, keuchte jemand in mein Ohr, dann verlor ich endgültig das Bewusstsein.

Die Prophezeiung

Als ich die Augen zum ersten Mal öffnete, leuchtete die rote Morgensonne auf mein Gesicht. Ich lag in einem wunderbar weichen Bett, dessen Kissen ein süßlicher Duft entströmte.

Ich drehte den Kopf zur Seite und musterte den Raum erstaunt.

Ganz offensichtlich befand ich mich im Zimmer einer Frau.

Alle Möbel waren aus hellem Holz gefertigt, es gab Vorhänge an den Fenstern und auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers lag in einer Holzschale ein Strauß frisch gepfückter Blumen.

Außerdem durchströmte ein seltsamer Geruch, der nur schwer zu beschreiben war, den kleinen Raum. Es war irgendwie ein Gemisch aus Lavendel, wildem Honig und zerriebenen Kräutern, jedenfalls ein Duft, den man keinesfalls in der Kammer eines Mannes erwarten würde.

Ich schloss meine Augen und zählte in Gedanken bis zehn, in der Hoffnung, dass dies alles kein Traum bleiben würde, denn ich war am Ende.

Auch wenn ich es mir nicht anmerken ließ, aber dieses verdammte Mic-Mac Volk war kurz davor mich zu zerbrechen. Deshalb war für mich das Bild dieses Zimmers wie ein Blick ins Paradies. Stumm flehte ich die Götter an, dass dieses Zimmer Wirklichkeit bleiben würde, wenn ich erneut die Augen öffnete.

Vorsichtig blinzelte ich erneut in die Morgensonne, aber das Bild des Zimmers blieb bestehen und erwies sich als wirklich.

Die Erleichterung darüber trieb mir fast die Tränen in die Augen. Augenblicke später war die Resignation, die sich tief in meinem Innern festgesetzt hatte, wie durch Zauberhand verfliegen und ich begann wieder Zukunftspläne zu schmieden.

Aber dann meldete sich mein geschundener Körper zurück.

Die Strapazen der letzten Tage und vor allem die Misshandlungen während meiner Gefangenschaft hatten dafür gesorgt, dass ich mich immer noch schwach und ausgebrannt fühlte.

Als ich versuchte mich aufzurichten, verursachte schon die erste Bewegung einen solchen Schmerz, das ich ins Bett zurücksank und

krächzend zu fluchen begann.

Ein weiterer Versuch trieb mir Schweißperlen auf die Stirn und so beschränkte ich mich darauf, mich vorsichtig zur Seite zu rollen, um mich im ersten Licht des Tages gründlich im Raum umzusehen.

Aber bevor ich das Zimmer genauer betrachten konnte, öffnete sich die Tür.

Im ersten Moment dachte ich, mich trifft der Schlag.

Niemand anderes als Anila kam herein.

Sie trug einen schwarzen, lederverstärkten Waffenrock, der bis zu den Knien reichte. Schwarze Reitstiefel, eine dunkle Leinenbluse und eine ärmellose Weste vervollständigten ihre Kleidung. Um ihre schmale Taille hatte sie einen schweren Waffengurt geschlungen, an dessen rechter Seite ein, für eine Frau, ungewöhnlicher Gegenstand, nämlich ein Kurzsword, baumelte. Ihre Haare glänzten ölig, waren straff zurückgekämmt und hinten zu einer Art Pferdeschwanz mit einem Lederband zusammengehalten.

Ihre Augen waren ernst und voller Sorge.

In ihren Händen hielt sie einen großen, tönernen Becher, dessen Inhalt noch dampfte.

Als sie nahe genug vor meinem Bett stand und erkannte, dass noch so etwas wie Leben in mir steckte, leuchtete es in ihren Augen auf. Sie stellte den Becher auf einem Holzschemel ab, der unweit von meinem Bett stand, setzte sich mit einer geschmeidigen Bewegung auf den Bettrand und lächelte seltsam.

»Anila«, krächzte ich heiser. »Wo bin ich hier? Was ist passiert?«

Ich versuchte mich aufzurichten, aber sie drückte mich mit sanfter Gewalt in das Kissen zurück. Ich wollte etwas erwidern, doch ich verstummte, als sie mir sanft den Zeigefinger auf die Lippen legte.

»Pst!«, sagte sie leise.

»Du musst dich jetzt ausruhen, die letzten Tage waren nicht einfach für dich. Außerdem solltest du endlich etwas essen. Je schneller du wieder auf die Beine kommst, umso besser.«

»Ich nehme keinen Bissen zu mir, wenn ich nicht sofort erfahre, was hier gespielt wird«, erwiderte ich sofort. Es sollte hart und fordernd klingen, aber meine Stimme war dünn und farblos und das Ganze kam eher als ein jämmerliches Krächzen aus meinem Mund.

»Jetzt trink erst einmal etwas von dieser kräftigen Suppe!«, sagte Anila ruhig, nahm den Becher vom Holzschemel und hielt ihn mir an die Lippen. Ich schluckte gehorsam, die Suppe war gut. Als ich den Becher mit kleinen Schlucken ausgetrunken hatte, spürte ich, wie sich vor lauter Anstrengung mein Gesicht mit Schweiß überzogen hatte. Dann schlief ich wieder ein.

Zwei Tage vergingen und am Morgen des dritten verließ ich zum ersten Mal aus eigener Kraft mein Bett und lief im Zimmer umher. Ich konnte nun schon wieder ohne Schmerzen tief durchatmen. Die Salbe, mit der man mich mehrmals am Tag einrieb, stank zwar wie ein toter Hund, der mindestens drei Tage in der Sonne gelegen hatte, aber sie half. Meine Rippen waren anscheinend nicht gebrochen und die anderen Wunden, die Peitschenstriemen, Beulen und Blutergüsse waren fast verschwunden. Dennoch würde ich einige Narben mein ganzes Leben lang behalten. Heißer Zorn erfüllte mich. Man hatte mich behandelt wie ein Stück Vieh. Geschlagen, gedemütigt, und all meine Gedanken kreisten immer wieder darum, wie ich Rache nehmen könnte.

Hass kam in mir hoch.

Ich humpelte zum einzigen Fenster des Zimmers und starrte aus zusammengekniffenen Augen hinaus ins Freie. Dieses Fenster war ungewöhnlich großzügig angelegt und ermöglichte mir deshalb einen Blick über die gesamte Straße.

Missmutig starrte ich hinaus.

Die Stadt war aus ihrem nächtlichen Schlaf erwacht und es herrschte bereits ein reges Treiben. Frauen mit Einkaufskörben bevölkerten die Wege und Gassen der Stadt. Unweit von meinem Fenster unterhielten sich zwei Männer und auf der gegenüberliegenden Seite der Straße fegte ein kahlköpfiger Wirt mit einem Besen aus zusammengeschnürten Weidenzweigen die Reste einer anscheinend wilden Nacht aus seiner Taverne. Überall sah ich Bewaffnete umherlaufen und je länger ich das Treiben beobachtete, umso mehr gewann ich den Eindruck, dass all diese Menschen hier

von einer seltsamen Unruhe erfüllt waren.

Doch so sehr ich darüber nachdachte, ich konnte mir diese düstere Stimmung nicht erklären.

»Über was denkst du nach, Thorak?«

Noch bevor ich mich umdrehte, wusste ich, dass es Anila war, die mich mit ihrer Frage aus meinen Gedanken gerissen hatte. Nachdenklich betrachtete ich die Frau.

»Ich denke, es ist Zeit, dass du mir endlich erklärst, was das Ganze hier soll!«

Einen Moment lang warf mir Anila einen prüfenden Blick zu, sagte aber nichts. Erst nach einer Weile, ich hatte bereits ein paar scharfe Worte auf den Lippen, nickte sie mit dem Kopf und sagte leise:

»Was willst du wissen?«

»Alles, von Anfang an.«

»Das ist aber eine lange Geschichte.«

Ich nickte grimmig.

»Ich habe Zeit!«

»Also gut«, erwiderte sie seufzend und sah mir direkt in die Augen. Ihre Gestalt straffte sich merklich und ihr Gesicht wurde ernst.

»Nachdem du zum verabredeten Zeitpunkt nicht in unserer Hütte erschienen bist, begann ich mir Sorgen zu machen und folgte am anderen Morgen deiner Fährte. Schon bald erreichte ich das Lager der Gaukler, oder vielmehr das, was die Hunde der Psa noch davon übrig gelassen hatten. Als ich auf dem Schlachtfeld nach Überlebenden Ausschau hielt, wurde ich von zwei umherstreifenden Spähern der Psa entdeckt. Die beiden waren noch ziemlich jung und unerfahren, denn als sie mich angriffen, benahmen sie sich wie Anfänger. Ich tötete einen von ihnen und fesselte den anderen an einen Baum, um ihn auszufragen. Zuerst war der Kerl ziemlich verstockt. Aber als ich damit begann, die Klinge meines Dolchs über jene Stelle tanzen zu lassen, die gemeinhin einen Mann von einer Frau unterscheidet, zwitscherte der Bursche plötzlich wie ein Vögelchen im Monat der blühenden Gräser.«

Bei diesen Worten verzog sich ihr Gesicht zu einem sonderbaren Lächeln, oder war es eher ein belustigendes Grinsen?

Jedenfalls schien dieses Erlebnis eine gewisse Heiterkeit in der sonst so ernsten und zurückhaltenden Frau auszulösen. Noch Monate danach huschte ein Schmunzeln über ihr Antlitz, wenn man sie auf das damalige Geschehen ansprach.

»Danach war es für mich ein Leichtes, deiner Spur wieder zu folgen«, fuhr sie nach einem Räuspern fort. Die kleinen Lachfältchen in ihren Augenwinkeln und am Mund waren verschwunden und ihr Blick wieder ernst.

»Ich ritt am Fluss entlang bis zu jener Stelle, an der du ans Ufer gekrochen warst. Schon bald stieß ich auf die Fährte einer Mic-Mac Patrouille, aber ich kam zu spät. Man hatte dich bereits gefangen genommen und hierher verschleppt.«

»Wie kommt es dann, dass dich diese rothaarigen Bestien unbehelligt ließen, während man mich wie einen rüdigigen Hund schlug und in ein Verlies sperrte?«, entgegnete ich ungehalten.

»Was hast du ihnen gesagt? Ich meine, erst sperrt man mich weg wie ein Stück Vieh und schlägt mich halb tot und als ich wieder aufwache, liege ich in einem weichen Bett, meine Wunden wurden versorgt und du stehst neben mir, als wäre dies das Selbstverständlichste auf der Welt. Hier stimmt doch etwas nicht! Kannst du mir das bitte erklären?«

Anila nickte.

»Das ist schnell erzählt. Meine Kleider, mein Pferd und meine Waffen weisen mich als N'de aus. Unser Volk und die Mic-Mac sind seid Generationen Verbündete im Kampf gegen die Psa. Das konntest du aber alles nicht wissen, wie du überhaupt wenig über deine Herkunft und deine Bestimmung weißt. Aber du wirst lernen. Auch musst du diese Leute verstehen. Ihre Todfeinde ziehen mit einem großen Kriegstrupp durch ihr Land. Ein paar der Stadt vorgelagerte Gehöfte wurden bereits angegriffen und dem Erdboden gleichgemacht. Dabei wurden Männer, Frauen und sogar Kinder wie Vieh abgeschlachtet. Ihre Späher streifen durch die Gegend und dann entdeckt man dich, einen fremden, dunkelhaarigen Jungen, der auf der Spur der Psa reitet und beim Anblick der Mic-Mac-Leute die Flucht ergreift. Ich weiß auch nicht, was ich im ersten Moment mit dir gemacht hätte.«

Anila kam auf mich zu und legte sanft ihre Rechte auf meine Schulter.

»Aber das alles liegt jetzt hinter dir, den Göttern sei Dank. Ich darf gar nicht daran denken, was passiert wäre, hätte Han-homa der Schamane nicht deine Narbe entdeckt.«

Langsam kam die Erinnerung.

Vorsichtig legte ich meine rechte Hand in den Nacken und tatsächlich, meine Fingerkuppen ertasteten ein sternenförmiges, scheinbar schlecht verheiltes Narbengeflecht. Die Worte meiner Tante kamen mir wieder in den Sinn. Angeblich war ich als kleines Kind so unvorsichtig gewesen, während der Fütterung mit den Dorfhunden spielen zu wollen. Dabei war ich angeblich ausgerutscht und eines der Tiere hatte sich in meinem Genick verbissen, als ich am Boden lag.

Jetzt bekam die Sache allerdings einen ganz anderen Sinn.

Ich glaubte mich erinnern zu können, dass meine Qualen mit der Entdeckung dieser Narbe abrupt ihr Ende fanden. Als ich Anila davon berichtete, nickte sie nur.

»Die Prophezeiung der Mic-Mac scheint sich zu erfüllen.«

»Welche Prophezeiung?«, fragte ich erstaunt.

»Hab Geduld, bis zum Abend wirst du alles erfahren.«

»Wird eigentlich jeder, der diese Stadt betritt, so zuvorkommend behandelt wie ich?«, fragte ich nach einem Augenblick. Anila starrte mich an und ich sah ein Glänzen in ihren Augen, als sie mir antwortete.

»Nur jener Krieger, den die Prophezeiung als Retter der Stämme des Südens voraussagt.«

»Und woran erkennt man diesen Retter?«

»An der sternenförmigen Narbe in seinem Nacken!«

Gegen Mittag war es dann soweit.

Ich hatte gerade ein ziemlich opulentes Mahl hinter mir.

Mit der Linken legte ich den sorgfältig abgenagten Knochen einer gebratenen Schweinekeule zur Seite, während ich mit der Rechten

einen silbernen Pokal, in dem blutroter Wein schimmerte, an die Lippen führte. Nachdem ich getrunken, mir genüsslich mit dem Handrücken über die Lippen gewischt und danach das Trinkgefäß auf der Tischplatte abgestellt hatte, wanderte mein Blick zwischen einem silbernen Tablett mit kandierten Früchten und einer gläsernen Schale mit Melonenscheiben und Trauben umher.

Ich strich mit der Rechten mehrmals über meinen Bauch und rülpste ungeniert.

In diesem Moment öffnete sich die Tür meines Zimmers.

Diesmal waren sie zu fünf.

Anila, Han-homa der Schamane, zwei Soldaten mit verkniffenen Gesichtern und jener Anführer der Mic-Mac Krieger, der mich während meiner Gefangenschaft nicht gerade sanft behandelt hatte. Ich hatte sein Gesicht nicht vergessen.

Der alte Schamane hatte sich im Gegensatz zu unserer ersten Begegnung völlig verändert. Außer einem Lendenschurz, den er kunstvoll um die Hüften geschlungen hatte, trug er nichts am Leib. Sein hagerer Körper, auf dem sich die Rippen deutlich unter der Haut abzeichneten, war gänzlich mit mystischen Symbolen bemalt. Weiße Striche, Punkte und Kreise verliehen ihm ein geradezu gespenstisches Aussehen. In der Linken hielt er eine kleine Handtrommel, die aus einem Menschenschädel gefertigt und sicherlich auch mit Menschenhaut bespannt war. Dabei brabbelte er ständig irgendwelche Beschwörungen vor sich hin, deren Worte in meinen Ohren unheimlich und düster klangen.

»Oyate nimkte wacin yelo!«

Die Götter wussten, was dies zu bedeuten hatte.

»Komm mit!«, sagte Anila knapp.

Als ich in die feierlichen Gesichter der Fünf blickte, war mir klar, dass ein Widerspruch sinnlos war. Ich folgte der Gruppe. Erneut stiegen wir in die Katakomben des weitläufigen Gebäudes hinab. Dunkle Erinnerungen kamen in mir hoch. Mein Kopfhaut zog sich zusammen und mit jeder Stufe, mit der wir tiefer in das Gewölbe eindrangten, verstärkte sich das Kribbeln in meinem Bauch.

Vor meinem geistigen Auge zogen noch einmal die Ereignisse der letzten Tage und Stunden vorbei. Ich sah mich wieder zusammen-

gekrümmt in einem Verlies kauern, vermeinte das Knallen der Peitsche zu hören und erwartete förmlich das Einsetzen der Schmerzen. Aber nichts dergleichen geschah. Anila klopfte mir aufmunternd auf die Schultern und da wusste ich, dass ich diesmal nichts zu befürchten hatte.

Zielstrebig führte uns der Schamane vorwärts, immer tiefer in die Erde hinein. Unsere Schritte hallten auf dem festgestampften Lehm-boden wider. Unzählige Fackeln steckten rechts und links in den Wänden und ihr flackerndes Licht wies uns den Weg. Verwirrung und Neugier hatten mich gleichermaßen erfasst. Konnte es tatsächlich sein, dass ich Teil einer Prophezeiung war?

Ich, ein dürrer Fischerbursche von der schroffen Küste Eislandens.

Dann hielt ich unwillkürlich den Atem an.

Anscheinend waren wir am Ende unseres Weges angelangt. Vor uns war eine wuchtige Tür in die Felswand der Katakomben eingearbeitet. Das dunkle Holz war mit seltsamen Ornamenten verziert und während der Schamane mühsam die Tür öffnete, erfüllte mich eine gewisse Ehrfurcht. Eine solche Tür musste einfach zu großen, bedeutenden Dingen führen und ich war anscheinend die Hauptperson in diesem Spiel. Ein kalter Windhauch kam aus dem dahinter liegenden Raum.

Mein Herz pochte vor Aufregung wie verrückt.

Wenn der Xingit erwacht

Jetzt gab es kein Zurück mehr!

Ich musste diesen Weg gehen, egal, was mich hinter der Tür erwartete. War ich tatsächlich derjenige, den die Prophezeiung vorbestimmt hatte? Han-homa, der Schamane, betrat den Raum als erster.

»Folge ihm!«, sagte Anila und legte mir ihre Rechte auf die Schulter.

»Was verbirgt sich hinter dieser Tür?«, fragte ich zögernd.

»Die Kammer der Erleuchtung. Man sagt, wer sich dort vor den Augen der Götter als würdig erweist, dem ist es erlaubt, in die Zukunft zu blicken.«

»Was muss ich dafür tun?«

»Du musst nur an dich glauben, alles andere wird dir der Schamane sagen. Jetzt geh, die Zeit drängt.«

Ich nickte und Anila ließ mich los. Einen Moment lang blieb ich unschlüssig vor der Tür stehen, dann gab ich mir einen Ruck, atmete tief durch und folgte dem Schamanen.

Dämmerlicht umgab mich und hinter mir fiel die Tür krachend ins Schloss. Der Raum war vollkommen fensterlos, in der Mitte brannte ein Feuer, vor dem sich Han-homa niederließ. Ich folgte seinem Beispiel, während mein Blick aufmerksam umherschweifte. Die umliegenden Wände bestanden aus nacktem, kahlem Fels. Die aufflackernden Flammen des Feuers warfen bizarre Schatten auf das matt glänzende Gestein. Ein Holzsplitter zersprang knackend in der Glut, dennoch herrschte hier drinnen irgendwie eine Kälte, die ich mir nicht erklären konnte.

Obwohl ich mich dicht ans Feuer gesetzt hatte, froh ich. Überall hingen Teppiche, deren kunstvolle Stickereien die vier Elemente Feuer, Erde, Wasser und Luft darstellten. Der Boden hinter dem Schamanen war mit bleichen Tier- und Menschenschädeln und faustgroßen Steinen bedeckt, die allesamt mit mystischen Symbolen bemalt waren. Rechts neben dem Feuer steckte ein Schwert im Boden, das ich sofort erkannte.

Gleichmacher, schoss es mir durch den Kopf. Aber wie um alles in der Welt kam mein Schwert hierher?

Unzählige Fragen drängten sich in mir auf, doch bevor ich etwas sagen konnte, warf Han-homa ein Pulver ins Feuer, das einen gelblichen Rauch erzeugte.

Sofort hing ein schwerer, süßlicher Geruch in der Luft.

Dann begann der Schamane zu sprechen. Seine Stimme klang heiser.

»Schließ die Augen und lausche meinen Gebeten. Erst danach wirst du rein an Geist und Körper sein und wir werden erfahren, ob die Götter dich wirklich erwählt haben. Aber die Zeichen dafür stehen gut. Du kamst aus dem eisigen Norden, obwohl deine Wiege in Sonnlanden stand. Du trägst die Narbe, so wie es die Prophezeiung vorausgesagt hat, und auch das magische Schwert ist in deinem Besitz.«

Dann erhob er sich und schlug mit der Schädeltrommel einen monotonen Takt.

Erneut warf er eine Handvoll von jenem Pulver ins Feuer, dessen Geruch anscheinend eine betäubende Wirkung erzeugte.

Singend begann der Schamane sich im Kreis zu drehen. Mit der Trommel in seinen Händen und dem Stampfen seiner nackten Füße auf dem Lehmboden begleitete er seinen monotonen Sprechgesang, mit dem er den Beistand irgendwelcher Götter herbeiflehte.

Dieser Gesang und der seltsame Geruch des Feuers wirkten auf mich betäubend.

Wohlige Wärme durchflutete meinen Körper, ich verlor schon bald jedes Gefühl für Zeit und Raum und irgendwann glaubte ich zu fliegen. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt.

Kurze Zeit später hatte ich die ersten Visionen. Vor meinem geistigen Auge erschienen plötzlich die berittenen Horden der Psa. Es war ein Bild, das mich bis in mein Innerstes erschauern ließ. Wie eine brodelnde, alles verschlingende Flut wälzten sich Tausende und Abertausende dieser gedrunghenen Gestalten auf ihren drahtigen Pferden über einen imaginären Hügel direkt auf mich zu. Kriegsbanner und Lanzenfedern flatterten im Wind. Die Pferde waren angemalt und in ihre Mähnen und Schweife hatte man Menschen-

knochen als Schmuck eingeflochten. Die aufgehende Sonne glitzerte auf den hochgereckten Schilden, auf den Helmen und den Waffen. Kriegskeulen und Kurzschwerter hingen an dünnen Schnüren aus Menschenhaut an den Handgelenken der Psa. Die Luft war erfüllt von aufwirbelndem Staub, stampfenden Hufen und blitzenden Waffen. Das markerschütternde Geschrei der Horde vermischte sich mit dem Wiehern der Pferde und jenem dumpfen, gespenstisch wirkenden Geräusch, das immer wieder erklang, wenn sie ihre Schwerter im Takt gleichzeitig auf die stählernen Schilde schlugen.

»H-gun, H-gun, tötet, tötet!« dröhnte es in meinem Schädel.

Das Ganze steigerte sich zu einem tosenden Inferno, das beinahe mein Trommelfell zum Platzen brachte.

Dann waren die Psa heran und ich riss mein Schwert hoch.

Gleichmacher begann zu glühen und in meiner Hand wob die magische Waffe ein blitzendes Netz des Todes um mich. Gesichter wurden zerschmettert, Bäume aufgeschlitzt, Gliedmaßen abgehackt. Blut spritzte wie roter Regen durch die Luft.

Dann verblasste die Szenerie so schnell, wie sie erschienen war, und ein anderes Bild tauchte vor meinen Augen auf. Ein Bild, wie es schrecklicher nicht sein konnte.

Die Gestalt, die scheinbar aus dem Nichts aufgetaucht war, schien dem Gehirn eines Wahnsinnigen entsprungen zu sein. Ein bizarres, unförmiges Etwas, das auf säulenförmigen Beinen stand und nur im entferntesten einem Menschen ähnlich sah. Vier Arme, die alle in dreifingrigen, messerscharfen Raubtierklauen endeten, zuckten dabei ständig vor meinem Gesicht auf und ab. Der quadratische Schädel dieses Wesens wurde beherrscht von einem einzigen riesigen gelben Auge und einem grausigen Maul, aus dem fortwährend wässriger Speichel tropfte.

Fingerlange, nach innen gebogene Zähne näherten sich meiner Kehle und ein fauliger Gestank schlug mir entgegen, der mich an Tod und Verwesung erinnerte.

Instinktiv hielt ich den Atem an, stolperte rückwärts, fiel zu Boden und begann zu schreien, während sich dieser lebendig gewordene Alptraum über mich beugte.

Das ist das Ende, war einer der letzten Gedanken, die mir durch

den Kopf schossen, bevor mich eine gnädige Ohnmacht einhüllte.

Als ich erwachte, war es dunkel und kalt.

Ich hob den Kopf und kühle Luft ließ mich frösteln. Erst jetzt bemerkte ich, dass ich auf dem Boden lag. Halb nackt, nur mit einer Hose bekleidet und mit einem Schwert an meiner Seite.

Meinem Schwert!

Einen Moment lang lauschte ich in die Dunkelheit hinein, aber das einzige Geräusch, das ich hörte, war das meines eigenen Atems. Ich wälzte mich auf die Seite und tastete im Dunkeln umher. Anscheinend befand ich mich immer noch in der Kammer der Erleuchtung, jetzt aber allein. Wo war Anila und vor allem, wo war der Schamane?

Was ich in meinen Visionen gesehen hatte, konnte ich mir nicht erklären. Dazu brauchte ich Han-homa, dem ich unbedingt alles erzählen musste.

Das Feuer, an dem ich mit dem Schamanen gegessen hatte, war längst niedergebrannt und deshalb konnte ich die Lage der Tür nur erahnen.

Mühsam richtete ich mich auf und setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen, bis meine Schwerthand das Holz der Tür erfühlte. Mit einem Ruck riss ich sie auf und zuckte überrascht zurück, als ich unvermittelt vor Anila und dem Schamanen stand.

»Ich wusste es«, sagte Han-homa heiser. »Du bist es, der Prophezeite.«

Ich sah ihn verwirrt an. Er aber musterte mich mit seinen dunklen Augen so durchdringend, dass ich das Gefühl hatte, er blicke direkt in meine Seele.

»Ich habe schon viele junge Männer gesehen, auf welche die Prophezeiung zutraf. Denn die Völker des Südens und ihre Bewohner sind so zahlreich wie die Blätter eines Baumes. Aber auch, wenn alle ihre eigenen Legenden besitzen, so gibt es doch eine Überlieferung. Die eine, die uns alle miteinander verbindet. Wenngleich sie von Volk zu Volk anders erzählt wird.«

»Ihr seid also überzeugt davon, dass ich ein Teil dieser Legende bin?«

Der Schamane nickte ernst.

»Es spricht so vieles dafür. Deine Narbe, das Schwert, deine Herkunft und die drohende Gefahr durch die Psa, die, seit du hier aufgetaucht bist, mit jedem Tag größer zu werden scheint. Was hast du in der Kammer der Erleuchtung gesehen?«

Noch einmal sah ich im Geiste die schrecklichen Bilder. Mit knappen Worten erzählte ich von meinen Visionen. Der Schamane zog die Stirn sorgenvoll in Falten und murmelte schließlich irgendwelche Beschwörungsverse vor sich hin. Dann sah er mich ernst an.

»Du musst wissen, dass all das, was du gesehen hast, Wirklichkeit wird. Heute, Morgen oder vielleicht erst in einigen Jahren, das wissen allein die Götter. Es heißt, dass der Prophezeite sich erst bewähren muss. Man wird dir viele schwere Prüfungen auferlegen und erst wenn du all diese gemeistert hast, wirst du die Macht besitzen, die Völker des Südens zu einen und die Welt in einer letzten Schlacht vor den Dämonen der Dunkelheit und ihren Handlangern, den Psa zu retten.«

»Erzählt deine Legende auch etwas darüber, was für Prüfungen auf mich zukommen?«

Han-homa nickte nachdenklich.

»Die erste hast du bereits in deinen Träumen gesehen. Der Xlingit wird erwachen und nach dir suchen. Er weiß, dass in deinen Händen das magische Schwert zu einer Bedrohung für ihn wird.«

Mein Herz schlug schneller, eine furchtbare Ahnung stieg in mir hoch.

»Wer ist der Xlingit?«

Jetzt mischte sich Anila in die Unterhaltung ein.

»Ein vierarmiges Monster, das angeblich aus den tiefsten Abgründen der dunkelsten Dämonenhöllen stammt. Man sagt, dass er nur ein Auge besitzt. Aber ich kenne keinen Menschen, der jemals den Xlingit mit eigenen Augen gesehen hat.«

»Weil keiner, der den Xlingit einmal aus der Nähe gesehen hat, dies überlebte«, erklärte der Schamane ernst.

»Pah!«, schnaubte Anila verächtlich.

Mir stand plötzlich kalter Schweiß auf der Stirn. Ich begriff die Sorgen und Ängste des Schamanen nur zu gut, schließlich hatte ich in meinen Visionen dieses Monster vor mir gesehen. Der Gedanke an eine erneute Begegnung mit dieser Kreatur ließ mich erschauern.

Angriff im Morgengrauen

Die nächsten Wochen verbrachte ich in ständiger Begleitung des Schamanen.

Er bestimmte fortan mein neues Leben.

Er lehrte mich, die Legenden der südlichen Völker besser zu verstehen. Behutsam bereitete er mich auf meine anscheinend vom Schicksal bestimmte Aufgabe vor.

Wir nahmen Schwitzbäder, tanzten uns in Trance und tatsächlich, immer deutlicher begann ich zu spüren, dass es da tief in meinem Inneren etwas gab, was mir bisher fremd war.

Aber dieses Etwas erschreckte mich!

Bei manchen Ritualen Han-homas reagierte ich wie ein wildes Tier.

Kehlige Laute, die keinerlei menschlichen Ursprungs sein konnten, kamen über meine Lippen. Manchmal klang es wie ein dumpfes Wolfsknurren, manchmal wie das Brüllen eines Bären.

Meine Reflexe schienen in diesen Momenten besser den je zu funktionieren und *Gleichmacher*, mein Schwert, begann immer dann zu glühen, wenn ich die Klinge im Zustand völliger Raserei durch die Luft wirbelte.

Danach war mir jedes Mal schwindelig. Diese Momente erschöpften mich völlig, ja, heute kann ich sagen, sie kosteten mich beinahe meine ganze Kraft.

Diese Dinge machten mir Angst, aber anscheinend war ich in dieser verfluchten Mic-Mac Siedlung dazu verdammt, meinem Schicksal tatenlos entgegen zu sehen.

Selbst Anila zeigte sich in dieser Zeit nur selten.

Eigentlich war es Zufall, das ich sie nach langer Zeit wieder traf.

Normalerweise stand seit meinem Auftauchen aus der Kammer der Erinnerung Tag und Nacht eine Wache vor meinem Zimmer. Ein Soldat, der nicht von meiner Seite wich, ganz egal, wohin ich auch ging. Ich war wohl jemandem soviel wert, das man mich ständig beschützen musste.

Aber an diesem Morgen war irgendwie alles anders.

Aufgeregte Stimmen wurden vor meiner Tür laut und das Stampfen schwerer Soldatenstiefel hallte durch das Haus.

Vorsichtig öffnete ich meine Kammertür und spähte nach draußen.

Der Gang vor meinem Zimmer war leer.

Das war die Gelegenheit.

Hastig eilte ich die Treppen empor, um auf jenen Wehrgang zu gelangen, von dem aus man das umliegende Land vor den Stadtmauern der Mic-Mac Siedlung betrachten konnte.

Dabei war ich so in Gedanken, dass ich mit einer Gestalt zusammenprallte, die breitbeinig und stumm an jenem besagten Treppenaufgang stand.

Um ein Haar wäre ich zu Boden gestürzt, wäre da nicht eine Hand gewesen, die mich gehalten hätte.

»Es tut mir leid«, sagte ich hastig. »Ich wollte...«

»Vergiss es«, unterbrach mich die Gestalt schroff.

»Anila?«, antwortete ich fragend und starrte auf die dunkle Gestalt.

»Was willst du denn hier? Ich dachte, Han-homa unterrichtet dich?«

Ich zuckte verlegen mit den Schultern. Einerseits freute ich mich, die vertrauten Umrisse Anilas wieder zu sehen, andererseits irritierte mich ihr Verhalten.

Sie wirkte irgendwie erschrocken.

»Du musst sofort wieder auf dein Zimmer.«

Ich starrte sie verständnislos an und versuchte ein Lächeln.

»Was soll das, habe ich etwas Verbotenes getan?«

Anilas Kopfschütteln erfolgte meiner Meinung nach etwas zu vor-schnell.

»Natürlich nicht«, sagte sie hastig und starrte dabei nach Süden.

Ich folgte ihrem Blick und bemerkte in dieser Richtung ein leichtes Flirren in der Luft. Im selben Moment registrierte ich auch jenes

eigenartige Geräusch. Es war irgendwie ein feines Summen und Brummen, ganz so, als ob da draußen in weiter Entfernung ein riesiger Schwarm wilder Hummeln seine Kreise zog.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte ich erstaunt.

»Was?«, fragte Anila vorsichtig.

»Na dieses Geräusch«, entgegnete ich ärgerlich. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass mich Anila nicht für voll nahm. Sie zog die Augenbrauen zusammen und musterte mich nachdenklich.

Ich blickte erneut über die Palisaden des Wehrgangs und zuckte erschrocken zusammen.

Aus dem leichten Flimmern war inzwischen eine gewaltige Staubwolke geworden, die fast den halben Himmel verdunkelte. Das verhaltene Summen war einem Dröhnen gewichen, das jedes andere Geräusch an diesem Morgen übertönte.

Dann sah ich sie.

Psa!

Gelbhäutige Gestalten, die mit wendigen Ponys direkt auf uns zukamen.

Ich sah, wie diese zwergenhaften Reiter, einer dunklen Masse gleich, Welle um Welle auf uns zuströmten. Belagerungstürme, riesige Katapulte und gewaltige, von Hunderten von Pferden gezogene Rammböcke näherten sich den Mauern. Und kurz darauf konnte ich durch den Staub die glitzernden Speere und Schwerter der Psa erkennen, die sich der Stadt von allen Seiten näherten.

»Es ist Zeit zu gehen«, sagte Anila leise und deutete mit kreidebleichem Gesicht gen Süden.

»Sie suchen dich bereits!«

Hand in Hand eilten wir die Treppe vom Wehrgang hinab in den Hof, wo bereits ein Dutzend bewaffneter Krieger und eine dementsprechende Anzahl von gesattelten Pferden auf uns warteten. Die Männer waren alle bis an die Zähne bewaffnet und wirkten dennoch nervös. Selbst die Pferde schienen unsere Unsicherheit zu spüren, denn sie warfen ständig den Kopf in den Nacken, tänzelten nervös

auf der Stelle und wieherten schrill.

Ich griff nach den Zügeln eines hochbeinigen Wallachs und schwang mich in den Sattel.

Noch bevor ich Anila etwas fragen konnte, gab sie ein knappes Handzeichen und wir ritten los.

Wir ritten durch die Stadt gen Norden hin auf ein Seitentor zu. Kurze Zeit später bemerkte ich, wie Anila zu mir aufschloss.

»Was hat das alles zu bedeuten?«, fragte ich im Flüsterton.

»Was?«, gab Anila ebenso leise zurück.

»Ich habe die Armee der Psa gesehen. Die Stadt der Mic-Mac wird wohl fallen. Warum habt ihr das getan?«

»Was?«

Für einen kleinen Moment sah ich es in Anilas Augen aufblitzen.

»Mir zur Flucht zu verhelfen! Verdammt noch mal, ich will jetzt endlich wissen, was hier los ist!«

Die wilde Horde

Drei Tage lang waren wir ununterbrochen gen Süden geritten.

Erbarmungslos hatten wir unsere Pferde durch dichtes Dornengestrüpp, auf karge Bergrücken und über endlos scheinende Grassteppen gehetzt.

Wir waren Tag und Nacht hindurch ohne Pause unterwegs, hatten mit Trockenfleisch aus den Satteltaschen unsere knurrenden Mägen halbwegs ruhig gestellt und nur gerastet, um den Pferden die notwendigsten Pausen zu gönnen, und manchmal nicht einmal das.

Jetzt waren wir alle am Ende unserer Kräfte.

Ich saß zusammengekrümmt im Sattel, die Hände in die Lederriemen des Zaumzeugs verkrampft. Meine Beine schienen gefühllos zu sein und mein Rücken brannte bei jedem Huftritt einem Höllenfeuer gleich.

Den anderen erging es anscheinend nicht besser. Mehr als nur einer schien sich kaum noch im Sattel halten zu können.

Die Leiber unserer Pferde glänzten vor Schweiß.

Flockiger, weißer Schaum lag auf ihren Nüstern und ihren Flanken und ihr rasselnder Atem war selbst dann noch zu hören, als wir die Tiere über nacktes Felsgestein trieben und hämmernder Hufschlag die Luft erfüllte. Als vor uns das silberne Band eines Flusses erschien, zügelte der Mann an der Spitze unseres Trupps unvermittelt sein Pferd, hob die Hand und sagte etwas in der kurzen, abgehackten Sprache seines Volkes, das sich wie das heisere Bellen eines Hundes anhörte.

Nacheinander brachten wir anderen unsere erschöpften Reittiere zum Stehen und versammelten uns schließlich in einem Halbkreis um den Mann.

Die Pferde wieherten unruhig, zwei von ihnen tänzelten nervös zur Seite und versuchten auszubrechen, aber die Männer hielten sie mit harter Hand unter Kontrolle.

»Wir rasten hier«, sagte Zas-tee, unser Anführer. »Wir brauchen alle eine Pause.«

»Ist das nicht zu gefährlich?« wandte ein anderer Mann ein.

»Die Psa sind uns dicht auf den Fersen, wir sind noch lange nicht in Sicherheit.«

»Gerade deshalb«, erwiderte unser Anführer. »Unser Schicksal wird größtenteils von der Kraft und der Ausdauer unserer Pferde abhängen. Wir können es uns nicht leisten, unsere Tiere zuschanden zu reiten.«

Dann schwang er sich aus dem Sattel und führte sein Pferd an den Zügeln auf das Flussufer zu.

Die anderen folgten seinem Beispiel und auch ich stieg schwerfällig aus dem Sattel. Fluchend hielt ich mich am Sattelhorn fest, denn für einen Moment lang war ich nicht fähig, mich auf den Beinen zu halten.

»Was hast du?«, fragte Anila besorgt und trat rasch auf mich zu.

»Die Schnauze voll!«, knirschte ich ärgerlich und starrte sie mit blitzenden Augen an.

Obwohl ich jetzt erleichtert bemerkte, wie sich die Taubheit in meinen Füßen allmählich aufzulösen begann und ich wieder aus eigener Kraft auf den Beinen stehen konnte, gelang es mir nicht, jene düstere Stimmung abzuschütteln, die sich meiner immer mehr be-

mächtigte.

»Wie darf ich das verstehen?«

»Ich werde das Gefühl nicht los, dass mein Leben so langsam aus dem Ruder läuft. Nicht ich entscheide, wohin mich mein Weg führt, sondern andere, und das ist etwas, was mir überhaupt nicht gefällt. Zuerst werden meine Freunde, die Gaukler, von einer Horde gelbgesichtiger Zwerge abgeschlachtet, dann gerate ich in Gefangenschaft dieses seltsamen Mic-Mac Volkes und man schlägt mich fast tot. Keinen Tag später umsorgen mich die selben Menschen wie einen verloren geglaubten Königssohn. Ein vertrockneter Schamane erzählt mir etwas über eine Bestimmung und lässt mich in meinen Träumen Dinge sehen, die mir Angst machen. Bevor ich anfangen kann, all das zu begreifen, tauchen plötzlich diese Zwerge wieder auf, aber diesmal mit einer Armee, die wahrscheinlich ausreichen würde, die halbe Welt zu erobern. Dann werde ich gezwungen, so lange nach Süden zu reiten, bis mein Hintern wie Feuer brennt und mit Sicherheit jetzt Ähnlichkeit mit einem Stück rohem Fleisch hat. Weißt du was?«, unterbrach ich meinen Wortschwall und atmete erst einmal richtig durch.

Es war eine ziemlich lange Rede gewesen, soweit ich zurückdenken konnte, wahrscheinlich die längste Rede, die ich je gehalten hatte, seit ich Borks Hütte in Eislanden verlassen hatte.

»Was?«, fragte Anila zögerlich.

»Ich denke, es ist das Beste für uns alle, wenn ich wieder zurück nach Eislanden gehe. Das Ganze wächst mir einfach über den Kopf, zu viel ist in letzter Zeit auf mich eingestürmt. Außerdem glaube ich langsam nicht mehr daran, dass ausgerechnet ich dieser Erwählte sein soll.«

»Was redest du da für einen Unsinn? Han-homa hat dir doch in den vergangenen Wochen in deutlichen Visionen gezeigt, was für ein Schicksal vor dir liegt. Hast du in seinem Unterricht nichts begriffen?«

Ich zuckte mit den Achseln.

»Doch, natürlich, aber gerade das ist es doch, was mir Sorgen bereitet. Ich weiß nicht, ob ich der ganzen Sache überhaupt gewachsen bin.«

Ich machte eine abwertende Handbewegung.

»Bei den Göttern, ich wünschte, ich wäre wieder in Eislanden und hätte von all dem nie etwas erfahren. Ich könnte an den Ufern des frostigen Meeres auf Fischfang gehen, in den kalten Nächten mit Freunden in der eigenen Hütte am Feuer sitzen und heißen Kräuterwein trinken. Keinen Menschen interessiert es dort, wer ich bin, was ich tue. In dieser kalten Schneewildnis ist sich jeder selbst der Nächste.«

»Du irrst«, erwiderte Anila. »Du steckst bereits tiefer in der Sache, als du ahnst.«

»Ach was«, erwiderte ich unwirsch. »In dieser selbst von den Göttern gemiedenen Gegend, in der ich aufgewachsen bin, käme kein Mensch jemals auf den Gedanken, dass ich für irgendeine höhere Aufgabe bestimmt bin. Dort zählt nur, ob du am Ende eines Tages genug Fische gefangen hast.«

»Das war einmal«, berichtete mich Anila. »Inzwischen bist du alt genug, um *Gleichmacher* zu beherrschen. Sobald du auch nur in die Nähe dieser Götterwaffe kommst, beginnt das Schwert eine Art Seelenverwandschaft mit dir einzugehen. Es entstehen magische Schwingungen, die den Besitzern der anderen Artefakte anzeigen, dass du tatsächlich noch am Leben bist. Die dunklen Mächte der Finsternis haben einen ihrer schrecklichsten Dämonen wieder zum Leben erweckt, damit er sich mit Hilfe der Psa auf die Suche nach dir macht. Und glaube mir, wohin du dich auch verkriechst, sie werden dich finden und töten, denn nur du stehst ihnen noch bei ihrem Plan im Weg, endgültig die Herrschaft über diese Welt zu erlangen.«

Plötzlich wurden wir durch das dumpfe Trommeln von Hufschlägen unterbrochen. Ich blickte auf. Ein Mic-Mac Krieger kam vom nahen Flussufer auf uns zugeritten. Neben Anila brachte er mit einem heftigen Zügelruck sein Pferd zum Stehen und deutete mit ausgestrecktem Arm aufgeregt auf die Berglandschaft hinter uns.

Ich reckte den Hals und startete angestrengt zu den kahlen Felsen.

Irgend etwas blitzte dort mehrmals hintereinander auf.

»Was zum Teufel hat das zu bedeuten?«

Anila fuhr sich angespannt mit der Zunge über die Lippen und blickte den Mic-Mac nachdenklich an. Dieser nickte kaum merklich

und legte seine Rechte entschlossen um den stählernen Griff seines Kurzschwerts.

»Das war ein Psa-Signal und es galt uns«, kam es leise über Anilas Lippen.

»Sie geben solche Zeichen mit der blank polierten Seite ihrer Kriegsbeile oder mit dem Kurzschwert. Ich glaube, dass das ein Signal irgend eines Kundschafters für eine Kriegshorde war, die irgendwo hinter diesen Felsen nach uns sucht.«

»Das bedeutet wohl Ärger?«, fragte ich naiv.

»So könnte man es auch ausdrücken«, erwiderte Anila etwas spöttisch und zog sich wieder in den Sattel.

Ich drehte mich um und folgte der Richtung ihrer ausgestreckten Rechten.

Da sah ich sie!

Es mochten über hundert sein, ich nahm mir nicht die Zeit, sie genau zu zählen. Sie zügelten ihre Pferde auf einem lang gezogenen, kahlen Felskamm und starrten zu uns hinab.

»Aaaiihhh!«

Der wilde Kriegsruf der Psa gellte über das Land und ich sah, wie die zwergenhaften Reiter in breiter Front die Felsen herunterkamen.

»Los jetzt«, herrschte mich Anila an. »Oder willst du hier Wurzeln schlagen?«

Ich bestieg mein Pferd, riss meine Hand nach hinten und schlug meinem Reittier über die Kruppe. Danach spürte ich förmlich, wie sich das Pferd unter mir streckte und dem Fluss entgegenflog.

Neben mir ritten Anila zu meiner Linken und der Mic-Mac Krieger zur Rechten. Doch schon einen Augenblick später sank dieser vom Pferd. Aus den Augenwinkeln heraus erkannte ich noch den gefiederten Pfeil, der aus seiner Kehle ragte.

Ich blickte zurück und sah in panischer Angst, wie die Psa immer näher kamen.

»Das schaffen wir nie!«, schrie ich.

Aber Anila lachte nur. Schwertschwingend trieb sie ihr Pferd zum Fluss hinunter und galoppierte mit mir und den anderen durch das Wasser.

Die Psa preschten mit lautem Geschrei hinter uns her. Aber am

Flussufer zügelten sie unvermittelt ihre Pferde. Sie griffen nicht mehr an, sondern palaverten aufgeregt durcheinander und zeigten dabei immer wieder auf den Fluss, dessen Wasser sich hier und da kräuselte, ansonsten aber träge dahinfloss.

»Was ist denn jetzt wieder los?«, rief ich erstaunt. »Sind die Kerle etwa wasserscheu?«

Anila winkte ab und lachte lauthals.

»So kann man es auch nennen. Diese Hundesöhne können nämlich nicht schwimmen.«

»Was?«

»Du hast richtig gehört. Diese wilde Horde hat vor einer kleinen Pfütze mehr Angst als unsereins vor allen Kreaturen der tiefsten Finsternis und des Chaos.«

Ich atmete hörbar auf.

Mein Gesicht entspannte sich und ich wischte mir den Schweiß von der Stirn.

Dann deutete ich auf die Horde der Psa, die jetzt wütend davon ritt, und lachte.

»Das nenne ich Glück!«, sagte ich.

Anila grinste freudlos.

»Diesmal haben wir es gerade noch so geschafft. Aber freu dich nicht zu früh. Das nächste Mal haben vielleicht die wilden Horden der Psa etwas mehr Glück.«

Mein Lachen erstarb.

Die Stadt der Diebe

Es war dunkel.

Wir hatten unser Lager einen Tagesritt vom Fluss entfernt aufgeschlagen, inmitten einem Gewirr von umgestürzten Bäumen und abgebrochenen Ästen. Geduckt saßen wir im Halbkreis um das Lagerfeuer herum. Wir hielten das Feuer niedrig, nur ab und zu legte jemand einen dünnen Ast oder ein paar kleine Zweige nach. Keiner von uns hatte ein Interesse daran, durch hoch auflodernden Feuerschein umherziehende Psa-Horden aufmerksam zu machen, gleichwohl wollte aber auch keiner auf ein warmes Essen und die anheimelnde Glut eines Feuers verzichten, denn die Nächte waren trotz der vorangeschrittenen Jahreszeit noch empfindlich kühl.

Die kleinen Flammen verbreiteten ein mattes Licht. Die Pferde waren getränkt worden und grasten. Die Männer aßen gebratenes Antilopenfleisch.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung war ein junger Bock so unvorsichtig, unsere Spur zu kreuzen und Anila erwies sich einmal mehr als Kriegerin, die mit Schwert und Bogen gleichermaßen gut umzugehen verstand. Es herrschte eine gedrückte Stimmung. Keiner sagte ein Wort und nur das Schnauben der Pferde durchbrach gelegentlich die Stille der Nacht. Im schwachen Schein des Feuers erkannte ich deutlich die Niedergeschlagenheit meiner Begleiter.

Einige von ihnen aßen schweigend, andere starteten betroffen ins Feuer, aber der Großteil der Männer musterte mich ganz offensichtlich mit feindseligen Blicken. Ich konnte es ihnen nicht einmal verdenken.

Wahrscheinlich hatte jeder von ihnen Angehörige in der Stadt zurückgelassen, Frau und Kinder, die Eltern oder irgendwelche Verwandte. Während die Psa zu Hunderten gegen die Mic-Mac Stadt zogen, mussten sie auf Befehl ihres Clanführers und des Schamanen einen fremden Jungen in Sicherheit bringen und damit ihre Familien und Freunde einem ungewissen Schicksal überlassen.

Ich konnte mir vorstellen, was in diesen Männern vorging.

»Wie geht es jetzt weiter?«, wollte ich schließlich wissen. Die be-

drückende Stille zerrte an meinen Nerven. Anila saß mir direkt gegenüber, zu unseren Seiten die rothaarigen Mic-Mac Leute.

»Wir werden versuchen, uns nach Kitash durchzuschlagen. Dort sind wir vorläufig in Sicherheit. Eine Stadt dieser Größe ist selbst für die Horden der Psa nicht so einfach zu nehmen. Dort ruhen wir uns ein paar Tage aus, um dann mit neuen Kräften, frischen Pferden und genügend Proviant weiter gen Süden ins Land deiner Väter zu ziehen. Die Hohepriester der N'de warten mit Sicherheit schon ungeduldig auf deine Ankunft.«

Zas-tee warf einen abgenagten Knochen ins Feuer und wischte sich die fetttriefenden Finger einfach an der Hose ab.

»Jemand hat einmal in meiner Gegenwart erwähnt, dass der Ort Kitash die wohl größte Ansammlung von Schurken in diesem Teil der Welt sei. Nicht umsonst nennt man sie auch die Stadt der Diebe. Wir stehen jetzt also vor der Wahl, ob wir gegen die Horden der Psa kämpfen oder gegen eine ganze Stadt voll Gurgelabschneider und Diebe. Wenn ich ehrlich bin, mir gefällt keines von beidem.«

Han-homa starrte den Clanführer der Mic-Mac aus schmalen Augen an. Deutlich waren dem ausgezehrteten Körper des Schamanen die Spuren des zurückliegenden Gewalttritts anzusehen. Dennoch stand er jetzt hoch aufgerichtet vor dem Feuer, die Arme vor der Brust gekreuzt und seine Stimme war erstaunlich fest und sicher, als er seine Worte an Zas-tee richtete.

»Kein Mensch verlangt von uns, das wir gegen die Einwohner von Kitash kämpfen sollen. Auch wenn dies die Stadt der Diebe ist, so gelten auch dort gewisse Gesetze und Regeln. Wir geben uns als Söldnertruppe aus, die ihr Glück im Süden versuchen will und ich bin sicher, wenn wir hier und da bei den richtigen Leuten ein paar Silberlinge verteilen, bleiben wir bestimmt unbehelligt.«

»Was passiert aber, wenn es sich in der Stadt der Diebe herumspricht, das bei uns die Silberlinge allzu locker sitzen?«

»Dann bleibt uns immer noch der scharfe Stahl unserer Waffen«, warf Anila kämpferisch ein.

»Außerdem«, fügte sie augenzwinkernd nach einem kurzen Seitenblick auf den Schamanen hinzu, »besitzt Han-homa für solche Fälle noch das ein oder andere magische Pulver.«

Die Männer rückten enger zusammen und redeten sich über den Fortgang unserer Reise die Köpfe heiß. Anfangs hörte ich noch interessiert zu. Aber irgendwann in der Nacht wurden meine Augenlider plötzlich zentnerschwer.

Es war ein ereignisreicher Tag gewesen und ich war ziemlich erledigt. Mehr und mehr kroch die Müdigkeit durch meine Glieder. Ich entfernte mich vom Feuer, wickelte mich fest in die Satteldecke meines Pferdes und legte mich etwas abseits neben einem Baum zum Schlafen nieder. Die gedämpften Stimmen der Männer drangen kaum noch hörbar an mein Ohr, irgendwann hörte ich sie gar nicht mehr.

Dichte Nebelfetzen hingen über der Lichtung, auf der wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Irgendwo schnaubte ein Pferd. Ich öffnete die Augen und richtete mich schwerfällig auf. Es war kühl und ich fröstelte. Um mich herum herrschte bereits reges Treiben.

Schlafdecken wurden zusammengerollt, Pferde gesattelt, irgend jemand warf eine Handvoll Erde auf die Feuerstelle und jemand anderes verwischte mit einer Pferdedecke hastig die größten Spuren unserer Anwesenheit.

Als wir im Sattel saßen, hatten sich die Nebelfetzen weitgehend aufgelöst. Im Osten stieg die Sonne aus einem blutroten Lichtermeer unaufhaltsam höher. Rechts und links von uns erstreckte sich eine gewaltige Ebene, übersät mit immergrünen Büschen, riesigen Grasflächen, in denen sich der Wind kräuselte und kleinen Wacholderbaumwäldchen. Dahinter ragte die gezackte Linie einer bizarren Berglandschaft in den bläulichen Himmel. In unserem Rücken blitzte das silberne Band des Flusses. Wahrhaftig, es war ein imponantes Bild, aber ich hatte an diesem Morgen kein Auge für jedwede Schönheiten der Natur. Mir knurrte schlicht und einfach der Magen.

Nach dem Aufstehen gab es nämlich nichts zum Essen, nur einen Schluck Wasser aus der fellumspannten Trinkflasche, die jeder von uns am Sattelhorn hängen hatte.

Die Mic-Mac waren der Meinung, dass es nicht klug war, zu lange

in einem Lager zu verweilen. Ihrer Ansicht nach war es besser, eine Mahlzeit ausfallen zu lassen, als das Leben zu riskieren.

Ein löblicher Vorsatz, aber als wir bereits einen halben Tag lang durch die sanft geschwungene Hügellandschaft, die da vor uns lag, geritten waren, hatte ich langsam so meine Zweifel, wer denn nun unser gefährlichster Gegner war. Die blitzenden Schwerter der Psa oder der Hunger, der inzwischen bei allen in den Eingeweiden nagte.

Die Stimmung unter den Männern wurde immer gereizter, bis wir schließlich in Sichtweite von Kitash kamen.

Wir zügelten unsere Pferde.

Vor uns ragten die gelbbraunen Felssteinmauern der riesigen Stadt scheinbar bis in die Wolken.

Die gewaltigen hölzernen Tore mit den schmiedeeisernen Beschlägen standen weit offen und unzählige Menschen strömten in die Stadt hinein.

Viele von ihnen zu Fuß, manche ritten auf Pferden oder Eseln oder saßen auf schwankenden Wagen, die von Ochsen gezogen wurden. Nur allmählich wälzte sich der Menschenstrom in die Stadt. Als wir das weit offen stehende Südtor erreicht hatten, sahen wir den Grund für das langsame Vorwärtkommen.

Hinter dem Tor standen bewaffnete Männer, die die Habseligkeiten jener durchsuchten, die in die Stadt wollten. Rechts von uns standen ein paar Bauern, die geduldig darauf warteten, dass ihre Bündel kontrolliert wurden, links wurden gerade einige Wagen von einem Dutzend bewaffneter Männer durchsucht. Als Anila versuchte, uns durch das Tor zu bringen, hielt sie einer der Wachen auf.

»Halt!«, brüllte er. »Kitash darf erst nach Genehmigung der Torwachen betreten werden.«

»Warum?«, bellte Zas-tee ungehalten.

»Die Mauern von Kitash bieten einem jeden, der diese Stadt betritt, Schutz und Sicherheit. Hier findet der Reisende ein Dach über dem Kopf, Speis und Trank und alle anderen Annehmlichkeiten, die er sonst in der Wildnis missen würde. Das Ganze kostet natürlich eine Kleinigkeit, schließlich arbeiten wir Wachen ja auch nicht umsonst. Der Hohe Rat von Kitash erhebt deshalb eine gewisse Gebühr auf alle Menschen, Waren oder Tiere, die in die Stadt kommen wollen.«

Der Wegezoll war gerecht und so bezahlten wir ohne Murren und passierten danach ungehindert das Südtor der Stadt.

Im ersten Augenblick fiel es mir schwer zu begreifen, was ich dort sah.

Niemals zuvor in meinem Leben hatte ich mich inmitten so vieler scheinbar ziellos umherirrender Menschen befunden. Allein die Straße, auf der wir uns jetzt befanden, war breiter als ganz Kolding, jenes Dorf in Eislanden, in dem ich meine Jugend verbracht hatte.

Die Straße quoll über vor lauter Menschen und Tieren und ein schier unerträglicher Gestank von ungewaschenen Leibern, verbranntem Essen und überquellenden Abwasserkanälen hing wie eine Dunstglocke über der Stadt.

Der Lärm ringsum betäubte uns fast.

Trotz der ganzen Menschenmassen fühlte ich mich einsam und sehnte mich zurück in mein kleines Dorf am Rande des frostigen Meeres.

Indes führte uns Anila in eine kleine Seitenstraße. Anscheinend kannte sich die Frau hier aus. Die ungepflasterte Gasse war durchsetzt mit stinkenden Pfützen und übel riechenden Haufen voller Unrat. Bei den Göttern, der Gestank war unerträglich. Mit dem Zeigefinger und dem Daumen meiner Linken kniff ich die Nasenflügel zu und presste den Rest der Hand fest auf meinen Mund. Ein halbes Königreich hätte ich in diesem Moment für einen einzigen Atemzug frischer, reiner Meeresluft gegeben. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, dass es meinen Begleitern ebenso erging.

Schließlich zügelten wir unsere Pferde vor einem weitläufigen Anwesen. Das zweistöckige Hauptgebäude war aus hiesigem Felsgestein erbaut worden und hatte ein flaches Dach aus grob zurecht geschlagenen Baumstämmen. Neben dem Eingang hatte jemand in ungelener Schrift die Worte Essen und Schlafen auf die helle Außenmauer gemalt. Eine ebenso große Scheune mit einem zwei-flügeligen Tor aus verwitterten Brettern folgte auf der Linken und rechts vom Haupthaus gab es einige kleinere Pferche für Kühe, Schafe und Ziegen. Wir waren kaum aus den Sätteln gesprungen, als ein untersetzter fatter Zwerg aus dem Haus eilte und uns mit großen runden Augen anglotzte.

Der Kerl schien noch nie in seinem Leben Wasser, Seife oder eine Bürste gesehen zu haben. Seine Kleidung war schmutzig und zerfetzt und er stank dermaßen nach Schweiß, ranzigem Fett und abgestandenem sauren Bier, dass selbst die Fliegen, die es hier in Massen gab, einen großen Bogen um ihn zu machen schienen.

Er verbeugte sich tief und sagte: »Willkommen im blauen Krug, was kann ich für die Herrschaften tun?«

»Bist du der Wirt?«, fragte Anila erstaunt.

Der Zwerg schüttelte so heftig seinen fetten Schädel, dass ich befürchtete, dieser würde ihm jeden Moment von den Schultern fallen.

»Nein, nein...«, stotterte er. »Ich bin nur der Stallbursche.«

»Dann zeige uns, wo wir die Pferde unterstellen können und richte deinem Herrn aus, dass hier dreizehn müde und hungrige Krieger stehen, die für einige Tage ein Dach über dem Kopf benötigen.«

»Könnt ihr es euch überhaupt leisten, im blauen Krug Quartier zu beziehen?«

Statt einer Antwort nestelte Anila an ihrem Gürtel, hob schließlich mit der Linken einen kleinen Lederbeutel in die Höhe und ließ aus ihm eine ansehnliche Zahl Silberlinge in ihre geöffnete Rechte fallen. Der Anblick der Münzen verlieh dem Zwerg anscheinend unsichtbare Flügel. Jedenfalls hatte ich bis dahin noch nie jemanden gesehen, der so schnell ein gutes Dutzend müder Pferde versorgen konnte.

Ungläubig musterte ich Anila.

»Du willst doch nicht allen Ernstes hier übernachten? Wenn uns die Psa nicht umbringen, dann ganz sicher dieser Gestank.«

Anila grinste.

»Der blaue Krug ist genauso gut oder schlecht wie jede andere Spelunke in diesem Teil der Stadt. Jedenfalls stellt man hier, wenn die Bezahlung stimmt, keine neugierigen Fragen. Was den Geruch betrifft, so werden wir uns daran gewöhnen müssen, so duftet es nun mal in jeder größeren Stadt, wenn die Abwasserkanäle neben der Straße liegen.«

Ich schüttelte mich und schwor mir insgeheim, so schnell keine Stadt mehr aufzusuchen. Kitash war in meinen Augen ein jämmerlicher Ort für einen Menschen, der die Weite und die Freiheit des

offenen Landes liebte.

Kurze Zeit später gingen wir von der Scheune aus zum Haupthaus hinüber. Dort öffnete sich gerade die Tür und zwei Betrunkene torkelten grölend an uns vorbei.

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich noch, wie sie die Gasse entlang Richtung Hauptstraße liefen. Ich wollte gerade die Schenke betreten, als ich innehielt. Irgendetwas kam mir an einem der Zecher bekannt vor. Ich konnte es im Moment aber nicht richtig zuordnen. Als ich den Kopf drehte, waren aber beide schon im Getümmel der Hauptstraße untergetaucht.

»Was ist mit dir los?«, fragte mich Anila, die bereits im Türrahmen stand. »Hast du noch nie Betrunkene gesehen?«

»Blödsinn«, sagte ich, denn natürlich hatte ich schon des öfteren Menschen gesehen, deren liebster Begleiter der Schnaps war. Ich brauchte nur an meine Jugendzeit zurück zu denken.

In diesem Moment traf mich die Erkenntnis wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel.

Natürlich kannte ich einen der beiden Zecher, aber bei den Göttern, wie kam er hier her?

Messer, Mörder und Verräter

Im Innern der Schenke war es düster und stickig.

Eine Hand voll flackernder Fackeln verbreiteten nur notdürftiges Licht.

Der Geruch von vergangenen Mahlzeiten, Schweiß, Tabakqualm und abgestandenem, saurem Bier schlug mir entgegen. Die Luft war erfüllt von schrillum Gelächter und dem Klirren von tönernen Krügen. Zielsicher steuerten Anila und die Männer eine Sitzgruppe im hinteren Teil der Schenke an. Die große Tafel und die beiden wuchtigen Holzbänke boten reichlich Platz für uns alle. Außerdem konnte man von dort aus sowohl den Eingang als auch die schmale Treppe, welche ins obere Geschoss führte, wo sich die Schlafkammern befanden, im Auge behalten. Besonders hier, in der Stadt

der Diebe, konnte es von großem Nutzen sein, wenn man rechtzeitig erkannte, wer auf einen zukam.

Während ich noch zögernd im Türrahmen stand, hatten die Männer bereits Platz genommen und Zas-tee hämmerte mit der Faust auf die raue Tischplatte und schrie nach Bier.

Ein Zupfen am Ärmel ließ mich den Kopf drehen. Anila stand neben mir und hatte die Stirn gerunzelt.

Missmutig blickte sie mich an.

»Was ist los mit dir, Thorak? Seitdem dir die beiden Betrunkenen über den Weg gelaufen sind, bist du wie ausgewechselt. Gibt es da etwas, das ich wissen sollte?«

Nachdenklich wiegte ich den Kopf.

»Ich will es nicht beschwören, aber mir war so, als hätte ich einen der Trunkenbolde erkannt.«

»Wer war es?«, wollte Anila sofort wissen.

»Bork«, sagte ich und schüttelte sogleich wieder den Kopf.

»Nein, das kann eigentlich nicht sein. Ein Säufer wie Bork könnte den Weg von Eislanden bis hier niemals bewältigen. Ich habe mich wahrscheinlich doch getäuscht.«

»Was wirst du jetzt tun?«, fragte sie besorgt.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Einen Moment lang wusste ich es selber nicht so genau. Aber jetzt, glaube ich, selbst wenn es Bork wäre, werde ich nicht hinter ihm herlaufen, obwohl ich gerne erfahren hätte, wie es meiner Tante geht. Ich denke, das Beste wird sein, du bestellst mir jetzt einen großen Krug Bier und wir lassen die alten Geschichten ruhen.«

Anila nickte mir zu und lächelte.

»So gefällt du mir schon besser.«

Am Tisch angelangt spielte Anila erneut mit ihrer Lederbörse und obwohl das Klimpern der darin enthaltenen Silbermünzen in dem Lärm, der hier vorherrschte, eigentlich völlig unterging, dauerte es trotzdem keine drei Atemzüge und eine dralle Bedienung kam an unsere Tafel herangerauscht. Irgendwie schienen alle Bewohner von Kitash für dieses Geräusch sehr empfänglich zu sein. Wir bestellten Bier, kaltes Bratenfleisch, Brot und würzigen Käse. Kurz darauf servierte uns die Frau das Gewünschte mit erstaunlich flinken Be-

wegungen, welche ich ihr aufgrund ihrer Körperfülle eigentlich gar nicht zugetraut hatte. Aber sie war nicht die einzige Person an diesem Tag, in der ich mich täuschen sollte.

Das Essen war nichts Besonderes, das Bier ebenso wenig, wenngleich es immerhin gut gekühlt war, nur die Preise waren mehr als königlich. Angesichts unserer bereits nach dem ersten Tag bedenklich zusammen geschmolzenen Barschaft verzichteten wir auf Einzelzimmer und belegten deshalb gemeinsam vier Schlafkammern, deren Obolus wir für drei Tage im Voraus entrichten mussten.

Nach dem Essen und einen Krug Bier später erhob ich mich und ging die Treppe zu unseren Schlafkammern hoch. Erst, als ich die Tür zu meinem Zimmer öffnete und das Schnarchen zweier Männer an mein Ohr drang, wurde mir wieder bewusst, dass ich die Kammer mit zwei Mic-Mac Männern teilte.

Sie hießen Groo und Sat-kann und waren ganz offensichtlich gerade dabei, die Meisterschaft im ›Wer kann am lautesten schnarchen?‹ für sich zu entscheiden. Dabei sägten, grunzten und prusteten sie, was das Zeug hielt. Das reichlich genossene Bier tat ein Übriges dazu und so verzichtete ich gerne darauf, mich neben die beiden auf die Schlafstelle zu legen, die nichts anderes war als ein Stück Zimmerboden, den man mit Strohmattatzen ausgelegt hatte. Ein kleines Tischchen mit einer Waschschüssel, zwei Holzstühle und ein wurmstichiger schmaler Schrank vervollständigten die karge Einrichtung des Zimmers. Ich schnappte mir einen der Stühle und setzte mich damit ans Fenster. Es führte zum Hinterhof des blauen Kruges hinaus und deshalb drangen die Geräusche der Stadt nur dumpf an mein Ohr. Irgendwo grölte ein Betrunkener, ich hörte entferntes Hufgeklapper und leises Stimmengemurmel. Selbst eine Stadt wie Kitash musste einmal zur Ruhe kommen.

Ich zog den zweiten Stuhl heran und legte meine Füße darauf, nachdem ich das Fenster weit geöffnet hatte. Die beiden gaben nämlich nicht nur Geräusche von sich, sondern auch einige Düfte, die nicht gerade an Rosenwasser erinnerten. Ich machte es mir, so gut es ging, auf den Stühlen bequem und schloss die Augen. Aber mein Schlaf sollte nicht lange dauern.

Tock!

Ein Laut, der überhaupt nicht zu den Geräuschen einer nächtlichen Stadt passte, weckte mich kurz darauf. Ich glitt vom Stuhl und griff nach *Gleichmacher*, den ich neben mir auf den Boden gelegt hatte.

Ich lauschte in die Nacht hinein, ohne mich zu rühren. Jemand hatte eine Leiter genau unter mein Fenster gestellt. Ich sah, wie die Leiter an den Holmen erzitterte und wusste, dass jetzt jemand die Sprossen hochstieg. Dann vernahm ich jenes typische Geräusch, das immer dann erklang, wenn man ein großes Messer oder ein Schwert aus der Scheide zog. Und dann hörte ich deutlich, wie Zähne gegen Waffenstahl schlugen.

Ich riskierte einen schnellen Blick nach draußen.

Insgeheim hatte ich so etwas ähnliches bereits irgendwie geahnt.

Es war Bork, der die Leiter hochkam. Da er nur einen Arm hatte, musste er zwangsläufig die Waffe mit den Zähnen halten, um die Hand freizuhaben, wenn er die Leiter hochkletterte.

Er atmete keuchend und kam näher und näher.

Dieser Scheißkerl hatte bestimmt nicht vor, mir einen Freundschaftsbesuch abzustatten. Alles deutete darauf hin, dass Bork versuchen würde, mir die Kehle durchzuschneiden. Ich trat ans Fenster und stieß die Leiter mit einem kraftvollen Stoß nach hinten.

»Gute Reise, Arschloch!« sagte ich grimmig und sah mit an, wie sich die Leiter nach hinten neigte. Das fahle Licht des Mondes und der trübe Schein einiger Talglichter, die jede Nacht zur Abschreckung von herumstreifenden Gesindel um das Haus herum entzündet wurden, zeigten mir recht deutlich, wie Bork zu Boden krachte, die Leiter zersplitterte und zwei weitere Gestalten hastig im Dunkel der umliegenden Gassen untertauchten.

Mit dem Schwert in der Hand rannte ich aus dem Zimmer und die Treppe hinunter in den Schankraum, wobei ich zwei Stufen auf einmal nahm.

Dort warf ich mehrere Tische und Stühle um und handelte mir eine Menge blauer Flecken ein.

Aber das interessierte mich in diesem Moment nicht.

Ich flog förmlich durch das dunkle Lokal nach draußen.

Dann hatte ich Bork erreicht.

Die Finger seiner Hand hatten sich in die harte Erde gekrallt. Er

atmete stoßweise, seine Augen waren weit aufgerissen, aber er würde nie mehr etwas wahrnehmen. Der dunkle Schleier des Todes hatte sich bereits über ihn gelegt.

Das Leben schrieb manchmal die seltsamsten Geschichten. Es war die Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet Bork, wenn auch auf Umwegen, durch die Folgen des Alkohols sein Leben auf dem düsteren Hinterhof der Herberge aushauchte. Ein unbekannter Zecher hatte im Laufe des Abends aus Ärger, Melancholie oder sonstigen Beweggründen eine leere Weinkaraffe im Hof des blauen Kruges abgestellt und nachdem ich die Leiter umgeworfen hatte, war Bork mit voller Wucht auf dem fast unterarmlangen Gefäß gelandet. Die schmale Öffnung der Karaffe war in tausend Scherben zersprungen, doch der stabile Boden hatte sich mit seinem gezackten Scherbenrand in den Rücken von Bork gebohrt, diesen wie warme Butter durchtrennt und ragte nun fast eine Handbreit aus seinem Brustkorb heraus.

Deutlich war zu sehen, wie immer mehr Blut aus der Wunde sickerte.

»Du verdammter Rotzlöffel«, keuchte er. »Das ist jetzt das zweite Mal, dass du mich aufs Kreuz legst.«

»Dann sauf das nächste Mal nicht mehr so viel, vielleicht hast du dann bessere Karten«, entgegnete ich scharf, obwohl uns beiden längst klar war, das es kein nächstes Mal geben würde.

»Wie kommst du eigentlich hierher?«

»Warum interessiert dich das?«

»Ich habe meine Gründe«, sagte ich knapp.

»Kurz nachdem du uns verlassen hattest, kamen ein paar Männer auf den Hof«, flüsterte Bork. Und als er erneut zum Sprechen ansetzte, sah ich, wie ihm das Blut aus den Mundwinkeln lief.

»Gelbhäutige Zwerge, die nach dir suchten. Sie versprachen mir ein Vermögen, wenn ich mit ihnen reiten würde. Aber bis heute ist es dir immer wieder gelungen, uns zu entwischen. Das war in Nadarko so, wie auch im Lager der Gaukler. Ha, das hättest du sehen sollen, sie sind gerannt wie die Hasen, als die Psa sie überfielen.«

Ohnmächtiger Zorn erfüllte mich, als ich an Khim und die Gaukler dachte.

Ich hatte das Gefühl, einen Eisklumpen im Magen zu haben.

»Verflucht, wenn ich schon früher gewusst hätte, was du diesen Psa wert bist, wäre ich heute ein gemachter Mann.«

»Sind welche von ihnen schon in der Stadt?«

Bork nickte stöhnend.

»Ein paar von ihnen. Aber diesmal werden sie dich erwischen, glaub es mir.«

»Was ist mit meiner Tante?«

Sein Gesicht zuckte vor Schmerz, dennoch verzogen sich seine Lippen zu einem abfälligen Grinsen.

»Die blöde Kuh, sie wollte dir hinterher laufen, um dich zu warnen. Da habe ich ihr eine gescheuert. Pech, dass sie dann mit dem Kopf an die Tischkante geknallt ist, sie war sofort tot.«

Ich schluckte.

Eiskalte Wut griff wie mit einer riesigen Faust nach mir.

Bork versuchte, sich noch einmal aufzurichten. Er röchelte etwas, das ich nicht verstand. Ich sah nur seine verzerrte Fratze und wie er sich über den Tod meiner Tante lustig machte. Ich packte *Gleichmacher* mit beiden Händen und rammte ihm die Spitze meines Schwertes in den Hals.

Bork zuckte noch einmal und lag dann still.

Sterben sollst du in Kitash

Ich hatte einen Menschen getötet!

Ich, ein dürrer Bursche von nicht einmal siebzehn Wintern.

Es war noch gar nicht so lange her, da hatte ich an der schroffen Küste von Eislanden mit dem Netz Fische gefangen und auf Borks Hof die Hühner gefüttert. Jetzt stand ich Hunderte Meilen von Eislanden entfernt auf dem Hinterhof einer Schenke und starrte auf meinen Onkel nieder, den ich vor wenigen Augenblicken erstochen hatte.

Es dauerte geraume Zeit, bis mir das Geschehen so richtig bewusst wurde.

Gewiss, Bork war ein Schwein gewesen und hatte den Tod sicherlich verdient. Aber das gerade ich es sein musste, der ihm die Rechnung für sein verpfushtes Leben präsentierte, setzte mir doch gewaltig zu. Ich verspürte weder Genugtuung noch irgend ein anderes Gefühl. Stattdessen fühlte ich mich ausgebrannt und leer.

Ich stand einfach nur mit hängenden Schultern da und Übelkeit stieg in mir hoch.

Ich hätte kotzen können.

Da legte sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter. Ich drehte mich um und erkannte Anila, die hinter mir stand. Ihr Auftauchen nahm mir etwas von dem beklemmenden Gefühl, das meinen Körper zu lähmen drohte.

»Ich habe ihn getötet«, krächzte ich.

Anila nickte wissend.

»Ja, aber jetzt ist es vorbei.«

Ich blickte sie zweifelnd an.

»Nach allem, was du mir bisher über ihn erzählt hast, ist sein Tod kein allzu großer Verlust für die Menschen in diesem Land. War er allein?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Da waren noch zwei Kerle, die sofort vom Hof rannten, als er mit der Leiter nach hinten fiel. Ich will es zwar nicht beschwören, aber ich glaube fast, dass es wieder diese verdammten Zwerge waren.«

»Bist du dir sicher?«

Ich nickte und Anilas Miene verfinsterte sich zusehends. Rasch blickte sie sich um. Aber außer den üblichen Geräuschen einer nächtlichen Stadt war nichts Ungewöhnliches zu hören. Anscheinend hatte noch niemand etwas von der Sache mitbekommen.

»Wir sollten die Leiche wegräumen, bevor womöglich noch die Stadtwache auftaucht und anfängt, neugierige Fragen zu stellen.«

Kurz entschlossen packte sie Bork an den Füßen und schleifte den Toten zur nächsten Hauswand. Dort lehnte sie ihn so geschickt an, das ein zufälliger Beobachter die Leiche durchaus für einen schlafenden Trunkenbold halten konnte.

»Weck die anderen«, flüsterte sie leise und sah sich immer wieder wachsam um.

»Ich habe nicht vor in Kitash zu sterben. Wir müssen so schnell wie möglich von hier verschwinden. Wer weiß, wie viele Psa sich bereits in der Stadt aufhalten. Ich saddle solange unsere Pferde und warte im Stall auf euch. Los jetzt, beeil dich.«

Sofort lief ich los, froh darüber, wieder eine Aufgabe erfüllen zu können. Jetzt würde ich nicht mehr so leicht die Nerven verlieren.

Mit dem Schwert in der Hand raste ich wie ein Wahnsinniger durch die dunkle Schenke die Treppe hoch zu den Kammern der Männer.

Obwohl mancher von ihnen ordentlich gebechert hatte, genügte bei den Meisten eine flüchtige Berührung, um sie zu wecken. Ihre Kriegerinstinkte schienen selbst nach etlichen Humpen Wein und Bier noch zu funktionieren.

Anila war mit dem Satteln der Pferde gerade so fertig geworden, als wir im Stall eintrafen. Mit stummen Handzeichen gab sie uns zu verstehen, dass wir die Pferde zu Fuß vom Hof der Schenke führen sollten. So leise wie möglich schlichen wir durch die dunklen Straßen und Gassen der Stadt.

Die schmale Sichel des Mondes und eine Handvoll Sterne, die am Himmel funkelten, wiesen uns mit ihrem spärlichen Licht den Weg.

Kaum ein Mensch war um diese Zeit noch zu sehen. Nur hin und wieder huschte ein nächtlicher Zecher an uns vorbei, um rasch hinter der Tür eines der umliegenden Häuser wieder zu verschwinden.

Irgendwo bellte ein Hund und in der Ferne ratterten die eisenbeschlagenen Räder eines Fuhrwerks über das Straßenpflaster.

Zielstrebig marschierte Anila gen Süden. Während für mich in der Dunkelheit die Straßen und Häuser alle gleich aussahen, führte uns die Kriegerin mit nahezu traumwandlerischer Sicherheit zum Stadtrand hin. Irgendwann blieb sie abrupt stehen und lauschte in die Dunkelheit. Dann deutete sie mit der Schwerthand nach rechts.

»Wir müssen da lang. Bis zum Ende der schmalen Gasse, dann links zum Nachttor. Das ist der einzige Weg, um die Stadt der Diebe auch nach Einbruch der Dunkelheit verlassen zu können.«

Die Männer folgten ihr stumm.

Ich blieb einen Moment stehen und sah mich um. Alles war dunkel und still. Aber gerade diese Stille beunruhigte mich. Vor mir

tauchten die Männer in der Dunkelheit unter und ich musste mich beeilen, um nicht den Anschluss zu verlieren. Ich fluchte lautlos, als ich schließlich als letzter die schmale Seitengasse betrat.

Verdammt, was störte mich eigentlich an dieser Stille?

Ich zog mein Schwert aus dem Gürtel, mehr aus Instinkt als in dem Bewusstsein einer sich nähernden Gefahr. Im nächsten Moment machte sich ein seltsames Gefühl in meinen Fingern breit. Es war, als ob Ameisen über meine Hände krabbelten. Auf irgendeine unbeschreibliche Art schien *Gleichmacher* ein Eigenleben zu entwickeln. Mein Blut begann zu kochen und der Drang zu kämpfen, zu schreien und zu töten wurde beinahe übermächtig in mir. Ich stieß ein Knurren aus, das keiner menschlichen Kehle entsprungen sein konnte, ließ die Zügel meines Pferdes fallen und sprang vorwärts in die dunkle Gasse.

Und genau in diesem Moment erfolgte ohne jegliche Vorwarnung der Angriff.

Von vorne, von hinten, aus Häusernischen und selbst von den Dächern aus griffen uns die Psa an.

Dutzende kleine gelbgesichtige Männer, die sich mit geradezu dämonischer Wildheit auf uns warfen.

Schwerter klirrten, Speere flogen, Pferde stampften, wieherten und bäumten sich auf.

Etwas zischte durch die Luft und ich erkannte, wie neben mir ein Mic-Mac Krieger zu Boden sank. Wie durch Zauberhand, so sah es jedenfalls aus, ragte plötzlich ein gefiederter Pfeilschaft aus seiner Kehle.

Danach kam ich nicht mehr dazu, mich um irgendetwas anderes zu kümmern oder gar nach meinen Begleitern zu schauen.

Die Psa waren nun in voller Stärke heran.

Eine dunkle Gestalt sprang auf mich zu.

Das bemalte Gesicht und der Hörnerhelm ließen ihn wie einen gelbgesichtigen Teufel aussehen.

Ich riss mein Schwert hoch, keinen Moment zu spät.

Sein Krummsäbel fauchte gefährlich nahe an meinem Kopf vorbei und schlitzte mir den linken Hemdärmel auf. Als die Klinge erneut auf mich zukam, schlug ich sie zur Seite und stieß *Gleichmacher* in die Brust des Angreifers. Der Mann sank stöhnend zu Boden.

Ein Pfeil streifte meinen Oberarm und der rasiermesserscharfe Stahl einer Speerspitze hinterließ eine rote Spur an meiner Hüfte. Aber fast gleichzeitig breitete sich ein nie gekanntes Gefühl in meinem Inneren aus. Wie vom Fieber besessen stürzte ich mich ohne zu Überlegen ins Getümmel. Wie mir Anila später einmal erzählte, kämpfte ich mit einer derartigen Verbissenheit, als hinge der Ausgang des Kampfes einzig und allein von mir ab.

Mein Schwert zertrümmerte Schädel, zerschmetterte Knochen und schlitzte Leiber auf.

Gleichmacher brachte Tod und Verderben in die Reihen der Angreifer. Als nicht weniger als fünf der gelbgesichtigen Zwergenmänner mit durchbohrter Brust oder eingeschlagenem Schädel vor mir lagen, zogen sich die Psa allmählich zurück.

Dennoch, ich wob mit *Gleichmacher* weiterhin ein blitzendes Netz des Todes. Die Psa wurden schließlich von Panik erfasst, verzichteten auf einen weiteren Kampf und rannten in heillosen Flucht davon.

Anila kam auf mich zu gerannt.

»Bei den Göttern, Thorak!«, rief sie ehrfürchtig. »Es ist vorbei.«

Der Klang ihrer Stimme holte mich langsam in die Wirklichkeit zurück.

Mit funkelnden Augen starrte ich die Kriegerin an.

Erst dann ließ ich das Schwert sinken und schaute mich um. Langsam erlosch die Flamme des Kampfes in mir. Ich sah, wie die wenigen Mic-Mac, die diesen Hinterhalt überlebt hatten, mich beinahe ehrfürchtig anstarrten. Breitbeinig stand ich in der Gasse über einem erschlagenen Psa, von Kopf bis Fuß mit Blut bespritzt, das nicht mein eigenes war.

Für einen Moment herrschte eine geradezu unnatürliche Stille. Irgendwo in der Dunkelheit heulte ein Wolf. Nur ein einziges Mal.

»Er ist es tatsächlich«, keuchte Zas-tee, der Anführer jener Männer, die das Schicksal auserkoren hatte, mich in meine Heimat

zu begleiten.

»Er ist Thorak, der Berserker!«

Am Berg der Götter

Die Psa waren geflohen.

Das Klirren der Schwerter und das dumpfe Hacken von Äxten war verklungen, das Keuchen der Kämpfer und das unterdrückte Stöhnen der Sterbenden und Verwundeten verstummt. Zurückgeblieben war eine bleierne Stille und der Geruch von Blut und Tod.

Ich ließ meinen Schwertarm sinken und betrachtete mich selber. Wieder einmal, so schien es, erwachte ich aus einer Art Trance. In meinem Kopf wirbelten Bilder durcheinander, die sich zu etwas Entsetzlichem formen wollten, es aber nicht konnten, weil ich dies nicht wahrhaben wollte.

Bei allen Göttern, was geschah mit mir?

Nur allmählich beruhigte sich mein rasender Herzschlag und langsam begann ich auch wieder gleichmäßiger zu atmen.

Für die Länge eines Atemzuges starrte ich auf mein blutbesudeltes Schwert, auf meine Begleiter, die mich angstvoll und ehrfürchtig zugleich anblickten und auf die vielen Toten zu meinen Füßen. Es war, als erwachte ich langsam aus einem Traum. Verwirrung war in meinen Gedanken, Verwirrung und Neugierde gleichzeitig.

Aber mir blieb keine Zeit zum Nachdenken.

»Weg hier!«, hörte ich Anila rufen und im gleichen Moment waren von vorne aus der Gasse Stimmen und rasche Stiefeltritte zu hören. Der Kampfärm war nicht unbemerkt geblieben. Vom Wachturm her erklangen Trompetenstöße, die kein Ende zu nehmen schienen. Stimmengewirr, wildes Fluchen und Verwünschungen hallten uns entgegen. Angesichts der vielen Toten würde uns die heraneilende Wache des Nachttors sicherlich nicht nur unangenehme Fragen stellen. Womöglich würden wir uns noch in dieser Nacht alle in einer Zelle des Stadtkerkers wieder finden, während die Psa ungeschoren davonkamen. Wir mussten also schleunigst von hier verschwinden

und irgendwo in dem Gewirr der Gassen und Straßen von Kitash untertauchen.

Wir eilten durch mehrere düstere Hinterhöfe, hetzten durch verwinkelte Gassen und dunkle Torbogen, immer die Soldaten der Wache im Nacken. Erst als wir eine der großen Hauptstraßen von Kitash erreicht hatten, konnten wir die Schnelligkeit unserer Reittiere ausspielen. Rasch lagen die Wachen hoffnungslos hinter uns zurück und am Ende blieb ihnen nichts anderes mehr übrig, als uns ihre wütenden Flüche nachzuschicken.

Schließlich zügelten wir unsere Pferde in einer Gegend, die ganz offensichtlich überhaupt nicht ins Stadtbild von Kitash zu passen schien. Zwar war der Himmel nur mit einigen Sternen übersät und der Mond stand einer schmalen Sichel gleich fast senkrecht am Firmament, dennoch war es hell genug, um Einzelheiten zu erkennen. Anstelle großzügig angelegter Tempelanlagen, Paläste und den schmucken Häusern der Bürgerschicht mit ihren Vorgärten und den weitläufigen, gepflasterten und sorgsam gefegten Straßen gab es hier nur Dreck, Gestank, jämmerliche Zeltbauten und marodes Gemäuer.

Baufällige, windschiefe Häuser säumten eine ungepflasterte Straße, die von stinkenden Pfützen durchzogen war. Vor nahezu jeder Behausung türmte sich ein übel riechender Haufen Unrat und der Gestank von verfaulten Essensresten, kaltem Rauch und Pisse raubte einem schier den Atem.

Anila zügelte ihr Pferd und deutete nach vorne.

»Hier sind wir in Sicherheit, vorläufig jedenfalls. Die ehrbaren Bürger der Stadt meiden dieses Viertel und selbst die Wachen lassen sich hier nur aufgrund höchstrichterlicher Anordnung blicken. Man nennt diese Straße auch den dunklen Weg.«

Hier, so erklärte uns Anila, haust der Abschaum der Stadt.

Meuchelmörder, Gurgelabschneider, alternde Huren und Säufer. In einigen dieser jämmerlichen Behausungen sollten zudem Menschen leben, die von einer Krankheit befallen waren, durch die ihnen bei lebendigem Leib die Gliedmaßen abfaulten.

Ich fröstelte.

Verstört musterte ich Anila, worauf die Kriegerin mit ein paar er-

klärenden Worten andeutete, warum sie sich in Kitash wie in ihrer eigenen Hosentasche auskannte.

Aber das war eine andere Geschichte.

In den meisten Häusern waren die Fensterscheiben eingeschlagen und die Türen aus den Angeln herausgerissen. Eine zerschlossene Decke diente stattdessen hier und dort als Eingang. Dennoch fiel genügend Licht auf die Straße, um die nähere Umgebung genauer zu betrachten.

Ich erschrak zutiefst.

Außer mir, Anila, Han-homa dem Schamanen und Zas-tee dem Anführer unserer Gruppe hatten nur noch zwei Männer den Kampf in der Seitengasse überlebt.

Als wir die Mic-Mac Stadt verlassen hatten, waren es noch zwölf dieser rothaarigen, wortkargen Krieger gewesen. Anscheinend war es mein Schicksal, das alle, die mich auf meinem Weg zu den Gefilden der N'de begleiteten, zum Sterben verdammt waren.

Inzwischen hatten wir unsere Pferde zum Stehen gebracht, bildeten mitten auf der Straße einen Halbkreis um Anila und starrten uns wortlos an. Als ich in die verkniffenen Gesichter der Mic-Mac starrte, spürte ich, dass noch in dieser Nacht ein neuer Abschnitt in meinem Leben beginnen würde.

»Wie geht es jetzt weiter?«, fragte Zas-tee beiläufig, während er nervös mit den Händen an den Zügeln zerrte. Dabei verzerrte sich sein Gesicht zu einem gequälten Grinsen. Aber in diesem Grinsen lag keinerlei Freundlichkeit.

»Verstehe mich bitte nicht falsch, aber seit wir Han-homa und dir versprochen hatten, diesen Erwählten zurück in seine Heimat zu begleiten, sind einige Dinge geschehen, die niemand von uns voraussehen konnte. Viele gute Männer sind inzwischen gestorben, wir sind Hunderte von Meilen von unserer Heimat entfernt und wahrscheinlich wird unsere Stadt inzwischen gänzlich von den Hunden der Psa beherrscht. Das ungewisse Schicksal unserer Frauen und Kinder zerrt an den Nerven eines jeden von uns und ich kann die Wünsche meiner letzten mir noch verbliebenen Männer verstehen. Sie wollen einfach nur noch nach Hause.«

Anila nickte und wartete.

Zas-tee fügte hinzu: »Also, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber wenn du uns von unserem Versprechen entbinden würdest, wären dir meine Männer mehr als dankbar.«

Während der nächsten Augenblicke schwiegen wir alle.

Anila wandte sich im Sattel um und betrachtete die Männer der Reihe nach.

»Was ist mit dir, Schamane?«

Han-homa hob die Schultern und lächelte gequält.

»Ich würde meinen rechten Arm dafür geben um mitzuerleben, wie sich die Prophezeiung erfüllt. Aber bei dem Gedanken an mein Volk blutet mir das Herz. Mein Verstand sagt mir, dass ich weiterhin mit euch reisen sollte, aber tief in meinem Innersten gibt es etwas, das mir zuflüstert, ich sollte besser auf meine Gefühle hören. Ich hoffe, du verstehst mich irgendwie.«

Anila grinste flüchtig.

»Die Krieger der N'de sind es normalerweise gewohnt, alleine zu reisen. Würde es euch etwas ausmachen, uns jetzt vorbei zu lassen?«

Einen Herzschlag lang sahen uns die Mic-Mac Männer dermaßen verwundert an, dass ich nicht sicher war, ob Anilas Bemerkungen nicht ein Fehler gewesen waren. Dann aber nickte der Schamane bedächtig und die Mic-Mac machten uns den Weg frei. In der nächsten Sekunde griff die Kriegerin in das Zaumzeug meines Pferdes und wir beide tauchten in der Dunkelheit der stinkenden Gasse unter.

Irgendwann gab Anila das Zeichen zum Anhalten.

»Ich weiß, was du jetzt denkst. Sicher haben wir diesen rothaarigen Männern eine Menge zu verdanken, aber das Leben geht weiter und ich habe nun mal die Aufgabe dafür zu sorgen, dass dein Arsch unbehelligt bei den Tempeln der N'de ankommt.«

»Wie geht es jetzt weiter?«

Ohne eine Antwort abzugeben, gab Anila ihrem Pferd die Sporen und rief: »Wir müssen aus der Stadt heraus und versuchen, die Berge zu erreichen.«

»Warum?«

»Darum«, fauchte Anila und gab ihrem Pferd die Sporen, als ginge es um ihr Leben.

Der rasche Abschied von unseren Begleitern machte der Kriegerin anscheinend mehr zu schaffen, als sie sich anfangs eingestehen wollte. Ganz offensichtlich gab es bei Anila doch noch so etwas wie eine weiche Stelle, einen wunden Punkt also, der sie nicht nur als die Unnahbare erscheinen ließ und dafür war ich den Göttern dankbar.

Wie wir es fertig brachten, bis zum Morgengrauen durch die Straßen zu ziehen, ohne von der Stadtwache aufgegriffen zu werden, ist mir bis heute nicht begreiflich. Ich denke, wir hatten damals mehr Glück als Verstand. Ich weiß noch, dass wir in dieser Nacht mehr als nur einmal ins Schwitzen gerieten. Als die Sonne schließlich aufging und wir unbehelligt durch eines der Stadttore ritten, heulten wir beinahe vor Freude. Wir lachten und scherzten und erfreuten uns an der bloßen Tatsache überlebt zu haben. Fast schon brutal gaben wir unseren Pferden die Sporen.

Bald lagen die Mauern von Kitash hinter uns und vor unseren Augen erstreckte sich eine weite Steppe, die langsam in eine grüne Hügellandschaft überging, welche schließlich irgendwo am Horizont am Fuß eines gewaltigen Bergmassivs endete.

Während der Reitwind durch meine Haare fuhr, warf ich einen kurzen Blick auf Anila und meinte:

»Wohin reiten wir jetzt?«

Die Kriegerin lachte und antwortete mit leiser aber fester Stimme.

»Vor uns liegt der Berg der Götter und dahinter ein Sumpfland, das bis zum Ufer des blutenden Meeres reicht.«

»Na und?«, erwiderte ich verständnislos.

Wieder lachte Anila.

»Am Berg der Götter sind wir in Sicherheit. Psä können nicht schwimmen, oder hast du das schon vergessen?«

Die Sumpfbestien

Es war kurz nach Sonnenaufgang.

Die Stadt der Diebe lag einen Tagesritt weit hinter uns und wir hatten jene Stelle in der Steppe erreicht, wo das Grasland allmählich in Hügel und Hänge überging. Als wir an diesem Morgen unsere Pferde auf einem scharfkantigen Hügelrücken zügelten, bot sich unseren Augen ein atemberaubender Anblick.

Vor uns türmte sich ein bizarres Felsmassiv auf, mit jenem besagten Berg in der Mitte. Während die gezackten Spitzen der anderen Erhebungen sich höchstens tausend Schritte hoch in die Lüfte erhoben, ragte dieser Gipfel bis weit in den mit weißen Wolken gepflügten stahlblauen Himmel hinein.

Im Gegensatz zu dem umliegenden dunklen Felsgestein waren am Berg der Götter die Hänge durchsetzt mit grünen Dornbüschen und dicht stehenden Nadelbäumen. Auf halber Höhe gab es einen breiten Pass, der in das dahinter liegende Sumpfland führte.

Das Licht der aufgegangenen Sonne überzog die Landschaft wie flüssiges Kupfer. Vor uns ästen ein paar Antilopen im Gras, irgendwo hatte sich eine Truthahnfamilie versteckt, ihr kollerndes Geschrei erklang in der friedlichen Morgenstille fast ohrenbetäubend. Die gesamte Bergkette verlief von Norden nach Süden, mindestens hundert Meilen in der Länge und fast zehn Meilen breit. Die Felsen begrenzten das Grasland auf allen Seiten. Dahinter musste zwangsläufig etwas ganz neues, anderes liegen.

»Hinter dem Berg der Götter liegt das Sumpfland«, erklärte mir Anila.

»Wenn wir den Pass durchquert haben, dauert es nicht mehr lange und wir sind an der Küste des blutenden Meeres. Dort reiht sich eine Hafenstadt an die andere und ich bin sicher, dann finden wir auch bald einen Segler, der uns auf direktem Weg in die Heimat bringt.«

Anila erzählte weiter, wie der Berg der Götter zu seinem Namen kam, was es mit dem Sumpfland auf sich hatte, was uns an der Küste des blutenden Meeres erwarten würde und ich weiß nicht mehr, was sonst noch so alles.

Ich nickte beiläufig, obwohl ich absolut keine Ahnung hatte, wo wir uns befanden noch wie es weitergehen sollte. Ich saß jetzt ununterbrochen fast vierundzwanzig Stunden im Sattel, mein Hintern war wundgescheuert, ich war müde, hungrig und durstig. Selbst mein magisches Schwert, das ich am Gürtel trug und das jetzt wieder leicht zu glühen begann, ließ mich im Grunde genommen völlig kalt.

Selbst heute kann ich die Frage nicht mehr beantworten, wer mehr erschöpft war, mein Pferd oder ich.

Das Einzige, was mich im Moment noch interessierte, waren ein warmes Essen, ein heißes Bad und anschließend ein weiches Bett. Und zwar genau in dieser Reihenfolge. Ich war des Herumziehens müde, ich sehnte mich geradezu nach einem festen Dach über dem Kopf, ja, insgeheim begann ich sogar, unser schäbiges Haus in Eislanden zu vermissen.

Aber die Götter hatten andere Pläne mit mir.

»Sag mal, schläfst du ?«

Anilas schrille Stimme riss mich jäh aus meiner Lethargie. Ich wandte den Kopf und musterte sie irritiert.

Die Kriegerin deutete nach vorne.

»Spätestens in zwei Tagen sind wir durch den Pass, dann durchqueren wir das Sumpfland. Dann sind wir unsere Verfolger wohl endlich los. Ich glaube kaum, dass die Psa uns auf dem Weg zur Küste nachkommen. Diese Hunde fürchten nichts mehr als das Wasser.«

Ich nickte, trieb das braune Pferd an, das ich seit der Flucht aus der Mic-Mac Stadt ritt und lenkte das Tier hinter Anila her nach Süden.

Zwei Tage später hatten wir den Pass durchquert. Es war bereits später Nachmittag, als Anila vom Pferd stieg, ihren Proviantbeutel und die Wasserflasche über die Schultern warf und sich den Waffengurt mit ihrem zweischneidigen Schwert um die Hüften schlang, welcher bisher am Sattelhorn gehangen hatte.

Mit einem stummen Nicken forderte sie mich auf, es ihr nachzumachen.

Verständnislos starrte ich in ihr ausdrucksloses Gesicht.

»Im Sumpf sind die Pferde nur hinderlich. Ein falscher Tritt und die Tiere zerren uns in den Morast. Außerdem liegt dahinter bereits die Küste des blutenden Meeres und dort sind Boote und Kähne die eigentlichen Fortbewegungsmittel und nicht Pferde. Wir würden da also nur auffallen.«

Mit einem harten Schlag auf die Hinterhand schickte sie ihr Pferd in den Bergpass zurück. Ich folgte ihrem Beispiel, wenn auch nur widerwillig. Ich hatte ein flaes Gefühl im Magen als ich mit ansah, wie unsere Pferde schrill wiehernd in den Bergen verschwanden. Instinktiv überkam mich der Verdacht, dass wir damit vielleicht einen großen Fehler gemacht hatten.

»Ich gehe ab sofort voraus und du passt auf, wohin ich trete. Ein falscher Schritt und der Sumpf wird dein Grab. Hast du mich verstanden?«

Ich nickte und dann liefen wir los.

Mit mechanischer Gleichförmigkeit setzte ich einen Fuß vor den anderen, während ich insgeheim darauf hoffte, bald eine Gelegenheit zum Ausruhen zu erhalten. Aber Anila schien überhaupt nicht müde zu werden und stapfte zielstrebig vorwärts.

Als wir den Rand des Sumpfgebiets erreicht hatten, zogen am Himmel dunkle Wolken auf und bedeckten den Abendhimmel gänzlich. Innerhalb weniger Augenblicke konnte man kaum noch die Hand vor Augen sehen und zu allem Überfluss begann es auch noch zu regnen. Nicht besonders stark, aber dafür stetig und anhaltend. Bereits nach kurzer Zeit war ich nass bis auf die Knochen.

Der Boden unter meinen Füßen wurde schlammiger, stärker als er es in Folge des Regens eigentlich hätte sein dürfen und instinktiv trat ich einen Schritt zur Seite. Unvermittelt gab das Erdreich an dieser Stelle unter mir nach und ich versank im nächsten Moment bis zu den Knien im Schlamm.

Fluchend versuchte ich, mich zu befreien. Aber je ungestümer ich mich bewegte, desto tiefer versank ich in dem dunklen Morast. Der Sumpf schien mich zu verschlucken wie ein gefräßiges Ungeheuer.

Plötzlich spürte ich harte Fäuste an meinen Schultern und jemand zog mich hoch und legte mich danach wie ein abgetragenes

Kleidungsstück einfach zur Seite.

Schwerfällig hob ich den Kopf.

Es regnete immer stärker, dennoch roch ich dermaßen intensiv nach Moder und Fäulnis, dass mir beinahe schlecht wurde.

»Hast du was an den Ohren?«, blaffte mich Anila an.

»Habe ich dir nicht gesagt, das du aufpassen sollst, wohin ich trete? Manchmal habe ich das Gefühl, als nimmst du die ganze Geschichte einfach nicht ernst genug. Ich hoffe nur, dieser kleine Zwischenfall hat dich endlich wachgerüttelt. Jetzt komm weiter, hier soll es nämlich auch Sumpfbewohner geben, die scharf auf frisches Menschenfleisch sind.«

Ich nickte ergeben.

Anilas Tonfall duldet keinen Widerspruch und so beeilte ich mich, ihr zu folgen. Wobei der Hinweis auf die fleischfressenden Sumpfkreaturen ein weiterer Ansporn war, ihr schleunigst zu folgen.

Stunde um Stunde schlepten wir uns dahin, ohne dass ein Ende des Sumpfgiets abzusehen war oder dass es endlich aufhörte zu regnen.

Mit nahezu traumwandlerischer Sicherheit eilte Anila über den schmalen, trittfesten Pfad, welcher sich durch den tückischen Sumpf wandte. Ich hatte Mühe, ihr zu folgen.

Unvermittelt erklang irgendwo östlich von uns ein Schrei in der Regennacht. Einen Atemzug später noch einer.

Anila stand für die Länge eines Herzschlages wie angewurzelt da, dann sank sie in die Knie, um wahrscheinlich dem unsichtbaren Feind ein möglichst kleines Ziel zu bieten, und zog ihr Schwert aus dem Gürtel. Vor uns erklang noch einmal dieser Schrei, dann wurde es plötzlich geradezu unheimlich still.

»Die Sumpfbestien!«, keuchte Anila erregt.

Auch ich erstarrte mitten im Schritt und blickte angestrengt nach vorne. Aber es war so dunkel, dass ich lediglich bis zu Anila meine Umgebung noch erkennen konnte und die kniete keine zwei Armlängen vor mir auf dem Pfad. Plötzlich vernahm ich ein seltsames Geräusch unmittelbar neben mir. Ein unbeschreibliches Blubbern und Schmatzen und Zischen, als ob ein riesiger Topf mit Hafer-schleim überkochte. Ich blickte nach links zum Sumpf und im

nächsten Moment stellten sich mir die Haare auf. Ich hatte das Gefühl, als fließe Eiswasser durch meine Adern und nicht Blut.

All meine Ängste und meine Furcht vor dem Unnatürlichen erfassten mich.

Direkt neben mir schob sich eine krallenbesetzte, mit Morast, Gräsern und Wurzeln bedeckte Hand aus dem Sumpf.

Fast gelähmt vor abergläubischer Furcht wich ich Schritt um Schritt zurück, während die Hand immer höher aus dem Sumpf wuchs.

Zweikampf mit dem Tod

Die Oberfläche schien sich wahrhaftig zu teilen und aus den Tiefen des Sumpfes tauchte eine Schreckensgestalt auf, deren Anblick mich fast in den Wahnsinn trieb. Langsam, unendlich langsam schob sich das Geschöpf aus dem Sumpf.

Seine Finger, an deren Ende Nägel saßen, die augenscheinlich nur darauf warteten Fleisch zu zerfetzen, bohrten sich neben mir in die Erde und mit ruckartigen Bewegungen zog sich das Wesen allein mit der Kraft seiner Arme endgültig aus dem Morast.

Die Gestalt richtete sich auf und tapste unbeholfen auf mich zu. Ganz offensichtlich war die Kreatur einstmals ein Mensch gewesen. Schädel, Körper und die Gliedmaßen waren immer noch zu erkennen, obwohl die Alptraumgestalt eher einer wandelnden Moorleiche als einem Menschen ähnelte.

Eine Fratze des Wahnsinns stierte mich an.

Der Schädel hatte keine Augen mehr, stattdessen funkelte in den dunklen Höhlen ein kaltes, böses Irrlicht und anstelle der Nase gab es mitten im Gesicht nur ein gezacktes Loch, in dem winziges Getier zuckte. Während sich seine Kiefer klackend öffneten und schlossen, zeigte mir ein kurzer Blick auf das Gebiss der Kreatur eine dichte Reihe spitz zulaufender, gelblicher Zähne.

Ich wusste nicht, welchen dämonischen Beschwörungen diese Bestie ihr Dasein verdankte, ich wusste aber wohl, dass es in diesem

Moment um unser Leben ging.

Schlammtriefend und geifernd stand die lebende Sumpfleiche jetzt vor mir und öffnete den Mund zu einem krächzenden Schrei. Übel riechender Atem schlug mir ins Gesicht und ließ mich würgen.

Ich drehte kurz den Kopf zur Seite und sog tief die kalte Regenluft in meine Lungen. Das Gefühl, mich übergeben zu müssen, war in diesem Moment beinahe übermächtig. Einen Moment lang stand ich mit geschlossenen Augen einfach da und kämpfte gegen den aufsteigenden Brechreiz an. Als ich einen Herzschlag später wieder nach vorne starrte, war es beinahe um mich geschehen.

Entsetzt musste ich mit ansehen, wie sich eine bräunliche Klaue ruckartig meiner Kehle näherte. Meine Reaktion war instinktiv. Ohne großartig zu überlegen, schlug ich mit meinem Schwert einfach zu.

Gleichmacher pfiiff durch die Luft und traf den ausgestreckten Arm.

Die abgetrennte Hand fiel zu Boden und grünes schleimiges Blut tropfte aus dem Stumpf des Unterarmes.

Aber dann weiteten sich meine Augen jäh vor Entsetzen.

Jeder andere Schwertkämpfer wäre durch die Schwere dieser Verletzung normalerweise nicht mehr in der Lage gewesen, diesen Kampf weiterzuführen. Nicht so die Sumpfbestie.

Das Wesen schüttelte sich kurz, betrachtete den verstümmelten Arm einen Moment lang apathisch und taumelte dann, die andere Krallenhand ausgestreckt, erneut auf mich zu.

Ich sprang zurück, hieb mit der Schwertklinge wild um mich und doch kam die Kreatur unaufhaltsam näher. Seine Krallenfinger erfassten mit einem fauchenden Hieb sogar ein Stück meines Hemdes und rissen den fadenscheinigen Stoff in Fetzen.

Wut stieg in mir auf.

Berserkerwut!

Erneut schwang ich mein Schwert durch die Luft und stieß die Klinge ruckartig nach vorne. Der scharfe Stahl fraß sich durch den Leib der Sumpfbestie, durchstieß das dämonische Herz der Schreckensgestalt wie heiße Butter und wieder ertönte dieses grausige, unmenschliche Schreien. Instinktiv spürte ich aber, dass ich diesmal besser getroffen hatte. Mit einem dämonischen Heulen ver-

schwand die Kreatur im nächsten Augenblick wieder im Sumpf.

Aber mir blieb keine Zeit mich auszuruhen.

Ein schriller Schrei ließ mich herumwirbeln.

Was ich sah, ließ mir das Blut in den Adern stocken.

Anila lag am Boden.

Auf ihr hockte eine weitere der grässlichen Alptraumgestalten und beugte sich gerade über sie.

Die morastverschmierte Fratze des Sumpfwesens senkte sich auf die Kriegerin hinab, während sich die geifernden gelben Zähne unaufhaltsam der Kehle meiner Gefährtin näherten. Eine weitere Bestie war inzwischen aufgetaucht und indes der Körper noch im Morast steckte, hatten die Krallenfinger der Kreatur bereits tiefe Spuren in dem Unterschenkel der Kriegerin hinterlassen.

Deutlich war zu erkennen, dass die Schwertklinge Anilas die beiden Schreckensgestalten mehrfach getroffen hatte. Die Körper der Sumpfbestien wiesen Verletzungen auf, die genügt hätten, ein Dutzend erfahrener Krieger sich im Todeskampf auf dem Boden wälzen zu lassen. Aber im Gegensatz zu *Gleichmacher* konnte ihre Klinge diesem wandelnden Grauen anscheinend nicht viel anhaben.

»Anila!«, brüllte ich und sprang rasend vor Wut nach vorne.

Die Muskeln meiner Schwerthand traten in dicken Strängen hervor, als ich *Gleichmacher* mit weit ausholenden Hieben schwang.

Knochen splitterten wie morsche Zweige, grünes Sumpfblood spritzte und abgeschlagene Schädel rollten durch den Morast. Innerhalb weniger Atemzüge hatte ich den Zweikampf mit dem Tod aus dem Sumpf gewonnen und außer meiner blutenden Gefährtin war jetzt nichts mehr von dem ganzen Spuk zu sehen.

Mit dem bluttriefenden Schwert in der Hand starrte ich betroffen zu Anila.

»Halte hier gefälligst keine Maulaffen feil, sondern hilf mir lieber«, erwiderte die Kriegerin krächzend.

Genau diese Worte waren es, weswegen ich Anila so verehrte.

Mit einem tiefen Seufzer voller Erleichterung sank ich vor ihr in die Knie.

»Willst du hier Wurzeln schlagen? Los, mach schon!«

Verständnislos starrte ich auf die blutende Gestalt der N'de

Kriegerin. Ich glotzte die Frau an, als sei sie der einzige Mensch auf der Welt.

»Verdammt noch mal«, fluchte Anila und richtete mühsam den Oberkörper auf.

»Bist du denn zu gar nichts zu gebrauchen? Ich bin am Verbluten, diese Sumpfbestie hat mir den halben Oberschenkel aufgerissen. Kümmere dich gefälligst um meine Wunden, so wie der Schamane und ich dir es gezeigt haben. Oder willst du zusehen, wie ich hier krepriere?«

Ich nickte benommen und handelte wie unter Zwang.

Ich langte nach ihrem Proviantbeutel, der neben uns am Boden lag und zog einen kleinen Ledersack heraus. Dann schüttete ich etwas von dem Pulver, das sich in dem Säckchen befand in den Deckel von Anilas Wasserflasche, der gleichzeitig als Trinkbecher diente. Ich hielt ihr das Ganze an die Lippen und setzte den Becher erst wieder ab, als er leer war. Dann säuberte ich mit etwas Wasser die Wunde in ihrem Schenkel und befreite sie von Blut und Dreck.

Anila nickte mir dankbar zu.

»Das müsste genügen. Das Pulver wird verhindern, dass sich die Wunde entzündet.«

Dann richtete sie sich auf.

Ihr kantiges Gesicht wirkte plötzlich energisch. In ihren Augen flackerte ein seltsames Feuer. Dann stand sie vor mir, schwankte etwas, hielt sich aber.

»*Gleichmacher!*«, flüsterte sie nach einem scheuen Blick auf mein Schwert.

»Diese Klinge hat uns heute wieder einmal vor dem Tod bewahrt.«

Ich nickte stumm. So allmählich begann ich zu verstehen, dass mein Schicksal vorbestimmt war.

Eine Weile standen wir uns schweigend gegenüber und musterten uns nachdenklich.

»Wie geht es jetzt weiter?«, fragte ich schließlich.

»Wir sollten keine Zeit mit Gerede vergeuden, sondern zusehen, dass wir diesen Sumpf noch heute Nacht verlassen.«

Ich nickte und dann rannten wir los.

Spätestens im Morgengrauen mussten wir das Ende des Sumpf-

landes erreicht haben.

Aber noch waren wir nicht in Sicherheit.

Vor uns huschten weitere Kreaturen durch die Nacht. Grässliche Schreie hallten durch den Sumpf, vermischt mit wütendem Fauchen und Knurren. Morastklumpen, abgestorbenes Wurzelwerk und Grasbüschel flogen durch die Dunkelheit, konnten uns aber nicht ernsthaft gefährlich werden. Die Wesen wagten sich jetzt offensichtlich nicht mehr in die Reichweite unserer Schwerter. Sie hatten ihre Macht überschätzt und waren jetzt vorsichtiger geworden.

Im Hafen von Daak'Marn

Wir stolpterten förmlich durch die Finsternis.

Immer wieder bückte sich Anila und tastete mit den Händen vorsichtig über den Boden, um sich zu vergewissern, ob wir uns noch auf dem festen Pfad befanden.

Erst wenn der Mond aufging und sein Schein auf das Sumpfland fiel, würde die Sicht etwas besser werden, so dachte ich. Aber schon bald darauf wurde ich eines besseren belehrt. Das fahle Licht durchdrang die Dunkelheit und den Regen nur spärlich und reichte gerade aus, um die nähere Umgebung einigermaßen zu erkennen. Wenigstens genügte es, um etwaige Angreifer rechtzeitig zu bemerken, und das war gut so.

Denn die Sumpfbestien hatten noch nicht aufgegeben.

Immer wieder, wenn ich zurückblickte, bemerkte ich dunkle Schatten hinter uns, deren groteske Bewegungen mich an Marionetten erinnerten, die an Fäden bewegt werden. Unheimliche Laute drangen von überall her durch die Nacht. Schrille Schreie, dämonisches Gelächter und durchdringendes Gewimmer, mal laut, mal leise.

Ich fröstelte, nicht nur wegen der Nachtkühle und des Regens.

Noch nie war ich in solch einer gespenstischen Umgebung unterwegs gewesen. Das Land ringsum war topfeben. Es gab keine Bäume oder Sträucher, nur hin und wieder ein paar Sumpfgrasbüschel und in

der Luft hing ein entsetzlicher Modergeruch, der an den Gestank von verfaulten Eiern erinnerte. Mir kam es so vor, als ob der Geruch durch den Regen sogar noch verstärkt wurde. Es gab auch kein Anzeichen von Leben an diesem unheimlichen Ort. Kein Lufthauch schien sich zu regen, kein Vogel flatterte am Himmel, kein Tier kreuzte unseren Weg. Es war geradezu unheimlich still. Eine Stille, die nur ab und zu durch das Kreischen der Sumpfleute durchbrochen wurde.

Wir hasteten weiter, ohne das ein Ende des Sumpflandes abzu-
sehen war.

Dabei fiel mir auf, dass Anila in immer kürzeren Abständen anhielt, um nach ihrem Bein zu sehen. Die Krallen der Sumpfbestie hatten sie anscheinend doch schwerer verletzt, als sie zugeben wollte. Ich konnte mich auch irren, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, als wäre seit dem Angriff ihr ebenmäßiges Gesicht plötzlich von harten Linien geprägt und unnatürlich blass geworden. Ihre Augen lagen jetzt in tiefen Höhlen und ihr Blick war stumpf und glanzlos geworden.

Aber bevor ich mir weiter Gedanken über Anilas Zustand machen konnte, erfolgte der nächste Angriff der Sumpfbestien. Beinahe lautlos waren sie im Schutz des Dunkel an uns herangeschlichen und als ich mich aus einer Laune heraus unverhofft umdrehte, hatten mich zwei von ihnen schon fast erreicht. Ihre Krallenhände schnitten fauchend durch die Luft, während sie auf mich zukamen. Ich schwang mein Schwert mit gnadenloser Härte.

Es war ein Gemetzel.

Die Kreaturen waren meiner magischen Klinge nicht gewachsen. Jedes Mal, wenn *Gleichmacher* traf, sank eine weitere der unheimlichen Gestalten zu Boden. Schließlich stand ich allein mit einem halben Dutzend Toten um mich und einer verwundeten Anila im Rücken keuchend auf dem Pfad. Mit zusammengekniffenen Augen starrte ich nach vorne in die Düsternis. Urplötzlich war es geradezu unheimlich still geworden. Es schien, als habe es die Sumpfleute nie gegeben, obwohl die Getöteten zu meinen Füßen eine andere Geschichte erzählten.

Im bleichen Mondlicht schleppten wir uns südwärts durch das Sumpfland.

Noch heute frage ich mich, wie wir es damals schafften, trotz totaler Erschöpfung immer wieder die müden Füße zu heben und weiter zu laufen. Meile um Meile, zuletzt kaum noch Herr unserer selbst. Es war dann gegen Mittag, als wir, am Ende unserer Kräfte, aus dem Sumpf heraus waren. Das Land ging übergangslos in eine weite, hügelige Grasebene über und dahinter in der Ferne schimmerte das purpurne Wasser des blutenden Meeres.

Wir hetzten weiter.

Auf einem scharfkantigen Hügelrücken machten wir endlich Rast. Anila blieb stehen und beobachtete die Umgebung, Ich ließ mich einfach zu Boden fallen, wischte mir den Schweiß vom Gesicht und streckte alle Viere von mir.

Der immerwährende Regen hatte jetzt aufgehört. Die Sonne stand fast senkrecht am Himmel und ich lauschte dem leisen Rauschen des Windes in den Büschen und Bäumen des Graslandes. Ich konnte nicht verhindern, dass ich ein wenig vor mich hindöste, während die ganze Anspannung allmählich aus meinem Leib wich.

Irgendwann schlief ich erschöpft ein.

Ein unterdrücktes Keuchen weckte mich. Ich wälzte mich schlaftrunken zur Seite und starrte dabei direkt auf Anila. Sie lag auf dem Rücken und blutete aus ihrer Beinwunde wie ein abgestochenes Schwein. Ihr Gesicht war vor Schmerzen verzerrt, obwohl sie keinen Ton von sich gab. Wie ich später erfuhr, hatte sie sich, während ich schlief, ihre Beinwunde mit dem Krummdolch nochmals ausgeschabt. Die Gefahr einer Vergiftung war ihr trotz des eingenommenen Pulvers einfach zu groß. Sie zerschnitt ihren Proviant-sack in schmale Streifen und befahl mir, ihre Beinwunde damit so fest es nur ging zu verbinden. Dabei stand sie unsägliche Qualen aus und es schien so, als wäre sie nahe daran, das Bewusstsein zu verlieren. Aber irgendwie, tief aus ihrem innersten Kern heraus, brachte sie noch einmal alle Kraft auf, die in ihr steckte.

Es war später Nachmittag, als wir uns wieder erhoben und weiter-

zogen.

Wir ließen das Grasland hinter uns und schon bald tauchten die ersten Häuser einer kleinen Stadt schemenhaft vor uns auf.

»Das ist Daak'Marn«, sagte Anila nur.

Dann schlug sie einen Bogen und lief mit mir von Westen her in die Stadt.

Je mehr wir uns dem Ort näherten, umso intensiver wurde der Geruch von Salzwasser, Schweiß, Fisch, Tabak und Unrat. Die ersten Häuser, die wir passierten, waren klein, windschief und düster.

Mehrere Wagen, hoch beladen mit allerlei Waren, Fässern und großen Kisten, überholten uns. Dabei rollten sie schwankend über das ausgetretene Kopfsteinpflaster und ich hatte ständig das Gefühl, dass sie im nächsten Moment umzukippen drohten.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte keiner von uns, was uns tatsächlich im Hafen von Daak'Marn erwarten würde.

Es war mehr als eine Überraschung.

Hafenratten

Der Hafen von Daak'Marn bestand aus einem halben Dutzend hölzernen Anlegern, an denen an diesem Spätnachmittag noch drei Segelschiffe vertäut waren. Seitlich der Anleger standen unzählige Fuhrwerke mit Kisten, Säcken, Stoffballen und bauchigen Fässern. Zwei stiernackige, glatzköpfige Kerle, die scheinbar nur aus Muskeln und Sehnen zu bestehen schienen, ließen ihre Peitschen knallen und trieben damit halb nackte Sklaven an, die schweren Sachen von den Wagen zu laden und sie backbords in den Laderaum der Schiffe zu bringen.

Für einen Moment lang blieb ich fasziniert stehen und sog das ganze Geschehen in mich auf.

Die Sonne stand einem Feuerball gleich am westlichen Firmament und überzog das Wasser mit seinem tiefroten Licht. Spätestens jetzt wurde mir klar, woher das blutrote Meer seinen Namen hatte. Das eigentlich blaugrüne Wasser klatschte mit ständig wiederkehrenden

Wellen an die Kaimauern, nässte die Hafentmolen und spritzte bis auf die Straße. Möwen schwebten krächzend, mit weit ausgebreiteten Schwingen am Himmel über dem Hafen, ständig rollten weitere Wagen, beladen mit großen Frachtkisten und Fässern, durch die schmalen Gassen heran und von Osten her tauchte eine Kutsche auf, die etliche Passagiere zu einem der Segelschiffe brachte. Über schwankende Planken betraten sie das Schiff, gefolgt von schwitzenden Sklaven, die ihr Gepäck schlepten. Die Luft roch nach Seetang, Salzwasser, schwitzenden Leibern und verbranntem Essen und ständig war der Gesang der Schauerleute zu hören.

Als mich Anila kurze Zeit später in eine der verwinkelten Seitengassen drängte, sah ich auch die andere Seite dieses bunten Treibens, das für mich als Bursche aus einem kleinen Dorf an der Küste des frierenden Meeres so faszinierend war. Ich sah den unglaublichen Dreck, den Abfall, der überall auf den Straßen herumlag. Zerbrochene Weinkrüge, weggeworfene Essensreste die teilweise schon schimmelten, zersplitterte Holzkisten, leere Fässer und zerschlagenes Mobiliar.

Hier und da entdeckte ich auch ein paar katzen große Ratten, die fiepend zwischen dem ganzen Unrat umherhuschten.

Anila zog mich weiter, bis wir schließlich im Hinterhof eines weitläufigen, aus Felsstein gemauerten Hauses standen. Anila klopfte in einem bestimmten Erkennungssignal gegen eine schmale Seitentür. Dreimal kurz, zweimal lang und dann wieder dreimal kurz.

Zunächst passierte gar nichts, wir warteten.

Dann öffnete sich unvermittelt die Tür einen Spalt breit. Anila nannte ihren Namen und erst danach öffnete sich der Eingang richtig und eine gebrechlich wirkende, alte Frau winkte uns stumm in das Haus.

Wir traten ein und die Frau führte uns durch den dunklen Hausflur in ein kleines Zimmer, dessen Fenster sorgfältig mit dunklem Stoff verhangen war.

Dort zündete sie umständlich ein kleines Talglicht an.

»Wir haben dich schon lange zurückerwartet.«

»Es kam etwas dazwischen«, sagte Anila. »Die Hunde der Psa haben mit Hilfe dunkler Magie und ihrer besessenen Priesterschaft

wahrscheinlich erfahren, dass wir den Erwählten ausfindig gemacht haben. Wir hatten höllische Schwierigkeiten auf dem Weg hierher. Wenn ich nur daran denke wie...«

»Ist er das?«, unterbrach sie die Frau scharf.

Anila nickte, dann erzählte sie der Alten die ganze Geschichte unserer abenteuerlichen Reise. Die Frau lauschte schweigend und bedachte mich schließlich mit einem seltsamen Blick.

»Ihr müsst vorsichtig sein. In letzter Zeit treibt sich eine Menge Gesindel hier herum. Zweibeinige Hafentratten, die überall ihre Nase in Dinge stecken, die sie eigentlich nichts angehen. Es scheint, als ob sie auf der Suche nach irgendetwas wären.«

Meine Begleiterin schnaubte verächtlich.

»Die Psa sind offenbar doch nicht so dumm, wie es den Anschein hat. Sie wissen, das wir ihre Furcht vor dem Wasser kennen und haben wahrscheinlich damit gerechnet, das wir unsere Reise auf dem Meer fortsetzen werden. Es würde mich nicht wundern, wenn sich in allen fünf Hafentädten entlang der Küste des blutenden Meeres plötzlich haufenweise zwielichtiges Gesindel herumtreiben würde.«

»Bist du in Ordnung?«, wollte die alte Frau wissen. Sie hatte den Kopf etwas schief gelegt und trat näher an Anila heran.

»Du siehst ziemlich blass aus und wenn ich mich nicht irre, habe ich ein leichtes Hinken an dir bemerkt, als du ins Haus gegangen bist. Was hat der Verband an deinem Bein zu bedeuten?«

»Ein kleiner Kratzer, nichts weiter.«

Mir blieb fast die Spucke weg. Die Krallen der Sumpfbestie hatten ihrem Oberschenkel tiefe Wunden zugefügt. Mehr als einmal auf dem Weg in die Hafentadt hatte ich ihren Verband gewechselt, weil er nass vom Blut war. Sie konnte kaum noch laufen, hatte wahrscheinlich schon Wundfieber und redete immer noch von einer Kleinigkeit. Eigentlich war ich nie das, was man im landläufigen Sinne einen Schwätzer nennt, aber in diesem Fall konnte ich nicht länger schweigen.

Die alte Frau riss bei meinen Worten erschrocken die Augen auf und packte Anila an der Hand.

»Du bist wohl verrückt geworden? Mit solch einer Wunde ist nicht zu spaßen«, fuhr sie die Kriegerin mit einer Stimme an, die keinen

Widerspruch zuließ.

»Leg dich jetzt sofort dahin. Ich will mir das Ganze ansehen.«

Dabei deutete die Alte auf eine schmale Lagerstatt zu ihrer Rechten hin. Im trüben Schein der Talglichtfunzel war ein einfaches Holzbett zu erkennen, an dessen Kopfende sich ein Strohkissen und eine zusammengerollte Decke befanden. Seltsamerweise widersprach Anila der Frau nicht, sondern humpelte mit zusammengebissenen Zähnen auf das Bett zu und legte sich schließlich stöhnend darauf.

Ganz offensichtlich machte ihr die Wunde doch mehr zu schaffen, als sie zugeben wollte.

Mit geübten Griffen löste die Frau den Verband der Kriegerin. Kopfschüttelnd untersuchte sie die Verletzung, wobei sie hier und da mit den Fingern über die Wundränder tastete. Diese Art der Untersuchung entlockte Anila mehr als nur ein unterdrücktes Stöhnen.

»Du Närrin!«, sagte die Frau etwas rauer als sonst.

»Die Krallen der Sumpfleute sind nicht nur messerscharf, sondern auch giftig. Diese Wesen leben in einer Welt voller Morast, Fäulnis und Tod und jeder noch so kleine Kratzer kann tödlich sein. Du kannst von Glück sagen, dass dir jemand die Wunde sofort gründlich gesäubert und immer wieder neue Verbände angelegt hat. Hat er dir geholfen?«

Die Kriegerin nickte.

»Hast du wenigstens das Pulver zu dir genommen, welches ich dir bei deiner Abreise mitgegeben habe?«

Anila nickte erneut.

»Trotzdem hat sich die Wunde entzündet. Ich muss dir einen Salbenverband anlegen und dann darfst du mindestens drei Tage das Bett nicht verlassen.«

Anila fuhr wie angestochen mit dem Oberkörper hoch.

»Das ist unmöglich. Wir müssen so schnell wie möglich mit ihm in das Dorf seines Vaters.«

Mit ihm war wohl ich gemeint. Die Alte schüttelte den Kopf und drückte Anila mit den Händen sanft aber bestimmend wieder ins Bett zurück.

»Willst du dein Bein verlieren? Was vermag ein einbeiniger N'de auf dem Rücken eines Pferdes noch im Kampf gegen die Psa aus-

richten?«

Es dauerte einen Moment, bis Anila diese Worte verarbeitet hatte. Aber dann ließ sie sich langsam auf das Kissen zurücksinken. Ich weiß nicht, was ihr im Moment alles durch den Kopf ging, ich weiß nur noch, dass die Kriegerin nach diesen Worten sichtlich bleich wurde.

Die Alte begann nun, mich eingehender zu mustern.

»Du scheinst in Ordnung zu sein. Ohne deine Hilfe wäre sie wahrscheinlich nicht mehr lebend aus dem Sumpf heraus gekommen.«

»Wird sie es schaffen?«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht der Frau.

»Ich denke schon. Mit der richtigen Medizin wird sie in ein paar Tagen schon wieder ohne Beschwerden herumlaufen können. Apropos richtige Medizin, jemand muss zu Arko, dem Heiler, gehen und die Salbe besorgen. Ich bin hier ziemlich bekannt und man weiß, das ich alleine lebe. Jemand könnte eventuell auf dumme Gedanken kommen, wenn ich bei ihm auftauche. Du aber als Fremder fällst hier nicht so auf. In letzter Zeit streifen hier sowieso ziemlich viele Fremde mit dem Schwert in der Hand durch die Straßen. Traust du dir zu, die Salbe zu besorgen?«

Natürlich traute ich mir das zu. Ich war schließlich kein kleines Kind mehr. Innerhalb des letzten Jahres hatte ich zu viel erlebt und den unbedarften Jungen, der ich einst in Eislanden gewesen war, gab es schon lange nicht mehr. Ich hatte Menschen sterben sehen und ich hatte auch töten müssen, wengleich im Kampf, um selbst zu überleben. Danach hatte ich mich aber immer ziemlich beschissen gefühlt, denn der Tod eines Menschen ist eine üble Sache, auch wenn derjenige den Tod verdient hatte, wie etwa Bork. Aber ich erwiderte nichts von alledem, sondern nickte nur.

»Gut«, sagte die Frau. »Das Haus von Arko ist nicht zu verfehlen. Du gehst einfach die Straße hier hinunter und bei der dritten Gasse biegst du nach links ab. Es ist das letzte Haus auf der rechten Seite. Seine Kammer liegt unterm Dach. Sag einfach, die alte Gunda hat dich geschickt und du brauchst einen Topf voll Blaugrassalbe.«

Ich nickte erneut, warf noch einen letzten Blick auf Anila, die jetzt zu schlafen schien und verließ leise das Haus der alten Gunda.

Auf den Straßen von Daak'Marn herrschte reges Treiben.

Überall in den Gassen wimmelte es nur so von Menschen. Die Stadt war der erste Anlegeplatz für die Schifffahrt des blutenden Meeres und somit ein wichtiger Umschlagplatz für Waren aller Art, die von hier aus ihren Weg bis in die entlegensten Winkel des Hinterlandes fanden. Hier kamen Handel treibende Menschen aus aller Herren Länder zusammen. Ich erkannte wetterharte, von der Arbeit gebeugte Weinbauern aus dem Ruland, schweigsame, groß gewachsene Männer aus Goa, vereinzelt rothaarige Mic-Mac Leute, Stadtbewohner und ein paar geschäftstüchtige, dunkelhäutige Kaufleute aus den Südländern. Ich drängte mich durch die scheinbar ziellos umherlaufende Menschenmenge und bog in die dritte Gasse von links.

Die Gasse war nicht sonderlich belebt und kein Mensch schien mich zu beachten, als ich zielstrebig auf das letzte Haus am rechten Ende der Gasse zulief.

Dann hatte ich das Haus erreicht. Ich ging die Stufen des hölzernen Vorbaus hoch und wollte gerade das dreistöckige Gebäude betreten, als ich aus den Augenwinkeln sah, wie sich zwei kleine, gedrungene Gestalten links von mir in den Schatten eines benachbarten Hauses drückten. Die Gesichter waren mir unbekannt, aber die Kerle waren bis an die Zähne bewaffnet.

Die Sache gefiel mir nicht. Was hatten diese Männer hier zu suchen? Warum versuchten sie sich vor mir zu verstecken? Irgendetwas war da faul und dann fielen mir plötzlich die Worte der alten Gunda ein.

»Nimm dich in acht vor diesen Hafenratten!«

Das blutende Meer

Rasch betrat ich das Haus und hastete, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinauf. Mein Gefühl sagte mir nämlich, das sich diese zwielichtigen Gestalten auf der Straße nur wegen mir in den dunklen Hausecken der schmalen Seitengasse herumdrückten. Irgendetwas ging hier vor sich, wahrscheinlich war es das Beste, ich beeilte mich mit meiner Rückkehr zu Gunda und Anila. Als ich das oberste Geschoss, wo sich direkt unter den Dachbalken Arkos Kammer befand, endlich erreicht hatte, war ich völlig außer Atem.

Der Heiler hob den rußigen Glaszylinder einer Öllampe hoch, als er mir nach kurzem Klopfen die Tür öffnete. Im schwachen Licht der Lampe erkannte ich einen Mann in den Sechzigern, dem das Haar in langen weißen Strähnen vom Kopf fiel. Weiß war auch sein wallender Bart, der ihm tief bis auf die Brust hinunter reichte. Arko trug eine braune, zerschlissene Kutte, die von einem einfachen Strick zusammengehalten wurde und er war barfuß. Ich zuckte zusammen, als mich der Blick seiner eisblauen, scheinbar alles durchdringenden Augen traf.

Ein Hauch von Allwissenheit lag darin. Als er mich ansah, hatte ich das Gefühl, als könne er bis auf den Grund meiner Seele blicken. Es hätte mich nicht überrascht, wenn mir jemand erzählt hätte, dass er in diesem Moment sogar meine Gedanken lesen konnte.

Ein Schauer jagte über meinen Rücken, als er mich mit tiefer Stimme nach meinem Begehren fragte.

»Die alte Gunda schickt mich. Ich soll einen Topf mit Blaugrassalbe abholen.«

Arko nickte stumm.

»Geh nach hinten«, sagte er leise, während ich an ihm vorbei in die Wohnung huschte.

Dann schloss er die Tür und folgte mir in seine Wohnkammer.

Er war ein Heiler, und so war dieses Zimmer voll gestopft mit Büchern, Schriftrollen und seltsamen Tiegeln und Töpfen. Sämtliche Wände des Zimmers waren mit Regalen überzogen, in denen sich die verblichenen Pergamentrollen von unzähligen Generationen

stapelten. Der einzige Tisch des Raumes sah aus, als habe jemand einen ganzen Monat lang damit verbracht, jeden Tag seinen Müll-eimer darüber auszuleeren. Das altersschwache Möbelstück brach unter der Last der vielen Pergamentschriftstücke, Tabakkrümel, Obstkerne, den Ergebnissen verunglückter Experimente, erkalteter Kerzenstummel und anderem nicht genau bestimmbarem Abfall schier zusammen. Von der Decke des winzigen Raumes baumelten getrocknete Wurzeln und Pflanzen herab und ein undefinierbarer Geruch nach Kerzenrauch und wilden Kräutern hing in der Luft.

»Wieso Blaugrassalbe, was ist passiert?«

Ich überlegte einen Augenblick lang, aber schließlich kam ich zu dem Schluss, das ich dem Mann vertrauen konnte und so erzählte ich ausgiebig von Anilas Verletzung. Wahrscheinlich aber zu ausgiebig, denn plötzlich spiegelte sich so etwas wie Hass und unterdrückte Wut in seinem Antlitz wider.

Der Mann lächelte, aber es war ein eigenartiges Lächeln, weil sein Gesicht dabei plötzlich einer starren Maske glich und seine Augen mich fast schon verächtlich musterten.

»Dann bist du also dieser Junge, weswegen bereits die halbe Stadt verrückt spielt.«

»Wie meinst du das? Wir sind doch erst seit heute Mittag in...«

Mit einer unwilligen Handbewegung unterbrach mich der Heiler und seine Stimme schien plötzlich schärfer zu werden, als er mir ins Wort fiel.

»Irgendjemand scheint ein verdammt großes Interesse daran zu haben, dich zu finden. Warum, wieso, ich weiß es nicht. Ich weiß aber, dass auf deinen Kopf ein Preis ausgesetzt ist und zwar ein ziemlich hoher.«

»Und?«, fragte ich gedehnt.

Meine Gedanken überschlugen sich und eine bestimmte Ahnung stieg in mir hoch, als sich die Lippen des Heilers zu einem spöttischen Grinsen verzogen.

Arko lächelte kalt

»Tut mir leid, mein Junge, aber ab einer bestimmten Menge von Goldmünzen wird selbst ein Heiler wortbrüchig.«

»Ich bin nicht dein Junge«, sagte ich hart. »Aber ich habe kapiert,

du Schwein hast uns verraten.«

Arko öffnete den Mund, schien etwas sagen zu wollen, konnte aber nur mit dem Kopf schütteln und klappte den Mund wieder zu.

»Wie sprichst du denn mit mir, du Rotzlöffel?«

In seinem Gesicht stand eine seltsame Mischung aus maßloser Überraschung und unterdrückter Wut geschrieben.

»Du kleine, verdammte Ratte, du...«

Ich ließ ihn nicht ausreden, ich handelte.

Meine Faust erwischte den Dreckskerl am rechten Kinnwinkel. Der Heiler schrie auf und rutschte am Türrahmen herunter. Ich stieg über ihn, nahm einen der Tiegel, von denen ich annahm, dass sie jene Medizin enthielten, die Gunda so dringend benötigte, und versuchte wieder zu verschwinden. Arko begann das Haus zusammen zu brüllen.

Ich fuhr herum und trat ihm in den Unterleib.

Mit dem Tiegel in der Hand wandte ich mich ab. Für mich war die Sache in diesem Moment erledigt. Aber nicht für Arko.

Seine Augen blitzten vor Wut und sein Gesicht hatte sich in eine hassverzerrte Fratze verwandelt. Er nestelte an seiner Kutte und bevor ich auf drei zählen konnte, hatte er mit der Rechten aus einer verborgenen Tasche seiner Kleidung einen kleinen, glitzernden Wurfstern hervor gezogen. Eigentlich zu klein, um mich nennenswert zu verletzen, oder gar zu töten.

Aber was, wenn dieses kleine funkelnde Etwas vergiftet war, schoss es mir durch den Schädel, als das Ding auf mich zuflog. Ich ließ mich einfach fallen, rollte über den Boden und als ich aufsprang, lag *Gleichmacher* in meiner Hand. Genau in diesem Moment machte der hinterhältige Heiler einen Schritt nach vorne und die Spitze meines Schwertes drang ihm in den Leib.

Arko schrie gellend auf und seine Hände umschlossen dabei unsinnigerweise den Teil der Klinge, der nicht in seinen Körper eingedrungen war. Das er sich dabei die Finger blutig schnitt, bemerkte er schon nicht mehr. Arko war stehend gestorben.

Ich zog das Schwert aus dem Verräter und zögerte nicht länger.

So schnell ich konnte, rannte ich aus dem Haus, die Gasse entlang in Richtung jenes Ortes, wo Gunda und Anila auf mich warteten.

Sie jagten mich!

Ich duckte mich in den Schatten der umliegenden Häuser und versuchte, unerkannt zu den Frauen zu gelangen. Aber die ganze Hafenstadt schien plötzlich von Männern zu wimmeln, die es auf mich abgesehen hatten. Wild durcheinander brüllend streiften sie durch die Straßen. Unvermittelt tauchte ein Reiter vor mir auf und schwang schreiend eine brennende Fackel. Ich hechtete zur Seite, glitt über den Boden und schnellte im nächsten Moment, als die heißen Flammen wirkungslos über mich hinweggezischt waren, wieder hoch. Dabei stieß ich mein Schwert dem Reiter mitten in die Brust. Während das Tier verschreckt weitertrabte, sank der Mann ganz langsam auf den Hals seines Pferdes, verharrte dort einen Moment lang und kippte dann leblos aus dem Sattel.

Aus einem dunklen Hauseingang heraus rannten zwei weitere Männer schreiend auf mich zu. Ich schwang mein Schwert und verletzte beide schwer. Ich wartete nicht, bis die blutenden Männer in den dunklen Hauseingang zurückgefallen waren, dazu blieb keine Zeit. Ich hatte inmitten dieses Chaos von schreienden Männern und stampfenden Stiefeln alle Hände voll zu tun, um ungeschoren zu Gunda und Anila zu kommen.

Ich brauchte nicht viel Phantasie um mir auszumalen, was die Männer mit mir anstellen würden, sollte ich ihnen in die Hände fallen.

Ich rannte um mein Leben.

Aber die gedungenen Mörder tauchten jetzt überall auf und drängten mich immer weiter vom Ziel meiner Flucht ab.

Plötzlich ertönte irgendwo vor mir ein leiser Pfiff.

Erst zaghaft, dann schrill und schließlich fordernd.

»Hierher!«, zischte eine Stimme, die mir irgendwie bekannt vorkam. Kurz entschlossen stürmte ich mit schlagbereitem Schwert nach vorne und richtete *Gleichmacher* auf jene Gestalt, die urplötzlich, scheinbar aus dem Nichts, vor mir auftauchte.

Die Gestalt kicherte schrill.

»Begrüßt du eigentlich immer so die Leute, die dir das Leben

retten wollen?«

Erleichtert ließ ich das Schwert sinken.

»Na los, folge mir!«, sagte Gunda und nahm mich an der Hand. Ich folgte der Frau ohne zu fragen. Die Alte führte mich sicher durch ein Gewirr von engen Gassen und verwinkelten Straßen und ich bemerkte, wie der Lärm meiner Häscher hinter mir immer leiser wurde. Schließlich verstummte er ganz und wir standen plötzlich in der wohl hintersten, dunkelsten und abgeschiedensten Ecke des ganzen Hafens.

Hier waren wir anscheinend sicher, vorläufig jedenfalls.

»Danke!«, sagte ich zu meiner Lebensretterin. »Aber wie hast du so schnell erfahren, was geschehen ist?«

»Jemand lief an meinem Fenster vorbei und schrie, dass der Junge Bescheid wusste und den Heiler erstochen hatte. Damit konntest nur du gemeint sein. Arko hat also nicht dicht gehalten und uns veraten.«

Ich nickte düster.

»Anscheinend hat jemand eine Menge Goldstücke auf meinen Kopf ausgesetzt, da ist er wohl schwach geworden.«

»Pah!«, sagte Gunda und machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Arko war schon immer ein geldgieriger alter Sack! Der hätte sogar seine eigene Mutter verkauft, wenn die Summe groß genug gewesen wäre. Um ihn ist es nicht schade.«

»Und wie geht es jetzt weiter?«, wollte ich wissen.

Gunda deutete auf ein kleines Ruderboot, welches schräg auf dem Uferstrand lag.

»Anila hat mir erzählt, das du dich mit dem Meer auskennst. Nimm dieses Boot und rudere nach Süden, bleib aber immer in Ufernähe. Keine Angst, man wird dich so schnell sicherlich nicht entdecken, die Nacht wird dich schützen. Spätestens morgen früh wirst du eine kleine Insel erkennen, die nicht weit vom Festland entfernt im Meer liegt. Steuere sie an und verstecke dich dort. Sobald Anila wieder auf den Beinen ist, wird sie sich dort mit dir treffen.«

Ich blickte die alte Gunda skeptisch an.

»Diese Insel, die du mir da beschreibst, die ist doch sicher auch

meinen Feinden bekannt? Dort sitze ich doch bestimmt wie eine Maus in der Falle.«

Das Gesicht der Alten zersprang in tausend Falten als sie mich angrinste.

»Sicherlich kennt die Insel hier in der Gegend jeder, aber keiner wagt es, sie zu betreten.«

Ich horchte auf.

»Warum?«

»Auf dieser Insel lebt etwas, das nur den Träger von *Gleichmacher* neben sich duldet.«

Dann trat sie an mich heran und flüsterte mir einige Dinge ins Ohr, die genügten, mir die Nackenhaare aufrichten zu lassen. Aber wenn ich ihren Worten glauben schenken durfte, und daran gab es keinen Zweifel, war diese seltsame Insel tatsächlich vorläufig der einzige Ort, wo ich in Sicherheit war.

Mit gemischten Gefühlen zog ich das Boot ins Wasser und begann zu rudern. Das Wasser des blutenden Meeres trug mich rasch von dannen. Als ich zurückblickte, war Gunda schon nicht mehr zu sehen und die Dämmerung senkte sich langsam wie ein dunkles Tuch über das Land. Ich blieb mit meinem kleinen Boot immer so weit vom Ufer entfernt, dass ich das Festland gerade noch sehen konnte.

Die Insel der Dämonen

Bei Sonnenaufgang erkannte ich die Umrisse der Insel zu meiner Rechten.

Mit gemischten Gefühlen tauchte ich das Ruderblatt in die Fluten des blutenden Meeres und steuerte das geheimnisvolle Eiland an. Mein kleines Boot schlingerte zunächst, bewegte sich dann aber schräg auf den Uferstrand zu. Angetrieben durch mein Rudern und der Kraft der Wellen schob sich die Unterseite knirschend auf den sandigen Boden, das Schaukeln hörte abrupt auf und das Ruderboot lag schließlich in leichter Schräglage völlig still.

Aufmerksam musterte ich meine Umgebung.

Der ockerfarbene Uferstrand war keine fünf Schritte breit. Danach folgte unvermittelt eine fast undurchdringlich wirkende Dschungelwand, die scheinbar bis in den Himmel wuchs. Geheimnisvolles Rascheln und schleichende Schritte waren dahinter zu hören, ansonsten aber herrschte bis auf das Rauschen des Meeres und das Rascheln der Bäume im Morgenwind eine geradezu gespenstische Stille. Ich war mir nicht sicher, aber hin und wieder vermeinte ich das Schimmern schräg stehender Augen im Dunkel des Unterholzes zu erkennen.

Ich fröstelte nicht nur der Morgenkühle wegen.

Ein Gefühl sagte mir, dass diese dschungelüberwucherte Insel wahrscheinlich noch mehr düstere Geheimnisse barg, als die ahnungslosen Festlandbewohner wussten. Insgeheim hoffte ich, dass die alte Gunda Recht hatte mit ihrer Behauptung, dass der Träger von *Gleichmacher* hier unbehelligt bleiben würde. Mein Herz begann unwillkürlich schneller zu schlagen und Schweißperlen standen auf meiner Stirn. Instinktiv umklammerte ich den Griff meines Schwertes und sofort begann der kalte Waffenstahl meine angespannten Sinne zu beruhigen. Grimmig entschlossen stieg ich aus dem Boot und zerrte es vorwärts. Ich versteckte es im Unterholz und verwischte mit einem Palmenwedel sorgfältig meine Spuren. Auch wenn die Insel angeblich gemieden wurde, meine Anwesenheit sollte dennoch möglichst unentdeckt bleiben. Schließlich tauchte ich in den Dschungel ein.

Augenblicklich wurde aus dem hellen Sonnenschein des neuen Tages ein beinahe gespenstisch wirkendes graugrünes Dämmerlicht. Ich blickte mich um, konnte aber keinen Weg oder einen schmalen Pfad erkennen. Nur grünen, mit Moos bewachsenen Boden, der hier und da feucht schimmerte, dazu ein scheinbar undurchdringliches Gewirr aus großblättrigen Pflanzen, Kletterranken und Bäumen in den seltsamsten Formen. Lianen, die den Umfang vom Oberschenkel eines ausgewachsenen Mannes hatten, hingen vom Pflanzendach des Dschungels bis zur Erde herab, hier und da wuchsen farbenprächtige Blumen.

Ich zuckte mit den Schultern, aber es war nicht mehr zu ändern. Die Lage, in der ich mich befand, war mehr als seltsam. Ich umfasste

den Griff meines Schwertes fester und bahnte mir damit einen Weg durch den Dschungel.

Allmählich stieg die Sonne höher und höher und ihre Strahlen fielen gnadenlos auf das Blätterdach des Urwaldes. Darunter begann sich die Hitze bald wie in einem Ofenrohr zu stauen. Das Atmen wurde zur Qual und jeder weitere Schritt trieb mir den Schweiß aus allen Poren. Es war gegen Mittag, als ich beinahe am Ende meiner Kraft war und schon langsam zu wanken begann. Unverhofft öffnete sich vor mir der Dschungel. Keinen Steinwurf entfernt tauchten auf einer weitläufigen Lichtung vor meinen Augen plötzlich die Ruinen einer kleinen Stadt auf.

Einstmals war sie sicher der Mittelpunkt eines mächtigen und reichen Landes gewesen, aber das lag wahrscheinlich Äonen zurück. Aus Gründen, die ich nicht kannte, war von der Stadt nichts mehr zurückgeblieben als Staub, Trümmer und Ruinen. Die Zeit hatte dem sonnenlosen Dschungel geholfen, sich jenen Ort wieder einzuverleiben, den seine Bewohner ihm einst mitten aus seinem grünen Herz entrissen hatten. Längst hatte der Urwald die Stadt wieder von allen Seiten eingenommen.

Bizarre Pflanzen hatten die Pflastersteine gesprengt, die einst die breiten Straßen bedeckten. Eingestürzte Häuser, Tempelanlagen und zerfallene Mauern waren mit einem dichten grünen Teppich überzogen. Als ich mich staunend der Stadt näherte, erkannte ich in ihrer Mitte einen geräumigen Platz, an dessen nördlichem Ende eine Art steinerner Altar stand. Darauf kauerte etwas, das ich im ersten Moment für ein Denkmal oder eine Statue hielt, aber dann erkannten meine scharfen Augen, dass sich dieses Etwas bewegte!

Als mich die seltsame Gestalt bemerkte, stieß sie ein wütendes Krächzen aus, dessen Echo sich schrill an den zerfallenen Mauern brach. Dann breitete das Alpträumwesen mächtige Flügel aus und flatterte stumm in den Dschungel. Eine eiskalte Hand schien nach meinem Herzen zu greifen.

»Bei den Göttern«, murmelte ich beunruhigt und wischte mir über

die Augen.

Ich konnte nicht glauben, was ich soeben in aller Deutlichkeit gesehen hatte. Eine gigantische Gestalt mit dem Oberkörper einer Frau und dem Unterleib einer Raubkatze hatte sich keine zwanzig Schritte vor mir mit ausgebreiteten Flügeln in die Lüfte erhoben. Diese Kreatur konnte nie und nimmer ein Mensch oder Tier sein. Eher ein Dämon oder, und bei diesem Gedanken erschauerte ich unwillkürlich, etwas von allen dreien.

Kein Wunder, dass diese Insel, obwohl sie in der Nähe des Festlandes lag, von allen gemieden wurde. Bei Hela und Belen, den Göttern meiner Heimat, wo war ich hier gelandet, gar auf einer Insel voll geflügelter Dämonen?

Instinktiv legte sich meine Hand so fest um den Griff meines Schwertes, dass die Knöchel weiß unter meiner Haut hervortraten, während ich immer noch auf jene Stelle im Dschungel startete, wo die geflügelte Kreatur verschwunden war. Pausenlos jagten unzählige schaurige Gedanken durch meinen Kopf und dennoch forderten die drei elementarsten Bedürfnisse eines jeden Menschen so langsam ihr Recht.

Essen, Trinken, Schlafen und zwar genau in dieser Reihenfolge.

Seit ich gestern Nachmittag mit Arko, dem bestechlichen Heiler zusammengestoßen war, hatte ich weder geschlafen noch etwas ordentliches zwischen die Zähne bekommen. Der Inhalt jenes ausgehöhlten Kürbisses, der mir als Wasserflasche diente und mit einer Lederschlaufe an der rechten Seite meines Gürtels hing, war nach meinem Marsch durch den stickigen Dschungel längst bis auf den letzten Tropfen geleert. Hunger und Durst trieben mich über die Lichtung mitten in das Herz der Stadt hinein, die einmal aus mindestens zweihundert Häusern bestanden haben musste.

Die wuchtigen Eingangsportale des ehemaligen Stadttors mit seinen schmiedeeisernen Beschlägen waren längst schon zerfallen. Ruinen umgaben mich von allen Seiten und wie es bei so vielen alten Gemäuern der Fall war, hing auch über diesem Ort beinahe greifbar eine Aura des Unheimlichen. Die einzigen Geräusche in der toten Stadt waren mein stoßweise gehender Atem und das leise Tappen meiner Füße auf dem Boden.

Ansonsten war es geradezu unnatürlich still.

Die Sonne stand jetzt senkrecht am Himmel und überzog die Ruinen mit ihrem grellen Licht. Ich blieb stehen und hob den Kopf. Ein leises, seltsames Geräusch drang aus der Ferne an mein Ohr.

Flapp, flapp, flapp.

Abrupt blieb ich stehen, doch weder rechts noch links noch vor oder hinter mir gab es in den halb zerfallenen Mauern etwas, das diesen seltsamen Laut erzeugen konnte.

Plötzlich fiel ein Schatten senkrecht vom Himmel herab und landete auf den ausgetretenen Pflastersteinen der Hauptstraße direkt vor mir.

Meine Augen weiteten sich jäh vor Entsetzen, als ich sie wieder erkannte, jene unheimliche geflügelte Kreatur, die bei meinem Erscheinen zunächst in den Dschungel geflogen war. Zwei, drei Atemzüge lang standen wir uns kampfbereit gegenüber, ich mit erhobenem Schwert, die Kreatur mit vorgestreckten spitzen Krallen. Doch statt eines Angriffs blieb das Wesen seltsamer Weise keine zwei Schritte vor mir stehen, neigte den Kopf zur Seite und schien mich eingehend zu mustern.

Obwohl die Angst vor dem Unerklärlichen wie eine heiße Flamme durch meinen Körper jagte, rührte ich mich nicht von der Stelle und betrachtete ebenfalls mein Gegenüber.

Es war eine Gestalt, wie sie gegensätzlicher nicht sein konnte. Wahrscheinlich wussten nur die Götter, warum etwas in dieser Form hier lebte.

Umrahmt von einer Flut schulterlanger dunkler Haare war das elfenbeinfarbene, ebenmäßig geschnittene Gesicht von einer fast unirdischen Schönheit und die vollen sinnlichen Lippen luden förmlich zum Küssen ein. Wahrlich, ein Antlitz zum Verlieben, wären da nicht jene schräg stehenden, blutroten Augen gewesen, in deren kaltem Blick das unmenschliche Böse lauerte. Die fledermausartigen Flügel, die an den Schulterblättern hervor wuchsen, verstärkten den Eindruck des Dämonischen noch mehr. Meine Augen glitten tiefer und starrten wohl einen Moment zu lange auf den herrlich geformten, apfelförmigen Busen. Jedenfalls verzog sich der sinnliche Mund zu einem spöttischen Lächeln. Doch schon von den Hüften

abwärts verwandelte sich mein Begehren für diese Gestalt in nacktes Entsetzen.

Völlig übergangslos ging die grazile Gestalt eines nahezu traumhaften Frauenkörpers in den muskelbepackten, mit graubraunem Fell überzogenen Hinterleib einer Raubkatze über. Die mit fingerlangen Krallen besetzten Pfoten kratzten ungeduldig über die Pflastersteine, während der armlange Schwanz am Hinterleib aufgeregt hin und her zuckte.

Plötzlich begann das Wesen mit einer fremdartig, seltsam schrill klingenden Stimme zu sprechen.

»Wer bist du?«

»Thorak aus Eislanden«, entgegnete ich überrascht.

»Du bist nicht wie die anderen von deiner Rasse«, murmelte das Geschöpf. »Ich spüre es. Kann es sein, dass sich in deinem Besitz göttliche Artefakte befinden?«

Zögernd reckte ich ihr *Gleichmacher* entgegen.

»Man sagt, ich bin der Erwählte der N'de und dieses Schwert wurde einst von den Alten geschmiedet.«

Völlig überraschend sank die Kreatur vor mir auf die Knie, dennoch überragte mich das Wesen noch um mindestens zwei Köpfe.

Reise ins Nirgendwo

Beinahe fassungslos sah ich mit an, wie jenes Geschöpf, das anscheinend aus einer Laune der Götter heraus halb Frau, halb Tier war, vor mir in die Knie sank und die Arme wie zum Gebet gen Himmel streckte.

Dunkle Tränen rannen aus seinen blutroten Augen.

»Endlich wurden meine Gebete erhört.«

Verwirrt starrte ich das ungewöhnliche Wesen an.

»Wer bist du?«

»Ich bin Te Emathla. Seit beinahe zwanzig Wintern warte ich hier schon auf dich. Endlich hast du den Weg zu mir gefunden.«

»Zu dir gefunden, wie meinst du das? Es war Zufall, die alte

Gunda...«, begann ich, aber die schrille Stimme der geflügelten Kreatur unterbrach mich jäh.

»Still! Ich weiß sehr wohl, dass du nie die Absicht hattest, diese Insel zu besuchen. Bisher konntest du auch nicht wissen, was deine Bestimmung ist, wie auch. Bei den Göttern, ich kann es immer noch nicht glauben, dass ausgerechnet du dazu ausersehen sein sollst, die Dämonen der Dunkelheit in ihre Schranken zu weisen.«

Bevor ich darauf etwas erwidern konnte, wiegte das Geschöpf seinen Kopf hin und her und betrachtete mich eingehend. Ein wissendes Lächeln stahl sich plötzlich in das überirdisch schöne Gesicht.

»Obwohl, du bist noch jung an Jahren, aber an deinen Händen klebt bereits Blut. Du hast schon einige Kämpfe bestehen müssen. Ich denke, man sollte dich nicht unterschätzen.«

Sodann nahm sie die Arme herunter, starrte mich eindringlich an und begann zu erzählen.

»Also höre, o Mensch, was ich dir jetzt sage.

Ich weiß, in deinen Augen bin ich ein Ungeheuer, abstoßend und ekelierend.«

Ich wollte aufbegehren, aber ein verächtliches Knurren ließ mich verstummen.

»Du brauchst nichts zu sagen, ich spüre es auch so. Aber wisse, ich war nicht immer in diesem abscheulichen Leib gefangen. Einst, vor langer, langer Zeit, hat meine Schönheit sogar die Götter verzaubert. Ich war ihre Gespielin, aber das war, als die Welt noch ein anderes Gesicht hatte und alles spätere Leben sich immer noch als krabbelndes Etwas in den Tiefen der Meere tummelte.«

Erstaunt hörte ich dem Geschöpf zu.

»Deshalb höre meine Geschichte und du wirst verstehen, was ich von dir will. Ich, eine Frau von niederem Stand, saß einst an der Tafel der Götter und kostete von dem süßen Nektar der Macht und der Unsterblichkeit. Aber bald schon wurde ich unersättlich. Ich wollte mehr, doch die Götter verlachten mich. In meiner Gier wandte ich mich der dunklen Seite der Macht zu und schon bald schienen meine Wünsche Wirklichkeit zu werden. Aber ich wagte zu viel und man entdeckte meinen Verrat. Nur meine Schönheit, welche die

Götter noch immer in ihren Bann schlug, verhinderte ein sofortiges Todesurteil. Doch in meinen Augen ist der Fluch, mit dem man mich danach belegte, weitaus schlimmer als der Tod. Ich wurde dazu verdammt, bei lebendigem Leibe miterleben zu müssen, wie sich mein Alabasterkörper in den Kadaver eines wilden, stinkenden Tieres verwandelt, welches zum Schluss seinen eigenen Kot frisst. Der Gedanke daran ist mir unerträglich und doch, nach jeder Zeitspanne, die ihr Menschen ein Jahrtausend nennt, schreitet die Verwandlung weiter voran.«

Wieder rollten blutige Tränen aus den rubinroten Augen, während der Körper unter dem Druck der Erinnerungen erzitterte. Ich begann zu ahnen, dass ich hier einem Wesen aus uralten Zeiten gegenüberstand und deshalb konnte ich nichts anderes tun, als dazustehen und dieses Geschöpf unentwegt anzustarren.

»Aber es gibt eine Möglichkeit, diesem Fluch zu entrinnen. Manche der Götter begehren mich noch immer und deshalb weiß ich, wenn es mir gelingt, hier durch ihre Hand zu sterben, wird mein irdischer Leib endlich verdorren und meine gefangene Seele gen Himmel ziehen. Dann werde ich wieder an der Tafel der Götter sitzen, werde wieder Te Emathla sein, mit einem begehrten Körper, Füßen zum Tanzen und Händen, die Liebe schenken. Also befreie meine Seele aus diesem Käfig von verunstaltetem, stinkenden Fleisch.«

»Aber ich bin kein Gott!«, entgegnete ich zögernd.

»Aber du bist im Besitz einer Waffe der Götter und das stellt dich auf die gleiche Stufe.«

Plötzlich schielte sie misstrauisch auf mein Schwert.

»Oder bist du gar ein Blender, einer von denen, die nur auf meine Schätze aus sind, die ich hier im Laufe der Jahrtausende angesammelt habe? Ich warne dich, Mensch, das haben im Laufe unzähliger Jahre schon viele versucht, aber alle, die nicht würdig waren, wurden letztendlich Teil meiner Nahrung. Deswegen ist diese Insel auch unbewohnt, obwohl der Boden fruchtbar ist und keine fünf Pfeilschussweiten vom Festland entfernt liegt.«

Meine Hände klammerten sich krampfhaft um den Schwertgriff von *Gleichmacher*. Irgendwie begann ich zu ahnen, das man meine

Bestimmung sowie die magischen Kräfte meiner Waffe jetzt auf eine Probe stellen würde. Eine Probe, die mich vielleicht sogar das Leben kosten konnte. Mein Herzschlag beschleunigte sich, mein Atem wurde schneller und meine Handflächen waren plötzlich schweißnass.

»Was willst du von mir?«, keuchte ich.

»Wisse, Erwählter, nur der Träger von *Gleichmacher* kann mich erlösen und erst, wenn er mir sein Schwert ins Herz bohrt, werde ich in meiner wirklichen Gestalt gen Himmel ziehen, um wieder an der Seite der Götter zu sitzen. Aber wenn dein Schwert in mich dringt und ich merke, du bist nicht der Erwählte, dann fürchte dich. Denn keine Waffe der Welt, geschmiedet von Sterblichen, kann mir etwas anhaben. Meine Zähne werden sich bei lebendigem Leib einen Weg durch deine Gedärme fressen.«

Bevor ich reagieren konnte, stürzte die Gestalt vorwärts und die Spitze meines erhobenen Schwertes bohrte sich tief in die Brust der Kreatur. Dunkelrotes Blut spritzte über mein Schwert und meine Hand.

»Du bist es wirklich, du bist der Erwählte«, sagte Te Emathla beinahe dankbar und sank zu Boden. Ihre Stimme wurde merklich leiser.

»Geh in den Norden der Insel. Schon bald wird vor der Küste ein Schiff auftauchen, das dich mit in den Süden nimmt, dort, wo dein Schicksal liegt.«

»Und dann, was ist mit Anila, meiner Gefährtin?«

»Willst du weiterleben?« Die Stimme der Kreatur war nur noch ein Hauch.

»Oder Anila wieder sehen und dann sterben? Die Psa sind bereits auf deiner Spur.«

Bevor ich antworten konnte, sah ich mit ungläubigem Entsetzen zu, wie die Kreatur rasend schnell zerfiel. Der riesenhafte Körper fiel ineinander zusammen, wurde schließlich zu Staub, der zerfiel und vom Wind in alle Richtungen getragen wurde.

Ich hatte nicht die Zeit lange zu überlegen.

Mit dem Tod der Kreatur begann auch die Stadt zu zerfallen.

Auf allen Seiten schwankten die Mauern und Säulen und ich

rannte im Zickzack durch die Straßen, während links und rechts von mir Häuser, Tempelanlagen und Mauern zusammenfielen. Der Lärm war ohrenbetäubend. Mehr als einmal entging ich nur durch einen gewaltigen Satz den herabfallenden Steinen und Ziegelbrocken.

Hinkend, hustend und keuchend rannte ich um mein Leben und als ich endlich anhielt, stand ich am nördlichen Strand der seltsamen Insel. Keinen Steinwurf von mir entfernt pflügte vor mir ein Schiff durch das Wasser. In großen schwarzen Lettern stand der Name an der Schiffswand.

Te Emathla!

Ohne zu zögern stürzte ich mich kopfüber in die Fluten des blutenden Meeres.

Selbst wenn die Reise ins Nirgendwo gehen sollte, es war allemal besser, als auf einer Insel festzusitzen, die dem Untergang geweiht war.

Das Blutschiff

Ich sog die Lungen voll Luft, tauchte mit einem Kopfsprung im Wasser unter und schwamm dem Bug des seltsamen Schiffes entgegen.

Das Schwert in meinem Gürtel behinderte mich kaum und mit jeder Schwimmbewegung kam ich meinem Ziel näher. Das Schiff rührte sich nämlich fast nicht von der Stelle. Kein Wunder, schließlich war weder ein Segel gesetzt, noch ein Ruderblatt ins Wasser getaucht. Mit gemischten Gefühlen ergriff ich ein Seil, das scheinbar lose über der Bordwand ins Wasser hing. Später sollte ich erfahren, dass am Ende des Stricks, der tief ins Wasser ragte, ein Eimer befestigt war, der dazu diente, Meerwasser an Deck zu holen, um selbiges zu schrubben. Mühsam kletterte ich über die Reling und verharrte triefnass mit dem Schwert in der Rechten.

Seltsam, außer dem Knarren des Holzes, dem Klappern der Takelage und dem Klatschen der Wellen an den Schiffsrumpf war nichts zu hören, geschweige denn etwas zu sehen.

War die Te Emathla ein Totenschiff, das seinen Namen zu Recht trug? In der Sprache der Völker des Südens war dieses nämlich mit den Wörtern ›die Verfluchte‹ gleichzusetzen. Aber bevor ich diesen Gedanken weiterführen konnte, erklang plötzlich hinter mir das Zuschlagen einer Kajütentür und schnelle Schritte klatschten über die Planken.

Ich wirbelte herum und starrte einer schwächlichen Gestalt in schreiend roten Pluderhosen und weißem Seidenhemd entgegen, die mit einem Krummsäbel in der Hand auf mich zueilte.

»Wer zum Teufel seid ihr?«, kreischte der Kerl unfreundlich.

Ich hob mein Schwert und richtete die Spitze der Waffe genau auf die Magengegend des Pluderhosenmannes. Zwar ließ der Mann jetzt seinen Säbel sinken, aber seine dunklen Augen funkelten mich weiterhin finster an.

»Ich bin Thorak!«, antwortete ich knapp.

»Und wie kommt ihr hierher?«

»Ich bin hierher geschwommen, als ich das Schiff sah und dann an der Bordwand hochgeklettert.«

»Geschwommen?« Die Stimme des Mannes triefte förmlich vor Misstrauen.

»Erzähl nicht solche Lügengeschichten, Junge. Wir sind hier Meilen vom Festland entfernt und ich sehe nirgends ein Boot. Also, woher kommst du?«

Ich deutete mit meinem Schwertarm nach rechts, wo jene seltsame Insel im Sonnenlicht glitzerte.

»Von dort!«

»Oh!«

Der Kerl steckte den Säbel zurück in den Gürtel und musterte mich mit wachsendem Interesse.

»Wir segeln nach Razamanaz, um dort seidene Tücher, Zucker und andere Gewürze gegen Elfenbein und Perlen einzutauschen. Unsere Fracht ist also ziemlich wertvoll, daher mein Misstrauen.«

Der Schiffsherr bedachte mich erneut mit einem langen Blick und bot mir schließlich seine Rechte dar.

»Ich heiße Malemut. Ich bin eingetragener Schiffsherr und Kaufmann in allen sieben Hafenstädten entlang der Küste des blutenden

Meeres. Ich, ein Dutzend Männer an den Rudern und zwei weitere am Steuer und Ausguck sind die Besatzung dieses Schiffes.«

»Und wo sind deine Leute jetzt?«

»Unter Deck!«

»Und warum versteckt ihr euch dort?«

»Es heißt, dass auf dieser Insel geflügelte Dämonen leben, die gegen jegliche Waffen von sterblicher Hand gefeit sind. Wir wollten Aufsehen vermeiden, deshalb haben wir die Segel gerafft und die Ruder eingeholt. Meine Männer sind schließlich friedliebende Seelente und keine Schwertkämpfer.«

Malemut wiegte den Kopf und musterte mich erneut. Langsam verschwand der düstere Blick aus seinem Antlitz und wich einem wissenden Lächeln. Etwas zu lange hatte er auf mein Schwert gestarrt.

»Wenn wir von nun an schon bis zum nächsten Hafen miteinander reisen, solltest auch du deinen Teil zum Gelingen der Fahrt beitragen. Du musst wissen, ich bin Kaufmann und mein ganzes Denken und Handeln dreht sich ausschließlich um Gold und Silber.«

»Einverstanden«, brummte ich und schob mein Schwert in den Gürtel zurück.

»Was soll ich tun?«

»Es könnte sein, dass wir von Piraten aufgespürt werden. Da mag es sich als nützlich erweisen, einen Schwertkämpfer wie dich an Bord zu haben, wenn du verstehst, was ich meine.«

Ich verstand sehr wohl.

Dieser Menschenschlag entlang der Küste des blutenden Meeres bestand anscheinend nur aus Kupfermünzenfuchsern, parfümierten Weichlingen, bestechlichen Richtern und ähnlichen Gesellen, die ihre Probleme größtenteils durch Barbarensöldner und gedungene Mörder aus dem Nordland erledigten.

Als mich Malemut zu einem Krug Bier in die Kapitänskajüte einlud, tauchten so langsam auch die anderen Besatzungsmitglieder auf. Untersetzte schwarzbärtige Männer, deren Haut durch Wind und Wetter die Farbe von dunklem Kupfer angenommen hatte. Malemut befahl sie an die Ruder, der bleiche Stoff der Segel straffte sich im aufkommenden Wind und das Schiff begann langsam Fahrt aufzu-

nehmen.

Die Te Emathla war ein kleines stabiles Schiff, typisch für Kaufleute, welche ihre Geschäfte entlang der Küste des blutenden Meeres abwickelten und sich nur selten aufs offene Wasser wagten. Der schmale, spitz zulaufende Bug durchschnitt das Wasser wie ein heißes Messer Butter und aufgrund des ständig wehenden Windes kam das Schiff rasch voran.

Wir segelten mit aller Kraft gen Süden und mit jedem Tag wurde die Sonne heißer.

Dann kam der Hafen von Chleb in Sicht.

Glasklares Wasser, meilenweit weißer Sandstrand und Palmen und Tropenbäume, deren Wipfel sich unter der Last von überreifen Früchten bis fast auf den Boden neigten.

Dahinter ragten die steinernen Zinnen einer gewaltigen Stadt fast senkrecht in den Himmel.

Als die erste Hundertschaft schwarzbärtiger Reiter schwertschwingend am Strand entlang ritt und uns brüllend befahl anzu-legen, war dahinter im weit geöffneten Stadttor zu sehen, wie sich eine Einheit Armbrustschützen formierte. Jetzt verstand ich, warum der Kaufmann hier keine Geschäfte machen wollte.

»Mit den wilden Söhnen von Chleb kann man keinen vernünftigen Handel treiben«, erklärte er mir kopfschüttelnd. »Sie haben eine recht seltsame Auffassung von dem, was mein und dein ist, wenn du verstehst was ich meine.«

Ich verstand sehr wohl, nur hätte ich mich treffender ausgedrückt. Die Bewohner von Chleb waren nichts anderes als plündernde Hundesöhne und Diebe, die davon lebten, Reisende, die sich ihrer Stadt näherten, zu überfallen und auszurauben. Malemut erteilte ein paar kurze Befehle und die Männer hissten jeden Fetzen Stoff, der nur irgendwie nach Segel aussah. Sofort füllte der ständig am Meer wehende Wind das Tuch und das Schiff nahm immer mehr an Fahrt auf. Als ich mich umblickte, sah ich auf dem stetig weiter zurückbleibendem Festland die schwarzbärtigen Männer immer noch wild

gestikulierend am Strand entlang reiten. Ich wandte mich ab und starrte hinaus auf die endlose Weite des Meeres. Mein Blick wurde schwermütig.

Während wir immer weiter gen Süden segelten, wurde mir immer deutlicher bewusst, dass wieder ein neuer Abschnitt in meinem Leben begonnen hatte. Es musste schon ein Wunder passieren, damit ich Anila jemals wieder sehen konnte. Nach Khim, der bei einem Überfall der kriegerischen Psa ums Leben kam, war sie jetzt der zweite Begleiter an meiner Seite, der urplötzlich wieder aus meinem Leben verschwunden war. Zu beiden hatte sich im Laufe der Zeit etwas mehr als nur eine lose Freundschaft entwickelt, nicht nur, weil jeder von ihnen mir bereits einmal das Leben gerettet hatte. Khim und Anila waren jeder auf seine Weise meine Lehrmeister gewesen und so etwas wie Elternersatz. In den wenigen Monaten an ihrer Seite hatte ich mehr gelernt, als in den vergangenen fünfzehn Jahren auf dem Hof meines trunksüchtigen Onkels. Beinahe ärgerlich starrte ich auf *Gleichmacher*.

Seit ich dieses vermaledeite Schwert zum ersten Mal in den Händen gehalten hatte, war mein Leben aus den Fugen geraten.

Ich war Teil einer Prophezeiung geworden und statt Hühner füttern und Fische fangen bestimmten jetzt Kampf, Blut und Magie mein weiteres Schicksal.

Plötzlich legte sich eine Hand auf meine rechte Schulter.

»Worüber denkst du nach?«, fragte Malemut.

Ich wandte den Kopf und seufzte.

»Ach, nichts.«

Der Kaufmann schüttelte den Kopf und lächelte nachsichtig.

»Das kauf ich dir nicht ab, dazu bin ich ein viel zu guter Menschenkenner. Irgendetwas bedrückt dich, also heraus mit der Sprache. Der gute Onkel Malemut kann dir wahrscheinlich mehr helfen, als du denkst.«

Bevor ich ihm eine Antwort geben konnte, rief der Mann im Ausguck eine Warnung herunter.

Malemut wurde kreidebleich und starrte mit weit aufgerissenen Augen nach Norden. Dort, wo vom Festland aus eine Landzunge weit ins Meer hineinragte, tauchte plötzlich eine schmale Galeere

auf. Dreißig Ruder an jeder Seite trugen sie pfeilschnell durchs Wasser. Eine blutrote Fahne flatterte an der Mastspitze der Galeere im Wind, darunter hatte sich ein rotweiß gestreiftes Segel aufgebläht und verhalf dem Schiff noch zusätzlich an Fahrt.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte ich und meine Rechte legte sich unwillkürlich um den stählernen Knauf meines Schwertes.

»Die Götter stehen uns bei, das Blutschiff segelt in unserem Kielwasser.«

»Gorin, der Kapitän dieses Schiffes, ist eine Schande für unsere ganze Kaufmannszunft. Bis auf ein paar bezahlte Söldner ist der Rest seiner Mannschaft mit Gewalt an Bord des Schiffes gebracht worden. Wer nicht arbeiten will, bekommt die Peitsche oder fliegt über Bord.«

»Dann wundert es mich, dass bei diesen Zuständen überhaupt noch jemand dort am Ruder sitzt.«

Malemut starrte mich an und ein gequältes Grinsen verzerrte sein Gesicht.

»Wenn ihm die Männer auszugehen drohen, besorgt er sich rasch Nachschub, indem er andere Schiffe überfällt. Heute sind anscheinend wir an der Reihe. Aber jetzt ist nicht die Zeit, weiter zu reden, jetzt ist die Zeit zu kämpfen. Auch du, mein junger Freund, sollst jetzt dein Schwert bereit halten, oder hast du vor, bis ans Lebensende bei Wasser, Brot und Peitsche an ein Ruder gekettet zu werden, auf das auch dein Blut dafür sorgt, dass der Name dieses verfluchten Schiffes bestehen bleibt?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, rannte der Kaufmann auf und ab und trieb seine Mannschaft zu noch größeren Anstrengungen an.

»Legt euch in die Riemen, gebt alles!«, brüllte Malemut und seine Augen funkelten. Alle Segel wurden gespannt und die Ruder ins Wasser getaucht. Das Holz des kleinen Schiffes ächzte und stöhnte, als die Männer das Boot geradezu über das Wasser jagten.

Tanz der Schwerter

In meinen Augen war es sinnlos.

Der Ausgang der Verfolgungsjagd stand von vornherein fest. Fünf Dutzend Ruderer standen gegen zwölf von uns. Obwohl es alle typische Seeleute waren, untersetzte, drahtige Männer mit kräftigem Körperbau, konnten sie niemals soviel Ruderkraft aufbringen wie die sechzig auf der anderen Seite. Auch wenn es sich dort nur um Männer handelte, die gewaltsam zur Schiffsarbeit gezwungen wurden. Wenn die Peitsche über ihren Rücken zu tanzen drohte, würden selbst jene Männer ihr Bestes geben. Wir konnten dieses Wettrennen also gar nicht gewinnen.

Unaufhaltsam schob sich das Blutschiff näher und näher an uns heran.

Schon bald konnte ich Einzelheiten erkennen.

Auf einem hölzernen Podest am Bug stand ein muskelbepackter schwarzhäutiger Riese mit kahlrasiertem Schädel und wagenradgroßen goldenen Ohrringen. Er zeigte seine blitzenden Zähne, während er mit den flachen Händen auf einer fellumspannten Trommel den Takt der Ruderschläge bestimmte. Auf dem Deck befand sich eine gut fünfzig Mann starke Söldnerhorde aus aller Herren Länder. Viele von ihnen waren von Schlachtennarben oder glühenden Eisen gezeichnet und manch einem fehlte ein Ohr oder gar ein Arm. Je näher sie uns kamen, desto verrückter gebärdeten sie sich. Ihr Brüllen, Fluchen und Kreischen vermischte sich mit dem Schlagen ihrer Schwerter und Speere auf den Rundschilden zu einem infernalischem Lärm, bei dem es nicht nur mir kalt den Rücken hinunterlief.

Dann zischten die ersten Pfeile durch die Luft.

Noch tauchten ihre eisernen Spitzen vor uns ins Wasser. Aber bereits zehn oder zwölf Ruderschläge später prasselten die gefiederten Todesboten aufs Deck und bohrten sich in die Holzplanken unseres Schiffes. Ein gellender Schrei ließ mich kurz umdrehen und ich sah, wie einer der Steuermänner sich beide Hände vors Gesicht riss. Aus seinem Hals ragte der wippende Schaft eines Söldnerpfeils.

Inzwischen hatte auch Malemut die Sinnlosigkeit unserer Flucht erkannt.

Mit einem wilden Fluch auf den Lippen zog er seinen Krummsäbel aus dem Gürtel und stellte sich breitbeinig neben mich auf das Hauptdeck.

»Bei den Göttern, jetzt zeig uns, dass es kein Zufall war, dass du die Insel der Dämonen lebend verlassen konntest!«, sagte er. Dabei funkelten seine Augen vor Entschlossenheit und wildem Grimm.

Dann wandte er sich seiner Mannschaft zu und brüllte einen letzten Befehl.

»Los Männer, weg vom Ruder! Nehmt eure Waffen und zeigt den Hunden, dass wir ihnen unser Leben nicht kampfflos vor die Füße werfen werden.«

Wie ein riesiger Schatten schob sich das Blutschiff auf uns zu und einen Moment später bohrte sich der mit Eisen beschlagene Bug des Schiffes seitlich in die Bordwand des kleinen Kaufmannsbootes. Enterhaken flogen heran und krallten sich in der Reling fest und im nächsten Moment sprangen die Söldner mit blitzenden Schwertern an Deck unseres Schiffes.

Der Kampf war kurz und blutig.

Malemuts Mannschaft, die ausschließlich aus Seeleuten bestand, hatte dem Ansturm der Söldner nichts entgegenzusetzen. Bereits kurze Zeit später standen nur noch Malemut und ich mit dem Rücken am Hauptmast, während zu unseren Füßen ein halbes Dutzend tote Söldner auf den blutbesudelten Planken lagen. Das Klirren der Waffen war verstummt, ebenso das Gebrüll der Angreifer. Zu hoch war der Blutzoll, den sie gezahlt hatten. Jetzt umringten sie uns in sicherem Abstand mit wurfbereiten Speeren. Das Feuer des Kampfes war aus ihren Gesichtern verschwunden, jetzt funkelte nur noch pure Mordlust in ihren Augen. War mein Weg jetzt hier zu Ende? Sollte ich trotz Berserkerwut und einem magischen Schwert mein Leben auf den Planken eines schwankenden Handelsschiffes aushauchen? Wie auf ein stummes Kommando hin hoben sich die Arme der Männer, um die Speere zu schleudern.

Ein tiefes Knurren entrang sich meiner Kehle. Ich war wild entschlossen, noch so viele Söldner wie möglich mit in den Tod zu

nehmen. Ich riss mein Schwert in die Höhe und spannte mich zum Sprung, als ein scharfer Ruf ertönte.

»Halt, tötet sie nicht!«, kreischte eine schrille Stimme. Eine seltsame Gestalt schob sich zwischen die Söldner und drückte ihre Speere herab.

Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen.

Die Gestalt war ein Zwerg!

Er war klein und alt, ein vertrocknetes, dürres Männchen mit einem wallenden schwarzen Rauschbart, der bis auf seine riesige Knollennase und den beiden schwarzen Knopfaugen fast vollständig sein Gesicht bedeckte. Der Zwerg war keine vier Fuß groß und trug trotz der heißen Sonne einen knöchellangen, viel zu weiten Seidenmantel, maßgeschneiderte kniehohe Lederstiefel und ein Hemd aus kostbarem Tuch. Auf seinem Schädel thronte ein breitkrepiger Schlapphut mit einer Feder im Schweißband. Um seinen Hosenbund, um den sich eine goldbestickte Schärpe anstelle eines Gürtels spannte, steckten zwei gefährlich aussehende Wurfmesser und ich zweifelte keinen Moment daran, dass der geheimnisvolle Zwerg mit diesen Waffen auch umzugehen verstand.

Der Zwerg musterte uns ebenfalls mit ungläubigen Blicken und dabei kicherte er ständig vor sich hin wie ein verrückt gewordener Ziegenbock.

»Hä, hä, hä. Wen haben wir denn da? Ist das nicht Malemut der Kaufmann?«

Ich konnte zuerst nicht glauben, dass sich vor diesem Winzling ein ganzes Schiff voller blutdürstiger Söldner duckte, aber ein einziger Blick in seine Augen, die wie brennende Kohlen glühten, belehrte mich eines Besseren. Bei Hela und Belen, den Göttern von Eislanden, nie zuvor hatte ich in Augen gesehen, die so vom Bösen gezeichnet waren.

»Was willst du, Gorin?«

Der Zwerg lachte erneut meckernd.

»Hattest du vielleicht gedacht, ich hätte dich vergessen? Nein, Malemut, der gute alte Gorin vergisst niemanden, schon gar nicht einen wie dich! Jemanden, der sich ständig in meine Geschäfte einmischt und versucht, mich in den Häfen des Südlandes anzu-

schwärzen, kann ich nicht vergessen.«

»Du bist eine Schande für die ganze Kauffahrerzunft. An deinen Geschäften klebt das Blut vieler Unschuldiger und es würde mich nicht wundern, wenn du selbst mit den Feinden des Südlandes Handel treiben würdest. Du bist ein Mann ohne Ehre, ich spucke auf dich.«

Bevor der Zwerg reagieren konnte, spie ihm Malemut mitten ins Gesicht.

Unversöhnlicher Hass glomm in den Augen des Zwerges auf, während er sich mit dem Ärmel seines Mantels den Speichel aus dem Bart tupfte.

»Wenn du mit dieser Tat einen schnellen schmerzlosen Tod bezweckt hast, so muss ich dich leider enttäuschen. So billig kommst du mir nicht davon«, sagte der Zwerg höhnisch. Dann richteten sich die Augen von Gorin auf mich und nach einer kurzen Musterung wies er mit der Rechten auf sein Schiff.

»Eure Nusschale bricht jeden Moment auseinander, also kommt an Bord meines Schiffes und genießt eure letzte Fahrt über das blutende Meer. Eure Waffen könnt ihr meinerwegen behalten, viel Schaden könnt ihr beiden traurigen Figuren damit ohnehin nicht mehr anrichten.«

Damit hatte der vom Hass zerfressene Zwerg leider nur allzu recht.

»Was habt ihr mit uns vor?«, fragte ich.

Wieder lachte der Zwerg meckernd.

»Die Jugend kennt einfach keine Geduld. Kommt an Bord und in zwei Tagen werdet ihr es beim Tanz der Schwerter erfahren.«

Ein lautes Knirschen nahm uns die Entscheidung ab. Dort, wo der Bug des Blutschiffs sich in unseren Rumpf gebohrt hatte, barst das Holz mit einem lauten Splintern und Wasser drang ins Schiff ein. Malemuts Boot neigte sich langsam zur Seite, während die Söldner sich beeilten, die Fracht zu bergen. Wie aus dem Nichts tauchten an Backbord dreieckige Schwanzflossen vor uns auf, die das Wasser

durchpflügten. Wir hatten also die Wahl, jämmerlich abzusaufen und als Fischfutter zu enden, oder noch zwei Tage zu leben. Was dann kam, wussten die Götter.

Wir trafen unsere Wahl ziemlich rasch.

Als wir an Bord von Gorins Schiff gingen, zupfte ich Malemut in einem unbewachten Augenblick am Ärmel. Ich wollte wissen, was es mit dem Tanz der Schwerter auf sich hatte.

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken mehr zu machen. Das hat noch niemand überlebt«, antwortete er tonlos und ich erschrak, als ich in sein Gesicht blickte, das jetzt die Farbe von kalter Asche angenommen hatte.

Das Ritual

»Was geht hier vor?«

Mit einem resignierenden Blick starrte mich der Kauffahrer an. Seit er sein Schiff verloren hatte, war der Glanz aus seinen blitzenden Augen verschwunden. Den Malemut von einst gab es anscheinend nicht mehr. Innerhalb eines Tages prägten scharfe harte Linien sein Gesicht, seine Augen wirkten müde und stumpf und seine gebeugten Schultern zeugten von tiefer Verzweiflung.

Man hatte uns unter Deck gebracht, in einen lang gezogenen schmalen Raum, der ganz offensichtlich sowohl als Vorratskammer als auch als Schlafraum für die angeheuerten Söldner Gorins diente. Auf dem Boden stapelten sich Fässer, Kisten und Körbe, an der niedrigen Decke waren überall Schlafkojen aufgehängt und an den Wänden hingen zusammen gebundene Taue und eingerolltes Segeltuch. Da der ganze weitläufige Raum nur zwei schmale Luken besaß, war die Luft hier unten zum Schneiden.

Es roch nach gepökeltem Fleisch, angefaultem Obst und Gemüse, nach wilden Zwiebeln und vergorenem sauren Wein, nach Schweiß, Teer und ungewaschenen Kleidern und nach den Ausdünstungen unzähliger Männer, deren Körperöffnungen nicht unbedingt nach Veilchen oder Rosen dufteten. Kurz, es stank dermaßen in dieser

Großraumkajüte, dass es einem die Zehennägel verbog.

Drei kleine Öllichter tauchten den Raum in diffuses Dämmerlicht, dennoch konnte ich deutlich erkennen, dass Malemut anscheinend jeden Lebensmut verloren hatte.

Ich stand auf, ging auf ihn zu und rüttelte ihn an den Schultern.

»Verdammt, was ist los mit dir? Seit man uns hierher gebracht hat, ziehst du ein Gesicht, als ob man dich zu deiner eigenen Bererdigung eingeladen hätte. Was soll das? Mensch, wir leben noch und sind noch im Besitz unserer Waffen. Es hätte weitaus schlimmer kommen können.«

»Es wird noch schlimmer, glaube mir«, entgegnete Malemut leise.

So langsam ging mir seine Untergangsstimmung auf die Nerven.

Bei den Göttern, noch waren wir am Leben, noch steckte *Gleichmacher* an meiner Seite. Sollte dieser meckernde Zwerg tatsächlich vorhaben, mich zu meinen Ahnen zu schicken, so würde er dafür einen hohen Blutzoll zahlen müssen. Mich fürchtete es nicht im Angesicht des Todes. Tief in meinem Innern gab es etwas, das mich vieles mit anderen Augen sehen ließ. In mir schlummerte das unruhige Blut eines Berserkers, nicht nur das unterschied mich von meinen Altersgenossen.

»Bei Hela und Belen«, sagte ich trotzig. »Wenn dieser Zwerg glaubt, ein leichtes Spiel mit uns zu haben, irrt er gewaltig. Bevor ich die ewige Reise antrete, werde ich das Deck seines Schiffes in Blut baden.«

»Was vermagst du und dein Schwert gegen fünfzig Söldner auszurichten?«

»Nur noch vierzig«, entgegnete ich wild. »Und davon liegt noch ein halbes Dutzend an Deck und leckt die Wunden, die ihnen *Gleichmacher* zugefügt hat.«

»Vierzig gegen zwei, hör auf zu träumen, Thorak. Falls du es noch nicht mitbekommen hast, nur wegen deinem Schwert sind wir noch am Leben. Hast du nicht den gierigen Glanz in seinen Augen gesehen? Warte nur, bis wir in seinem Lager sind, spätestens beim Tanz der Schwerter wirst du dir wünschen, nie geboren zu sein.«

Ich horchte auf.

»Gibt es da etwas zwischen euch, das ich wissen sollte?«

Malemut winkte mich heran.

Mit leiser Stimme begann er zu erzählen und ich erkannte, wie ihm die Erinnerungen an vergangene Tage fast die Tränen in die Augen trieben.

»Einst lehrte mich mein Vater die Kenntnisse der Kauffahrerzunft. Unsere Familie, musst du wissen, segelt schon seit Generationen an der Küste des blutenden Meeres entlang. Ich glaube, ich war in deinem Alter, als wir im Monat der blühenden Gräser wieder einmal die Hafenstadt Razamanaz ansteuerten. Wir hatten Gewürze und sauren Wein geladen und wollten diese Dinge im Hafen gegen seidene Tücher und Schmuck aus Silber und Elfenbein tauschen. Weiter südlich, in der Nähe von Tanaka, waren diese Dinge ihr Gewicht in Gold wert. Es versprach ein gutes Geschäft zu werden. Aber plötzlich war da dieses Schiff, Gorins Schiff.

Was soll ich erzählen, Kauffahrer sind nun mal keine Schwertkämpfer. Eine Kriegskeule traf mich am Hinterkopf und als ich wieder erwachte, musste ich mit ansehen, wie mein Vater zum Tanz der Schwerter gezwungen wurde. Gorin, dieser widerliche Zwerg, lachte sich dabei halb tot.«

Mein Magen zog sich zusammen.

»Was bitte ist denn der Tanz der Schwerter?«

»Stell dir einen Pfad von hundert Schritten Länge vor. Dort gräbt man blitzende Schwerter, beidseitig geschliffene Messer und gebogene Säbel in die Erde, so dass ihre scharfkantigen Klingen steil nach oben ragen. Wenn man nun langsam, wie ein Tänzer, nach rechts und links versucht, diesen Waffen auszuweichen, kommt man unbeschadet ans Ziel. Aber diese Zeit hast du nicht. Zu beiden Seiten des Pfades stehen Gorins Vasallen. Entweder du rennst durch diesen Pfad, auf das die Klingen deine Beine aufschlitzen und du an Blutverlust stirbst, oder du gehst vorsichtig durch diesen Weg und Gorins Spießgesellen haben alle Zeit der Welt, dir neunschwänzige Peitschen, an deren Enden scharkantige Messer eingeflochten sind, auf den Rücken zu schlagen. Der Tod ist dir in jedem Fall gewiss.«

So langsam begann ich zu begreifen.

Dieser Zwerg war wahrlich eine Bestie in Menschengestalt.

Ich blickte durch eine der Luken und erkannte, wie Gorins Blut-schiff von der Küste des blutenden Meeres aus langsam in die Mündung eines düsteren Flussdeltas einbog.

Es war kurz vor Sonnenuntergang, die Ruderer kämpften sich mühsam durch die Strömung und wichen immer wieder tückischen Sandbänken aus.

Man führte uns an Deck.

Aus der Ferne war der ohrenbetäubende Lärm fremdartiger Tiere zu hören, die durch unser Auftauchen aufgeschreckt an Land hin und herliefen. Ein Brüllen und Heulen hallte hinter dem baumbesäumten Küstenlandstrich übers Wasser, dass es mir kalt den Rücken hinab-lief.

Als wir uns einer Landspitze näherten, die gänzlich von dornen-bewehrten Büschen und Sträuchern überzogen war, wurden die Ruder eingeholt. Kurz darauf legten wir an einem zerfallenen Kai an.

Vor uns, am Ende des Eilandes, erhoben sich zerfallene Mauern in den Himmel.

Trommeln dröhnten dumpf zu uns herüber. Von irgendwo hinter dem Buschland schallten Hörner und wilde Stimmen sangen, be-gleitet von stampfenden Füßen und klatschenden Händen, ein barbarisches Lied. Die Söldner auf dem Schiff antworteten, indem sie den Takt des Liedes mit dem Schlagen ihrer Schwerter auf die Schilde erwiderten.

Aus den Augenwinkeln heraus registrierte ich, wie einer der Söldner nach Backbord lief, um sich zu erleichtern. Der Mann nestelte kurz an der Hose und zog schließlich fröhlich pfeifend sein bestes Stück ins Freie.

In diesem Moment passierte es!

Eine schlangengleiche Kreatur mit blitzenden Zähnen und schuppigem Leib schoss aus dem Wasser und während der Söldner noch kreischte, schnappten klackende Kiefer nach seinen Beinen.

Der Mann brüllte, Blut spritzte über die Reling und ich wusste, das war meine Chance!

Ich stürmte an die Bordwand und nach einem letzten Blick auf Malemut nahm ich Anlauf und stürzte mich kopfüber in das auf-gewühlte Wasser des blutenden Meeres.

Schatten der Rache

Mit einem Kopfsprung tauchte ich in den Fluss, während neben, vor und hinter mir Pfeile ins Wasser zischten. Mit heftigen Schwimmbewegungen tauchte ich immer tiefer, um so schnell wie möglich vom Rumpf des Blutschiffes und von jener Unterwasserbestie wegzukommen, die ihr Opfer in der Zwischenzeit regelrecht zerrissen hatte.

Blutige Schlieren trieben im klaren Wasser, Fleischfetzen und menschliche Eingeweide schwammen vor mir träge flussabwärts. Mit weit aufgerissenen Augen beobachtete ich bei jedem Schwimmschritt meiner Arme, wie die Kreatur ihre Beute verschlang.

Plötzlich zuckte der schlangengleiche Leib des Monsters zusammen und die Bestie wandte sich um.

Ich verharrte mitten in der Schwimmbewegung. Vielleicht schlug in diesem Augenblick nicht einmal mehr mein Herz. Die Bestie drehte den Kopf, riss ihr blutverschmiertes Maul auf und blickte mich aus winzigen, dunklen Augen für einen Moment lang tückisch an.

Vier, fünf Herzschläge lang erstarrte ich im wahrsten Sinn des Wortes.

Der Anblick der fast fingerlangen, nach innen gebogenen Zähne machte mir Angst. Aber anscheinend war die Kreatur jetzt satt. Ohne mich auch nur noch eines Blickes zu würdigen, drehte sie ab und pflügte durch den Fluss zum offenen Meer hin.

Erleichtert atmete ich aus, während langsam dunkle Punkte vor meinen Augen zu tanzen begannen.

Ich musste nach oben, um wieder Atem zu holen. Jede Faser meines Körpers schrie jetzt nach Luft. Als ich auftauchte, befand ich mich genau hinter dem Schiff. Ich machte zwei, drei schnelle Atemzüge, blickte mich blitzschnell nach allen Seiten um, sog die Lungen voll Luft und tauchte wieder unter.

Ich hatte genug gesehen.

Ich hatte einige Bogenschützen an der Reling des Schiffes erkannt, die allerdings an der falschen Seite auf mich lauerten. Vor mir

hatte ich einen kleinen Seitenarm des Flusses gesehen, der fast vollständig von Schilf und den tief herabhängenden Blättern und Blüten unzähliger Wasserpflanzen bedeckt war.

Dorthin konnte mir Gorins Schiff in keinem Fall folgen.

Dort war ich in Sicherheit und konnte unentdeckt an Land gehen. Der Gedanke daran ließ mich noch schneller schwimmen, auftauchen, Luft holen und wieder unter Wasser schwimmen.

Ich erreichte unerkannt den schmalen Flusslauf und ging an einer seichten Stelle an Land. Zwar gab es keine wilden Tiere in diesem Wasser, aber der Flussgrund war so morastig und voller Wasserpflanzen, dass ich vor Schmutz nur so starrete. Meine schwarzen Haare waren verfilzt und mit halb verfaulten grünen und braunen Pflanzen überzogen. Meine Arme und Beine waren mit dickem Schlamm verklebt und meine ganzen Kleider waren nass und rochen modrig. Ich riss *Gleichmacher* aus dem Gürtel und bahnte mir einen Weg durch den Schilfwald, welcher das Flussufer säumte. Der Lärm von Gorins Schiff drang nur noch leise an mein Ohr. Irgendwann lag das Schilfgebiet hinter mir und ich stand auf einer grünen Wiese. So weit mein Blick nach vorn reichte, sah ich nichts als welliges Grasland. Einen Steinwurf von meiner Linken entfernt erhob sich eine Wand aus Bäumen und Büschen aus dem Gras der Wiese, zu meiner Rechten lag ein verwittertes Felsmassiv, in dem irgendwo eine Quelle entsprang. Ein kleines Rinnsal floss an den graugelben Steinen hinab und hatte sich am Fuße des größten Berges dieser kleinen Gebirgskette zu einem kleinen See mit klarem, tiefblauen Wasser gewandelt.

Eine verträumte Ruhe lag über der ganzen Gegend.

Irgendwo im nahen Wald zwitscherten Vögel und ein mächtiger Adler zog mit weit ausgebreiteten Schwingen über den Bergen seine Kreise. Ich lief auf den See zu, bohrte mein Schwert in den sandigen Uferboden und watete bis zu den Schultern in das blaue Wasser. Als ich wenig später wieder an Land kam, war meine Kleidung wieder einigermaßen sauber und meine wassertriefende schwarze Mähne

nicht mehr verfilzt. Auch war auf meinen Armen und Beinen jetzt wieder meine kupferfarbene, von Sonne und Wind gebräunte Haut zu erkennen.

Dann steckte ich das Schwert wieder in den Gürtel zurück und lief auf den Wald zu. Die Zweige einiger Bäume hingen voller goldroter Früchte und ich bemerkte, wie mein Magen zu knurren begann.

Als ich meinen größten Hunger gestillt hatte, betrachtete ich meine Umgebung näher.

In welcher Richtung sich wohl Gorins Lager befand?

Wie dunkle Schatten legten sich Rachegeleüste auf meine Gedanken; bei den Göttern, ich war drauf und dran blindlings loszustürmen, um diesen widerlichen Zwerg die Klinge meines Schwertes spüren zu lassen. Aber wieder einmal waren es die Worte meiner ehemaligen Lehrmeister Khim und Anila, die mich von unüberlegtem Handeln abhielten.

»Du wirst deiner Strafe nicht entgehen, Gorin«, schwor ich laut.

In diesem Moment durchbrach mit einem durch Mark und Bein dringenden Geschrei ein grobknochiger, zerzauster alter Maulesel das Schilfdickicht und stolperte über die Wiese auf den kleinen See zu.

Auf dem Rücken des ständig bockenden und schreienden Mulis hockte ein unglaublich dünner, ziegenbärtiger Mann, der in kostbare Gewänder gehüllt war.

Krampfhaft versuchte er, im Sattel zu bleiben.

Immer wieder schlug er seinem Reittier die Fersen in die Flanken, zerrte wie ein Wahnsinniger am Zügel und belegte das Tier mit allen erdenklichen Verwünschungen, die ihm in der Aufregung gerade einfielen.

Nichts desto trotz steuerte das Tier geradewegs auf das Wasser zu, stellte seinen Schwanz fast senkrecht in die Höhe und stürzte sich mit einem infernalischem Wiehern samt Reiter und Gepäck in den kleinen See.

Der ziegenbärtige Mann riss den Mund weit auf, um augenblicklich wieder loszubrüllen, aber da erstickte bereits das kühle Nass der kleinen Wasserstelle die letzten Schreie von Mensch und Tier.

Verwundert machte ich mich daran, den bereits halb ertrunkenen Unbekannten aus dem Wasser zu ziehen. Der Maulesel konnte sich anscheinend selber helfen, denn das Grautier stapfte in diesem Moment bereits an das gegenüberliegende Ufer des kleinen Sees. Dabei bleckte das Vieh seine gelben Zähne, ja, es sah beinahe so aus, als machte sich das Grautier über uns lustig.

Ich fischte den Dürren wie einen nassen Lumpen aus dem Wasser und zerrte ihn ans Ufer, wo er sich langsam hustend und keuchend aufrichtete.

»Bei allen Göttern des Südlandes, irgendwann verwandele ich dieses störrische alte Maultier doch noch in ein gegerbtes Fell, das ich mir zu Hause an die Wand über meinen Kamin hänge.«

Dabei fiel sein Blick auf mich.

»Verzeiht meine Unhöflichkeit, vielleicht sollte ich mich erst einmal vorstellen.«

Dabei machte der Kerl einen Kratzfuß, dass ich dachte, er wolle die Erde küssen.

»Mein Name ist Hark, ich bin Kaufmann, Geldverleiher und ab und an auch Schreiberling für so manch hohen Herren, der seinen Hintern zwar auf edle Stoffe bettet, aber zu dumm ist, sein Gefasel in verständlicher Weise zu Papier zu bringen.«

Ich musterte den nassen Kerl mit misstrauischen Augen und deutete zum Waldrand hin.

»Ich denke, wir machen jetzt erst mal ein Feuer und dann reden wir. Es gibt da scheinbar einiges, das wir erst einmal klären sollten.«

Obwohl die Sonne in dieser Gegend bereits ziemlich heiß auf das Land herunterbrannte, war das Wasser des Bergsees eisig kalt. Frierend hockte der durchnässte Hark vor den Flammen eines prasselnden Lagerfeuers und nahm dankbar einen Becher heißen Tee an, den ich in einem Wasserkessel direkt im Feuer aufgeköcht hatte.

Der Wasserkessel stammte aus Harks Gepäck, der Tee aus Kräutern und Früchten, die mir bekannt waren und die ich in der näheren Umgebung eingesammelt hatte.

Versonnen starrte der dürre Kaufmann in die aufzüngelnden Flammen des Feuers und seufzte bitterlich.

Doch dann hellte sich das Gesicht des Mannes plötzlich auf, seine magere Gestalt straffte sich merklich und er grinste mich in einer Art und Weise an, die mich Böses ahnen ließ.

»Bei den Göttern, das ist es! Das ist die Lösung meines Problems!«

»Was?«

Stadt in Angst

Ein geradezu diebisches Grinsen überzog Harks Gesicht.

»Du wirst an meiner Stelle in die Stadt reiten und meine Forderungen eintreiben.« Dabei fuchtelte er mit dem ausgestreckten Zeigefinger seiner Rechten ständig vor meinen Augen auf und ab.

»Ja, so werden wir es machen. Dir trauen sie garantiert nicht zu, dass du im Auftrag eines Geldverleihers unterwegs bist.«

Ich glotzte ihn an wie ein Pferd mit fünf Beinen, ehrlich gesagt hatte ich im Moment nicht die leiseste Ahnung, was dieser Mann da von mir wollte.

»Von was redest du eigentlich die ganze Zeit?«, erwiderte ich verständnislos.

Mit einer einladenden Geste bot mir der Mann einen Platz neben ihm am Feuer an und als ich mich zu seiner Rechten ins Gras sinken ließ, erklärte er mir sein Vorhaben.

»Hinter dem Wald da liegt Takone, eine der vielen Siedlungen entlang der Küste des blutenden Meeres. Ein kleiner beschaulicher Ort zwar, aber einer mit großer Zukunft. Takone ist der letzte Anlegeplatz im Norden für die Schifffahrt des blutenden Meeres. Damit der wichtigste Umschlagplatz für Waren aller Art, die von hier aus bis in die nördlichen Fürstentümer wie Goa oder Ruland gehen. Ich habe diese Entwicklung schon vor Jahren vorausgesehen und deshalb eine Menge Geld in die Geschäfte dieser Stadt gesteckt. Jetzt ist es an der Zeit, die Früchte meiner Arbeit zu ernten.«

»Und was habe ich damit zu tun?«

»Der Schmied, ein Bäcker und der Gewürzhändler der Stadt stehen in meiner Schuld. Ich habe ihnen Geld geliehen, damit sie ihre Geschäfte ausbauen konnten. Doch leider bleiben seit einigen Wochen die Rückzahlungen aus, obwohl Gerüchten zufolge der Handel in Takone immer mehr floriert. Diese drei schulden mir in der Zwischenzeit fast tausend Goldsulats.«

Ich schluckte. Das war im Südland eine Summe, von der eine vierköpfige Familie gut und gerne mindestens zwei Jahre lang leben konnte.

»Ich soll dir also diese Summe zurückholen? Hast du keine Angst, dass ich dich betrügen könnte? Es geht schließlich um einen ansehnlichen Betrag.«

Der Kaufmann schüttelte energisch den Kopf.

»Du hast mich aus dem Wasser gezogen und mir damit das Leben gerettet, denn ich kann nicht schwimmen. Du hast einiges gewagt, um mir zu helfen, obwohl ich für dich ein Fremder bin, dessen Leben dir eigentlich wenig bedeuten kann. Außerdem habe ich in deine Augen gesehen, es lag kein Falsch darin. Also was ist, willst du mir helfen, zu meinem Geld zu kommen?«

»Und was machst du so lange?«

»Mach dir nur keine Sorgen um den alten Hark. Ich habe hier ein gemütliches Plätzchen gefunden, in meinem Gepäck befindet sich Proviant für mindestens eine Woche und wenn es mir zu langweilig wird, werde ich dieses verdammte Maultier mit einem glühenden Holzstück streicheln und ich bin sicher, wir beide werden dabei eine Menge Spaß haben. Also, warum zögerst du eigentlich noch? Geh endlich los, Takone erwartet dich.«

Als zwei Tage später frühmorgens die ersten Vögel zu singen begannen, verharrte ich auf einem bewaldeten Hügel. Mit dem Handrücken meiner Rechten wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und starrte nach vorn. Unterhalb jenes Hügels wandte sich ein breiter, von unzähligen Fahrrippen durchzogener Karrenweg

schlangengleich auf eine kleine Stadt zu.

Auf den ersten Blick sah der Ort ziemlich einladend aus. Alles wirkte sauber und gepflegt. Die Straßen waren befestigt, die solide wirkenden Gebäude weiß getüncht und mit blitzenden Fensterscheiben versehen.

Die liebevoll errichteten Häuser, die allesamt entweder mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren, standen weit verstreut am baumlosen Ufer eines Flusses. Hier und da zogen blaugraue Rauchschwaden aus den Feuerluken gen Himmel. Die Stadt schlief noch, denn es war früh am Morgen. Die Sonne des Landes stand erst wenige Fingerbreit über den Bergen im Osten.

Als ich den Ort schließlich erreicht hatte, bemerkte ich rasch, dass es sich bei dem ersten Gebäude wohl um eine Art Wachhaus handeln musste. Ein heruntergelassener Schlagbaum blockierte an dieser Stelle die Straße. Auf einer Bank an der Vorderseite des Hauses saßen zwei Männer in dunkelblauen Uniformen und starrten mir misstrauisch entgegen. Einer von ihnen neigte den Kopf in Richtung Eingang und rief ein paar Worte, die ich nicht genau verstand.

Als ich die Holzschranke erreicht hatte, schälten sich die Umrisse eines weiteren Uniformierten aus dem Rahmen der Eingangstür. Der Mann, ein ziemlich dürrer, pickelgesichtiger Bursche, gab mir mit einem knappen Handzeichen zu verstehen, dass ich warten sollte.

Dienstbeflissen eilte er aus dem Postenhäuschen heraus, stemmte die Arme in die Hüften und baute sich vor mir auf. Danach begann er mich neugierig zu mustern.

»Guten Morgen!«, krächzte er mit einer schrillen Stimme, die irgendwie zu seinem Aussehen passte. »Es passiert sehr selten, dass jemand zu dieser frühen Stunde nach Takone kommt. Was führt euch denn jetzt schon in unsere kleine Stadt?« Dabei musterte er mich eingehend und seine Augen verweilten eindeutig länger, als es die Höflichkeit gebot, an meinem Schwert.

»Mein Name ist Thorak«, sagte ich. »Ich bin hier nur auf der Durchreise. Mein Pferd hat sich ein Bein gebrochen und ich bin seit Tagen zu Fuß unterwegs, um einen guten Freund zu besuchen. Aber so langsam bin ich des Wanderns müde. Wo kann ich um diese Zeit hier ein Pferd kaufen?«

Die Wache deutete auf die parallel zum Flussufer hin verlaufende Straße.

»Immer geradeaus, diesen Weg hinunter. An der ersten Kreuzung links, das große Haus dann am Ende der Gasse. Das Haus von Wilbur dem Schmied ist praktisch nicht zu verfehlen.«

Ich nickte wohlwollend, denn die Wache hatte mir soeben ohne weitere Fragerei den Weg zu Harks größtem Schuldner beschrieben. Aber bereits im nächsten Moment wurden meine weiteren Gedanken durch die schrille Stimme des Wachkommandanten unterbrochen.

»Auch wenn ihr hier nur auf der Durchreise seid, muss ich wissen, woher ihr kommt und was das Ziel eurer Reise ist. Danach muss ich euch dem Stadtkommandanten melden. So will es nun mal das Gesetz in Takone.«

Ich verzog unwillig das Gesicht.

»Dann macht doch, was ihr nicht lassen könnt«, entgegnete ich schroff und strich mir eine widerspenstige Strähne meines fast blau-schwarzen Haupthaars aus der Stirn.

Ich dachte nicht im Traum daran, mich von irgend einer Stadt- wache aushorchen zu lassen. Ohne noch ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, umrundete ich den Schlagbaum und lief auf die Stadt zu. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie mir die Männer ungläubig nachstarrten. Aber bevor noch irgendeine Reaktion erfolgte, war ich bereits im Gewirr der Straßen und Gassen untergetaucht.

Keine Menschenseele war auf den morgendlichen Straßen zu sehen.

Nur hier und da waren vereinzelt Stimmen hinter den wenigen hell erleuchteten Fenstern zu hören.

Kurze Zeit später sah ich die Umrisse der Schmiede vor mir. Ich durchquerte die Seitengasse und öffnete die schwere, hölzerne Eingangstür.

Im Innern der Schmiede, in dem sich auch gleichzeitig ein Pferdestall und eine Schlafkammer befanden, war es angenehm warm. Wuchtige Hammerschläge hallten durch den Stall, indes ich rasch das Tor wieder schloss. Der Geruch von Pferdeleibern, Sattelzeug und würzigem Stroh schlug mir entgegen.

Ein Mann mit stämmigen Beinen und gewaltigen Schultern stand mit nacktem Oberkörper in der Mitte des Stalls. Mit schweren Hammerschlägen formte er ein rot glühendes Hufeisen im Feuer der Schmiede.

»Ich bin Wilbur, der Schmied, was kann ich für dich tun, Fremdling?«

»Die Stadtwache schickt mich. Ich bin erst vorhin zu Fuß hier angekommen und wollte mir ein Pferd für die Weiterreise kaufen. Aber so langsam habe ich genug von dem Herumziehen. Wo bekommt man hier ein Zimmer für ein, zwei Tage?«

Der Schmied spuckte ins Feuer, bearbeitete das Hufeisen weiter und erwiderte mürrisch und ohne mich dabei anzusehen: »Zwei Häuser weiter liegt der blaue Krug. Kein vornehmes Haus zwar, aber dafür ein einfacher, sauberer Gasthof. Dort bekommt ihr ein weiches Bett und ein anständiges Essen zu einem fairen Preis und glaubt mir, so etwas ist verdammt selten geworden in unserer Stadt.«

»Kennt ihr Hark, den Kaufmann und Geldverleiher?«

Wilbur der Schmied ließ mit einem derben Fluch das Hufeisen fallen. Seine große rechte Hand umfasste den hölzernen Griff des Schmiedehammers fester und mit wütend funkelnden Augen baute sich der Mann vor mir auf.

»Bei allen Göttern, was weiß ein Rotzlöffel wie du von der Sache zwischen Hark und mir?«

»Du schuldest ihm Geld«, erwiderte ich ungerührt. »Du, der Bäcker und Sihl, der Gewürzhändler. Ich bin hier um abzukassieren.«

Der Schmied blinzelte in das Halbdunkel des Stalles und betrachtete mich genauer.

»Was willst du damit sagen?« Das Gesicht des Schmieds wurde ernst und verschlossen. Bevor ich weiter reden konnte, hob Wilbur warnend die Hand und huschte, trotz seiner hünenhaften Gestalt, beinahe lautlos zu der Eingangstür seiner Werkstatt und spähte durch eine kleine Luke in der Tür hinaus ins Freie. Eine Peitsche knallte, ein Mann fluchte heiser, ein Pferd schnaubte und ich hörte die eisenbeschlagenen Räder eines Fuhrwerks durch die ausgefahrenen Straßen rollen.

Einen Atemzug später kam der Schmied wieder auf mich zu.

»Man kann in diesen Zeiten nicht vorsichtig genug sein«, erklärte er mir mit ernstem Gesicht.

»Bei den Göttern, seit Gorin und seine Schergen das Sagen in dieser Stadt haben, ist man besser daran, sein Maul zu halten. In den letzten Wochen sind bereits viele gute Männer unter seltsamen Umständen verschwunden. Also, was willst du wirklich?«

Mein Blick fiel auf einige Kisten und Fässer in einer dunklen Ecke der Schmiede.

Kleidungsstücke, Hausrat und Werkzeuge waren dort wahllos aufeinander gestapelt und alles sah nach einem baldigen Aufbruch aus.

»Willst du verreisen?«

»Jawohl, ich verlasse Takone so bald wie möglich. Meine Zeit ist hier abgelaufen. Ich lasse mir den Mund nicht verbieten und sage offen, was ich von den neuen Machtverhältnissen im Lande halte. Das passt offensichtlich einigen Herrschaften nicht und deshalb fängt man an, mir plötzlich Schwierigkeiten zu machen.«

Takone

»Man kann in diesen Zeiten nicht vorsichtig genug sein«, meinte der Schmied mit ernstem Gesicht.

»Könntest du mir das Ganze vielleicht etwas genauer erklären?«

Der Schmied nickte.

»Einst war Takone eine kleine aber aufstrebende Stadt. Wer Geschäftssinn besaß, ein Quäntchen Glück hatte und das nötige Kleingeld dazu, konnte hier tatsächlich etwas bewegen. Mein Kleingeld stammt übrigens von Hark, aber dazu später. Alles lief seinen geordneten Gang bis zu dem Tag, an dem Gorin unsere Stadt entdeckte. Bei den Göttern, ich habe diesem widerlichen Zwerg und seinen Schergen von Anfang an nicht über den Weg getraut und in der Zwischenzeit haben sich meine dunklen Vorahnungen leider bestätigt. Die Kerle machen sich immer mehr hier in der Gegend breit.

Es vergeht kaum ein Tag, an dem sie sich nicht in irgendein Geschäft in der Stadt einmischen oder einen Bauern hier aus der Gegend um Haus und Hof bringen. Sogar die Stadtwachen stehen bereits auf Gorins Seite. Allmählich wird nur noch gemacht, was dieser Zwerg will und wer dagegen ist, bekommt ziemlich schnell Schwierigkeiten.«

»Was sagt der Rat der Stadt dazu?«

»Pah, diese Pfeffersäcke tanzen doch längst alle nach Gorins Pfeife. Aber mir ist das so langsam egal. Ein guter Schmied findet auch woanders Arbeit. Ich verschwinde von hier, auch wenn ich noch einmal ganz von vorn anfangen muss.«

Das erinnerte mich wieder an Harks Auftrag.

»Du kannst nicht so einfach von hier verschwinden, du schuldest Hark noch vierhundert Goldsulats.«

»Genau das ist mein Problem!«

So langsam begann ich zu begreifen.

Jetzt wartete ich nur noch auf eine Erklärung von Wilbur. Ich ahnte aber bereits, was jetzt kommen würde.

»Eigentlich habe ich in den letzten Wochen und Monaten genug Geld verdient, um Hark das Darlehen auf einen Schlag zurückzahlen zu können. Sihl dem Gewürzhändler und Chleb dem Bäcker ergeht es sicherlich nicht anders. Aber man hat in dieser Stadt nur noch zwei Möglichkeiten zum Überleben. Entweder du arbeitest Tag und Nacht und die Steuern, die uns auferlegt wurden, nehmen dir allmählich die Luft zum Atmen, oder du verlässt Takone und musst praktisch deinen ganzen Besitz Gorin und seinen Handlangern in den Rachen werfen. Du hast sicherlich die Schranken mitsamt jenen unsäglichen Tributhäusern bei deiner Einreise gesehen.«

Ich nickte.

Es war immer wieder das gleiche Spiel. Irgend jemand schwang sich mit Geld oder Waffengewalt zum Herrscher einer Stadt oder gar eines ganzen Landes auf und bestimmte fortan die Geschicke der Menschen, die dort lebten. Insgeheim begann ich, meine jugendliche Unbekümmertheit zu verfluchen, in der ich Hark, ohne zu überlegen, angeboten hatte, ihm zu helfen. Der Kaufmann war in jedem Fall der Gewinner bei der ganzen Sache. Gelang es mir nicht, seine

Forderungen einzutreiben, so würde ihn das gewiss nicht an den Bettelstab bringen, aber in jedem Fall kam er mit heiler Haut aus der Sache. Bekam ich das Geld, so kam er in den Genuss längst verloren geglaubter Goldstücke, ohne auch nur einen einzigen Finger krumm gemacht zu haben. Ich konnte es drehen und wenden wie ich wollte, der Dumme war am Ende immer ich. Ich beschloss, zukünftig manche Sachen etwas genauer zu überdenken, als mich Wilburs Worte aus meinen trüben Gedanken rissen.

»Aber jetzt genug der Worte, das viele Reden hat mich durstig gemacht. Weißt du was, ich schließe die Schmiede jetzt einfach ab und wir beiden gehen rüber in den blauen Krug. Ein, zwei Becher mit gewürztem Wein und ein anständiges Frühstück werden uns um diese Zeit sicher gut tun. Dann bereden wir alles weitere.«

Dabei legte er mir in einer freundschaftlichen Geste seine gewaltige Rechten sanft auf die Schulter. Dennoch ging ich fast in die Knie. Dann zog er mich langsam zum Ausgang hin.

»Jetzt aber los, meine Kehle ist schon ganz ausgetrocknet.«

Im Innern der Schenke war es angenehm warm und sauber. Während so kurz nach Sonnenaufgang auf den Feldern immer noch der Rau-reif lag, brannte hier in einem offenen Kamin ein anheimelndes Feuer. Immer wieder knackten Holzkloben darin und die Flammen warfen ein bizarres Muster auf die rußgeschwärzten Wände. Tische und Stühle waren blank gescheuert und Vorhänge an den Fenstern sowie frische Blumen in dem Raum zeugten von einer weiblichen Hand.

»Guten Morgen, Männer, ich freue mich, euch im besten Haus am Platz begrüßen zu dürfen«, empfing uns kurz nach unserem Eintritt ein kahlköpfiger Wirt und wieselte sogleich hinter seiner Theke hervor.

Einladend breitete er die Arme aus, aber bereits im nächsten Moment verfinsterte sich seine Miene, als er den Schmied erkannte.

»Das beste Haus am Platz kannst du dir meinerwegen sonst wohin stecken«, erwiderte Wilbur barsch.

»Bring uns lieber eine anständige Portion Eier mit Speck, frisches Brot und ordentlich Butter dazu.«

Der Wirt schüttelte unwillig seinen Schädel.

»Auch wenn du als Schmied einer der maßgebenden Männer in dieser Stadt bist, irgendwann wird dich dein vorlautes Mundwerk den Kopf kosten.«

Lachend übergibt Wilbur die Warnung des Wirtes und fuhr fort mit seiner Bestellung.

»Bevor ich es vergesse, zum Munterwerden hätten wir noch gerne zwei Humpen mit gewürztem Wein. Aber nicht von dieser Hundepisse, die du sonst deinen Gästen ausschenkst, sondern von dem guten Tropfen. Du weißt schon, von dem, den du in einem Extrafass in deiner Giftküche versteckt hältst.«

Der Wirt nickte ungehalten, murmelte etwas Unverständliches vor sich hin und verschwand in seiner Küche, die hinter der Theke lag.

Wilbur und ich steuerten indessen zielsicher auf einen Tisch gleich neben der Theke zu.

Kurz darauf war das Klappern von Töpfen und Pfannen zu hören. Wenig später wehte uns aus der Küche der verführerische Duft von frisch gebratenen Eiern und Speck und das Aroma von gewürztem Wein um die Nasen.

Augenblicklich meldete sich mein Magen.

Wir brauchten dann nicht mehr lange auf das Essen zu warten. Sofort fiel Wilbur wie ein ausgehungertes Wolf mit dem Holzbesteck über sein Frühstück her. Auch ich langte ordentlich zu.

»Was ist nun mit Harks Forderung?«, sagte ich geraume Zeit später mit vollen Backen kauend.

»Ich weiß es nicht«, sagte Wilbur. »Bleib einfach ein paar Tage hier in der Stadt und beobachte, wie die Menschen hier leben. Vielleicht fällt dir eine Lösung ein. Ich für meinen Teil weiß mir keinen Rat mehr. So oder so wird schließlich Gorin die Oberhand behalten.«

In diesem Augenblick brachte uns der Wirt die Becher mit dem Wein. Beinahe verschwörerisch funkelte er uns dabei aus seinen dunklen Augen an.

»Jetzt benehmt euch bitte«, flüsterte er seltsam geheimnisvoll. »Es ist gleich nach Sonnenaufgang und Kitu, Gorins erster Mann, und die Stadtwachen können bei ihrem morgendlichen Rundgang jeden Moment hier auftauchen. Also behaltet eure Ansichten über die Zustände in Takone wenigstens heute morgen für euch. Ich will hier drin keinen Ärger, kapiert?«

Nachdenklich aß ich weiter.

Im nächsten Moment schwang die hölzerne Eingangstür der Schenke mit solcher Wucht zurück, das sie an die dahinter liegende Wand knallte und der Putz aus dem Mauerwerk rieselte.

Fünf Männer betraten den blauen Krug. Vier von ihnen in derselben dunkelblauen Uniform, die ich bereits bei meiner Ankunft in Takone bei den Männern am Schlagbaum gesehen hatte. Sie hielten Speere in den Händen, während sich der fünfte Mann rasch umblickte. Dieser war eine grobschlächtige, gedrungene Gestalt mit einem kantigen Gesicht. Kalte Fischaugen funkelten böse durch die Schenke und während die mit Speeren bewaffneten Uniformierten den Eingang sicherten, steuerte der Kerl direkt auf unseren Tisch zu.

»Bist du der junge Bursche, der bereits kurz nach Sonnenaufgang in die Stadt gekommen ist?«

Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

Während ich mir mit einem Stofftuch die Reste meines Frühstückstücks aus den Mundwinkeln wischte, setzte sich der Mann ungefragt zu uns an den Tisch. Ich hob den Kopf, legte das Tuch zur Seite und starrte den Kerl missmutig an. Es war offensichtlich, dass dieser Mann seine Machtstellung genoss. Herausfordernd starrte er durch den Schankraum und fast jeder wich seinem Blick demütig aus.

»Weißt du eigentlich, wer ich bin?«, plärrte der Mann los.

»Nein, noch nicht«, erwiderte ich gereizt. »Aber wenn du weiter so schreist, wird man es bald bis in die Nordländer wissen.«

Der Mann schluckte.

»Ich bin Kitu, der Statthalter von Takone und der Oberbefehlshaber der Wachen. Ich habe es immer gerne, wenn ich weiß, wer sich gerade in meiner Stadt herumtreibt. Also, was willst du hier?«

Seine Augen funkelten böseartig und seine Stimme klang jetzt wie gesprungenes Glas. Eine unheilvolle Spannung lag greifbar in der Luft und in der kleinen Schenke wurde es urplötzlich totenstill. Das Stimmengewirr der anwesenden Gäste setzte aus, das Klappern von Besteck und das Klirren von Bechern und Krügen verstummte.

Alle starrten mich plötzlich ungläubig an.

»Ich bin hier nur auf der Durchreise!«, erwiderte ich gedehnt. Langsam stieg kalte Wut in mir hoch und nur Wilbur bemerkte anscheinend das gefährliche Funkeln in meinen Augen. Rasch legte er unter dem Tisch seine Rechte auf meinen Schwertarm.

»Es treibt sich zur Zeit jede Menge Gesindel in der Gegend herum. Deshalb müssen die Wachen jeden Neuankömmling befragen. Mein Freund und ich verstehen das vollkommen«, heuchelte der Schmied um Verständnis. Inzwischen wusste auch ich nur zu genau, dass wir bei Widerstand nicht ungeschoren aus der Schenke herauskommen würden.

Kitu nickte bedächtig zu den Worten Wilburs. Bevor er jedoch eine Antwort auf die Rede des Schmieds geben konnte, drangen von der Hauptstraße her plötzlich seltsame Geräusche in die Schenke. Peitschen knallten durch die Straßen und wurden begleitet vom schmerzvollen Stöhnen von Menschen, vom Knarren von Wagenrädern und vom Stampfen von Pferdehufen. Waffenklirren und wildes Geschrei erfüllten die Luft.

»Wir beide sprechen uns noch. Irgendwoher kenn ich dich«, sagte Kitu noch. Dann verließ er mit den Uniformierten beinahe fluchtartig die Schenke, ohne uns dabei auch nur noch eines Blickes zu würdigen.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?«

Langsam erhob sich Wilbur und atmete seufzend aus.

»Jetzt hat es dieser oberste Speichellecker in Gorins Diensten doch tatsächlich geschafft, mir den Appetit zu verderben. Dem Krach nach zu urteilen, kommen die Stadtwachen und Gorins Schergen wieder von einem ihrer speziellen Ausflüge zurück. Los, das sehen wir uns an. Wahrscheinlich ist es ihnen wieder gelungen, irgend

welche armen Teufel in Ketten zu legen, weil diese angeblich ihre Steuerschuld nicht bezahlt haben. Vielleicht haben diese Leute aber auch den Kerlen gegenüber nicht genügend gekatzbuckelt oder was weiß ich schon wieder angestellt. Auf jeden Fall wandern sie alle schnurstracks ins Stadtverlies. Komm mit, das sehen wir uns mal aus der Nähe an.«

Als ich Wilbur ins Freie folgte, ahnte ich nicht im geringsten, was mich dort draußen erwarten würde.

Ich sah Anila wieder, aber ihr Anblick brachte mich schier um den Verstand.

Anila darf nicht sterben!

Beinahe gleichzeitig traten wir ins Freie.

Während ich neugierig in jene Richtung starrte, aus der die Geräusche kamen, kramte Wilbur aus einer Tasche seiner Hose eine kleine, zerschrammte Pfeife hervor, die er umständlich entzündete. Während wir auf dem hölzernen Vorbau der Schenke verhielten, zog der Schmied genüsslich den würzigen Tabakrauch seiner Pfeife ein. Dabei blinzelte er in die Morgensonne, deren Strahlen die Stadt in kupferfarbenes Licht tauchte.

Bis auf die immer lauter werdenden Geräusche war es unnatürlich still geworden. Mütter holten ihre Kinder von der Straße, Männer hasteten umher und verschlossen Tür und Tor. Selbst die ständig bellenden Hunde der Stadt schienen stumm geworden zu sein und eine seltsame Stimmung lag über Takone. Die Geräusche wurden immer lauter und als erstes sah ich die Reiter die Straße hochkommen.

Sechs, acht, zehn, in dunkelblaue Uniformen gehüllte Männer, deren Schwerter und Speere im Morgenlicht glitzerten. Die Pferde schnaubten, weißer Nebel entstieg ihren Nüstern und nervös tänzelten die Tiere über das Straßenpflaster.

Die Gefangenen dahinter waren auf zweirädrigen, von Maultieren gezogenen, Holzkarren angekettet. Ihre gesamte Bekleidung war

zerfetzt und die wenigen Stofflumpen, die ihnen noch geblieben waren, verbargen nur notdürftig die zahlreichen Wunden, Abschürfungen und blutunterlaufenen Stellen auf ihren Körpern.

Unwillkürlich hielt ich den Atem an.

Dahinter stapften nämlich ein halbes Dutzend Fährtenmacher vom Volk der Psa durch die Straßen und versuchten mühsam, Anschluss an Reiter und Wagen zu halten. War es nur Zufall, dass diese blutgierigen Hundesöhne in Gorins Diensten standen oder suchten sie auch hier schon nach mir? Ich konnte mir darüber nicht weiter den Kopf zerbrechen, denn im nächsten Moment sah ich die Frau auf dem letzten Wagen. Sie war nur von mittlerer Größe und ihr rabenschwarzes Haar fiel in weichen Wellen bis auf ihre schmalen Schultern hinab. Ein schwarzes Lederband mit einem silbernen Anhänger umschloss ihren Hals. Ich konnte nicht glauben, was ich sah.

Die Frau war niemand anderes als Anila!

Jene Kriegerin der N'de, deren Schicksal so eng mit dem meinen verknüpft war.

Doch jetzt war das Gesicht dieser Frau eine einzige verquollene, blutunterlaufene Wunde. Ein Auge war zugeschwollen, ihre linke Wange eine zerschlagene, in sämtlichen Regenbogenfarben schillernde Stelle und in ihren Mundwinkeln und an der schmalen Nase klebte geronnenes Blut. Ihr schlichtes Kleid war zerrissen und ihre kleinen, festen Brüste quollen aus ihrem zerfetzten Oberteil heraus. Nur allzu deutlich bemerkte ich die gierigen Blicke der Männer.

Wie alle anderen war auch Anila an die Seitenwand ihres Holzkarrens gefesselt, dennoch stand sie stolz und scheinbar unbeugsam in dem schwankenden Gefährt.

Obwohl sich unsere Blicke nur für einen Moment lang kreuzten, vermeinte ich einen stummen Hilferuf in ihren dunklen Augen zu erkennen.

Kalte Wut stieg in mir auf und ich musste mich beherrschen, um nicht sofort blank zu ziehen. In ohnmächtigem Zorn ballte ich beide Fäuste, bis die Handknöchel weiß unter meiner von Wind und Wetter gebräunten Haut hervortraten.

»Ich weiß, was du jetzt denkst. Aber ich rate dir, vergiss es.«

Der Schmied hatte meine Miene beim Anblick der Frau gesehen und er war Menschenkenner genug, um zu wissen, was in diesem Augenblick in mir vorging. Fast lautlos trat er hinter mich und legte mir sanft aber bestimmend seine gewaltige Rechte auf die Schultern.

»Alleine hast du nicht die geringste Möglichkeit, gegen diese Scheißkerle etwas zu unternehmen«, flüsterte er mir leise ins Ohr. »Hör auf meinen Rat und denke einfach nicht weiter darüber nach.«

Ungläubig trat ich einen Schritt zurück.

»Was wird hier eigentlich gespielt? Es kann doch nicht sein, dass eine ganze Stadt vor einer Handvoll Bewaffneter zu Kreuze kriecht. Dich habe ich eigentlich als jemanden eingeschätzt, der solche Geschichten an einem Vormittag mit seinem Schmiedehammer erledigt. Aber anscheinend ist Takone eine Stadt voller Weiber.«

Statt einer Antwort schüttelte der Schmied verbittert den Kopf. Ich sah Zorn in seinen Augen aber auch Wut und Hilflosigkeit. In diesem Moment stellte sich Kitu den Reitern in den Weg. Nach einem kurzen, aber heftig geführten Wortwechsel mit dem vordersten der Blauuniformierten hob dieser einen Atemzug später seinen Schwertarm und der ganze seltsame Zug verschwand in einer dunklen Seitenstraße.

»Was ist denn jetzt los?«

Wilbur schüttelte den Kopf.

»Das verstehe ich jetzt auch nicht. Das ist nicht der Weg ins Stadtverlies, man bringt die Gefangenen zur Westseite der Stadt.«

»Und?«, fragte ich drängend.

»Dort befindet sich eigentlich nur noch Gorins Hauptquartier. Aber was will Kitu dort mit den Gefangenen?«

»Das ist vielleicht ein Wink der Götter. Dort komme ich bestimmt leichter an die Gefangenen heran als in den vergitterten Zellen des Stadtkerkers. Mein Entschluss steht fest. Ich werde diese Leute befreien, wenn es sein muss auch alleine.«

Wilbur legte den Kopf schief, verzog das Gesicht zu einem gequälten Lächeln und starrte mich mit sauertöpfischer Miene an.

»Es ist wegen der Frau, habe ich Recht?«

»Wie meinst du das?«

»Komm, komm, ich habe sie gesehen und ich habe den Ausdruck

in deinen Augen gesehen. Auch wenn ich die letzten Jahre nur in der Gesellschaft von struppigen Pferden verbracht habe, bin ich dennoch nicht blind.«

Ich zuckte zusammen und bekam plötzlich rote Ohren. Was faselte dieser ungehobelte Kerl da? Anila war eine Schwertkämpferin und Kriegerin, die mir mehr als einmal das Leben gerettet hatte. Ich war es ihr verdammt noch mal einfach schuldig, sie aus den Klauen von Gorins Spießgesellen zu befreien. Das hatte nichts mit Liebe oder ähnlichem Unsinn zu tun. Das sagte ich auch Wilbur auf den Kopf zu.

Dieser bedachte mich für einen kurzen Moment mit einem dämlichen Grinsen, dann aber straffte sich seine Gestalt merklich und ein entschlossener Ausdruck trat in seine dunklen Augen.

»Also gut, du verdammter Bengel, auch wenn es mich den Kopf kosten wird, ich helfe dir. Schließlich muss ich dir noch Harks Darlehen zurückzahlen. Niemand soll sagen, dass Wilbur der Schmied seine Schulden nicht begleichen kann. Außerdem, irgendeiner muss ja schließlich auch auf dich aufpassen.«

Es war kurz nach Mitternacht.

Alle Bewohner von Takone schienen bereits zu schlafen, überall herrschte Stille und nur im blauen Krug ging es noch hoch her. Dort feierte Kitu mit den Uniformierten ausgelassen deren Rückkehr. Schrille Musik, das Hämmern unzähliger Stiefelabsätze auf dem festgestampften Lehm Boden der Schenke und Wortfetzen eines wilden Liedes drangen immer wieder auf die Straße.

Ich hörte nur mit halbem Ohr hin.

Zu dieser Zeit bewegte ich mich beinahe lautlos durch das Gewirr der Straßen und Gassen der Stadt. Je länger ich in den vergangenen Stunden über das Schicksal der Gefangenen nachgedacht hatte, umso mehr wurde ich in meinem Entschluss bestärkt, ihnen zu helfen. Auch wenn das Ganze augenscheinlich ziemlich ausweglos erschien.

Es war nicht nur wegen Anila, redete ich mir ein.

Der Stolz eines jeden aufrechten Mannes verlangte es so zu

handeln, jedenfalls dort wo ich herkam.

Dennoch vermeinte ich die Kriegerin jetzt direkt in der Dunkelheit vor mir zu sehen. Wie sie in dem schwankenden Maultierkarren stand, ihren Oberkörper mit diesen wunderschönen braunen, festen Brüsten stolz nach vorne gereckt. Ich ertappte mich dabei, wie ich in Gedanken mit meinen Händen jede Wölbung, jede Kurve ihres begehrenswerten Körpers nachstrich, während ich in ihre dunklen, unendlich sanften Augen blickte.

Unwillkürlich schüttelte ich mich.

Bei allen Göttern, was war nur los mit mir?

Instinktiv umklammerte ich den Griff meines Schwertes fester und der kalte Stahl der Waffe brachte mich langsam wieder auf andere Gedanken. Bald darauf hatte ich das westliche Ende der Stadt erreicht.

Gorins Hauptquartier beherrschte das Stadtbild in einer Länge von fast einhundert Schritten. Das riesige Anwesen bildete das gesamte westliche Ende von Takone.

Eine mehr als zwei Meter hohe Mauer aus sorgfältig zusammengefühten Lehmziegeln umgab die Gebäude und in der Krone der Mauer waren unzählige scharf geschliffene Glas- und Tonscherben eingearbeitet. Ein Torbogen, versehen mit zwei schmiedeeisernen Doppeltüren bildeten den einzigen Zugang zu dem Gebäude. Kein Wächter war zu sehen und kein Lichtschein drang aus dem Anwesen.

Alles wirkte still und verlassen.

Meine Schuhsohlen verursachten nicht den geringsten Laut auf dem sandigen Weg, als ich mich geduckt an die Außenmauern heranschlich. Ich sprang hoch, meine Finger bekamen das schroffe Mauerwerk zu fassen und mit der Kraft meiner Arme zog ich mich über den Rand hinweg.

Ein schneller Blick nach allen Seiten zeigte mir außer einem einsamen Posten, der im Dunkel des Torbogens kauerte, keinen weiteren Gegner. Frierend presste sich dort ein junger Bursche an die dünnen Holzwände seines Wächterhäuschens und starrte sehnsuchtsvoll auf die hell erleuchtete Schenke des blauen Kruges, wo der Lärm immer lauter wurde.

Ich hatte genug gesehen.

Meine Hände ließen das Mauerwerk los und katzenleich landete ich wieder auf dem Weg. Mit dem Schwert in der Hand trat ich kurz darauf an das große Tor und klopfte mit der Klinge leise gegen das Metall der Doppeltüren.

Es dauerte nicht lange, bis der neugierige Posten das Tor öffnete und seinen Kopf ins Freie steckte. Sofort warf ich mich gegen die Tür und versetzte dem Posten mit dem Schwertgriff einen harten Schlag gegen den Schädel.

Die Wache sank bewusstlos zu Boden.

Blitzschnell drang ich in das Anwesen ein.

Das fahle Licht des Mondes fiel silbern auf den Vorhof. Eine unwirkliche Stille lag über dem Anwesen.

Anscheinend befanden sich alle Männer in der Schenke. Rasch eilte ich über den Hof, vorbei an einigen Hütten und Ställen und betrat schließlich den hölzernen Vorbau des Haupthauses.

Lautlos öffnete ich das unverschlossene Eingangsportal und hastete weiter in das Gebäude hinein, einen schmalen Gang entlang, vorbei an zahlreichen Türen. Vorsichtig durchsuchte ich ein Zimmer nach dem anderen, bis ich am Ende des Ganges eine wuchtige Tür erreichte, die nur angelehnt war.

Hinter den schmiedeeisernen Beschlägen der Tür drang fahles Licht hervor und ich vernahm die gleichmäßigen Atemzüge eines Schlafenden.

Langsam öffnete ich die Tür und starrte angespannt in den Raum.

Das Zimmer war riesengroß und vornehm eingerichtet. Kostbare Teppiche bedeckten den Fußboden und an den mit edlem Zedernholz getäfelten Wänden hingen ein halbes Dutzend Kerzenleuchter, die den Raum in spärliches Licht tauchten. Am Ende des Zimmers befand sich ein riesiger Schreibtisch.

Dahinter saß ein Posten.

Der Kopf war ihm fast bis auf die Brust gesunken.

Mit einem gewaltigen Satz stürmte ich vorwärts, die Wache zuckte verschreckt in die Höhe und schon im nächsten Moment zeigte die matt glänzende Spitze von *Gleichmacher* genau auf den Kehlkopf des bleichen Mannes.

»Wo sind die Gefangenen?«

Der Wachposten machte eine unsichere Handbewegung.

»Bist du verrückt? Weißt du nicht wem die Gefangenen gehören? Kitu lässt dich vierteilen, wenn du die Leute befreist.«

Ich drückte die Spitze meines Schwertes hart gegen den Hals der Wache. Ein dunkler Blutropfen quoll unter seiner Haut hervor.

»Wo?«, fragte ich nur.

Resignierend deutete der Posten schließlich auf eine verschlossene Tür in seinem Rücken.

Ich nickte, dann schmetterte ich ihm den stählernen Griff meiner Waffe direkt gegen die Schläfe.

Gorins Helfer sank mit einem dumpfen Stöhnen nach vorn und verlor augenblicklich das Bewusstsein.

Dann handelte ich rasch.

Mit einem schnellen Ruck riss ich den schweren Schlüsselbund des Wächters von seinem Gürtel und öffnete mit fliegenden Fingern die mehrfach verschlossene Holztür.

Nur noch ein einziger Gedanke beherrschte mich.

Anila durfte nicht sterben! Ich war wild entschlossen, alles in meiner Macht stehende zu versuchen, um diese Frau zu befreien. Himmel, hatte der Schmied doch recht, als er behauptete, ich hätte mich in sie verliebt?

Den Tod im Nacken

Ächzend und knirschend schwang die Tür nach innen.

Dahinter herrschte absolute Dunkelheit.

Ein widerlicher Geruch nach Schweiß, Blut und menschlichen Exkrementen stieg mir augenblicklich in die Nase. Ich riss einen der Kerzenleuchter aus der Halterung an der holzgetäfelten Wand und trat durch die aufgeschlossene Tür. Das flackernde Licht erhellte einen gewölbeartigen Raum mit einer steil nach unten führenden Holzterrasse. Das Schwert kampfbereit in der Rechten stieg ich die Stufen vorsichtig hinab. Stimmen wurden laut und in der Dunkelheit glommen Augen auf.

Entschlossen schritt ich weiter.

Schließlich fiel das Licht der Kerzen auf die Gefangenen, die reglos dort unten zusammen standen und mich anstarrten.

Sieben Männer und eine Frau.

Sie sagten keinen Ton, aber in ihren Augen stand nackte Angst.

»Habt keine Angst, ich bin ein Freund. Ich werde euch jetzt befreien. Seid leise, wenn ihr hier rausgeht und versucht, so schnell wie möglich das südliche Zolltor zu erreichen. Dort wartet der Schmied mit Pferden auf euch. Auch er steht auf unserer Seite. Los, beeilt euch!«

Ungläubig taumelten die Gefangenen die Treppe empor.

»Was ist mit den Stadtwachen und Gorins Männern?«

»Die Wachen habe ich schlafen geschickt, der Rest der Horde feiert im blauen Krug eure Gefangennahme.«

Im nächsten Augenblick verspürte ich eine sanfte Berührung an meinem Arm.

»Es ist schön, das du wieder da bist«, sagte Anila und musterte mich eingehend aus ihren dunklen Augen. Mein Herz begann heftig zu klopfen und für einen Moment lang vergaß ich bei ihrem Anblick das ganze Geschehen rings um mich herum. Ich fühlte ihre sanfte Berührung immer noch auf meinem Arm, sah ihre wohlgerundeten Formen deutlich vor mir und verfluchte mich innerlich für meine Unsicherheit und jenes seltsame Gefühl, das mir völlig neu war.

Als die Fingerspitzen ihrer Rechten beinahe zärtlich von meiner Stirn über den Nasenrücken bis zu meinen Lippen hinabstrichen, erstarrte ich förmlich.

Dann fasste Anila nach meiner Hand und wir verließen gemeinsam das Haus und rannten als letzte durch die weit geöffneten Flügel des Eingangstores auf das südliche Ende der Stadt zu.

In meinem Bauch tanzten Schmetterlinge und dort, wo mich Anila berührt hatte, schien meine Haut in Flammen zu stehen.

War ich tatsächlich in sie verliebt?

Genau in diesem Moment ertönte der schrille Warnruf!

Zwei Fährtensucher der Psa stolperten betrunken aus dem Schankraum des blauen Kruges heraus auf die Straße. Ihre Gesichter waren vom Wein gerötet, aber dennoch waren sie Krieger genug um

zu erkennen, was passiert war.

»Verdammt, was sind das denn für Gestalten?«, brüllte der Vordere.

»He, das sind doch unsere Gefangenen«, schrie der andere und seine Stimme überschlug sich fast dabei.

»Verflucht, welcher Idiot hat die denn freigelassen? Los, fang die Leute sofort wieder ein oder Kitu reißt uns die Köpfe ab.«

Danach drehte er sich abrupt um, lief zurück und brüllte in den Gasthof hinein.

»Alarm, die Gefangenen fliehen!«

Im nächsten Augenblick quoll Kitu zusammen mit seinen Männern, den Stadtwachen und den Fährtsuchern der Psa aus dem Eingang der Schenke.

»Fangt sie, jagt sie! Tötet sie, lasst sie ja nicht entkommen!«

Kitus Stimme überschlug sich fast vor Zorn und wie ein Kasten-teufel tanzte er in ohnmächtiger Wut auf dem hölzernen Vorbau der Schenke auf und ab.

Wir duckten uns in den Schatten der umliegenden Häuser und versuchten, unerkant aus Takone heraus zu kommen.

Die ganze Nacht hindurch hatten wir das Pferd über die Hügel gejagt, welche einer steinernen Mauer gleich das Land um Takone einschlossen. Wilbur und die anderen waren anscheinend längst schon Gorins Schergen entkommen und so blieb am vereinbarten Treffpunkt nur noch ein Pferd für uns beide zurück. Ich saß im Sattel, Anila dahinter, während sie beide Arme um meinen Leib geschlungen hatte, um nicht vom Pferd zu rutschen.

Aber wir kamen nur noch mühsam vorwärts.

Der nächtliche Gewalttritt und das zusätzliche Gewicht eines zweiten Reiters forderten unbarmherzig ihren Tribut von unserem Pferd. Der hochbeinige Wallach trabte immer schwerfälliger voran, ab und an stolperte das Tier, dann schwankte es wieder, dennoch lief das treue Pferd unbeirrbar weiter.

Aber ich wusste genau, dass es nicht mehr lange dauern konnte,

bis das Pferd endgültig am Ende war.

Ich schnalzte mit der Zunge und lenkte das Pferd mit einem leichten Schenkeldruck nach Süden, wo ich zwischen ein paar moosbewachsenen, verwitterten Felsen die schmale, dunkle Eingangspalte eines versteckten Seitentales entdeckte.

Ich folgte einem schmalen Pfad, der sich schlangengleich in südlicher Richtung durch die Hügel wandte, bis schließlich das kleine Tal mit einer alten Holzhütte in seiner Mitte direkt vor unseren Augen lag.

Das Haus war aus grob zurecht geschlagenen Baumstämmen errichtet worden.

Ich band das Pferd an einen Dornbusch an und betrat beinahe gleichzeitig mit Anila die Hütte.

Sie war leer und unbewohnt.

An der Nordseite stand eine breite Holzpritsche, in der Mitte des Raumes ein einfacher Tisch und drei Stühle. Der unebene Boden war mit Dreck bedeckt, den der Wind von unzähligen Jahren hier herein getragen hatte. Es roch nach altem Staub, Tierexkrementen und verrotteten Blättern und Zweigen.

Ich schüttelte mich.

Seit meiner Ankunft in Takone hatte ich kein Auge mehr zugetan und war so müde, dass ich auf der Stelle einzuschlafen drohte. Die Ereignisse der letzten Stunden, das Wiedersehen mit Anila, die Befreiung der Gefangenen und mein ungewisses Schicksal, das auf meiner Zukunft wie eine dunkle Wolke lag, das alles drohte mich aus den Stiefeln zu werfen.

Anila nahm mich an der Hand und führte mich auf das Bett zu.

»Wir sollten jetzt versuchen etwas zu schlafen. Spätestens gegen Mittag müssen wir weiter. Kitu wird so schnell nicht aufgeben.«

»Es gibt hier aber nur ein Bett«, warf ich kläglich ein.

»Stört dich das?«, fragte Anila und drängte mich sanft aber bestimmend auf die Holzpritsche.

Ich erwachte kurz vor Mittag.

Noch halb im Schlaf drehte ich den Kopf und sah einen nackten weiblichen Körper neben mir. Vorsichtig schwang ich die Beine aus dem Bett und zog mich an. Immer wieder beobachtete ich dabei die Schlafende, deren Brüste sich mit jedem Atemzug regelmäßig hoben und senkten. Anila schlief tief und fest, sie hatte mir an diesem Morgen gezeigt, dass es noch andere Dinge im Leben gab als Schwerter, Kampf und Tod. Mein Herz raste bei dem Gedanken an die vergangenen Stunden und ich war unfähig, einen klaren Kopf zu bekommen. Diese Hände, dieser Mund, ich erschauerte, als ich daran dachte, was Anila damit alles angestellt hatte. Ich schwebte förmlich aus der Tür der Hütte, als ich nach dem Pferd sehen wollte und hatte keine Augen für meine Umgebung. Ich vermeinte noch immer ihre heißen Lippen auf meiner Haut zu spüren und deshalb holte mich draußen die Wirklichkeit auch so brutal und schmerzhaft wieder ins wirkliche Leben zurück.

Ein dumpfes Knurren ertönte plötzlich direkt vor mir und im nächsten Moment sah ich auch schon die dunklen Umrisse eines riesigen Makahls, der sich langsam aus einem Gebüsch schälte. Das Pferd wieherte angstvoll, riss sich los und galoppierte zu meinem Entsetzen genau auf den fauchenden, brüllenden Makahl zu, der jetzt auf uns zuraste.

Ein Hieb seiner messerscharfen, krallenbesetzten Vorderpfoten erwischte das Pferd voll an der Hinterhand und schleuderte es zu Boden. Der Wallach fiel in den Sand und schlug mit wirbelnden Hufen durch die Luft.

Augenblicke später war das geifernde, weit aufgerissene Maul des Makahls bereits vor seiner Kehle und dann bohrten sich seine zuzschnappenden Kiefer tief in den Hals des Pferdes.

Ich reagierte sofort.

Augenblicklich zog ich mein Schwert aus dem Gürtel und als ich sah, wie aus dem Raubtiermaul das Blut aus dem zerfetzten Hals des Pferdes tropfte, sprang ich vorwärts. Als ich den Makahl erreicht hatte, hob ich das Schwert an und trieb die Klinge, ohne zu zögern, in das dunkle Fell des Raubtieres. Als der scharfe Stahl durch die zähe Fellhaut drang und das weiche Fleisch im Innern durchtrennte, gab der Makahl ein wahnwitziges Gebrüll von sich, ließ von dem

Pferd ab und drehte sich sofort zu mir.

Sein erster wütender Tatzenhieb zischte nur knapp an meinem zurückgezogenen Schwertarm vorbei, aber dann wurde ich vom nächsten Prankenschlag voll an der Hüfte getroffen. Nur der dicke Stoff meiner Hose und mein breiter, lederner Waffengürtel bewahrten mich davor, von den schrecklichen Krallen zerfleischt zu werden. Die Wucht des Hiebes ließ mich zurücktaumeln, während das verletzte Raubtier Anstalten machte, sich erneut auf mich zu stürzen.

Der Makahl war angeschlagen, er war verwundet, doch der Geruch von frischem Blut machte ihn rasend und zwang ihn, mich erneut anzugreifen. Sein ganzer Körper zitterte und in seinen gelblich schimmernden Augen stand pure Mordlust.

Dann sprang er wieder vorwärts.

In diesem Moment flog ein Schatten mit langen wehenden schwarzen Haaren an mir vorbei, tauchte unter dem Makahl hinweg und stieß sein Schwert mit aller Kraft von unten her nach oben in den Bauch des Raubtieres. Der Makahl krachte hart zu Boden und richtete sich taumelnd wieder auf. Blut strömte aus seiner Schnauze, als er die Zähne bleckte und uns anknurrte.

Der Schatten war nämlich niemand anderes als Anila gewesen. Dann durchlief ein Zittern den Körper des Tieres und der Makahl kippte einfach zur Seite weg. Seine Läufe zuckten noch einmal schwach und dann erlosch ganz plötzlich der Glanz in seinen Augen.

Langsam richtete ich mich auf und startete nachdenklich auf das verendete Raubtier. Der Hunger musste den Makahl schon sichtlich geschwächt haben, denn sonst hätte uns ein einzelnes Tier nicht so ohne weiteres angegriffen.

In diesem Moment begann Anila wild zu fluchen!

Uns hatte das Raubtier zwar nicht zu bezwingen vermocht, aber unser Pferd. Der hochbeinige Wallach lag unweit von mir sterbend am Boden. Seine weißen Augäpfel waren blutgeädert hervorgequollen, Schaumflocken lagen auf seinen geweiteten Nüstern und sein Hals war regelrecht zerfetzt. Mit geradezu gnadenloser Deutlichkeit wurde auch mir bewusst, dass wir uns nun ohne Reittier in den scheinbar unendlichen Weiten eines fremden Landes befanden.

Zudem saßen uns Männer im Nacken, die sicherlich über ausgeruhte Pferde verfügten.

Lange Zeit starrte ich wie benommen auf den nun toten Wallach, während Anila immer noch fluchte. Es war ihr deutlich anzumerken, dass sie Angst davor hatte, erneut Kitus Männern in die Hände zu fallen. Ich wusste zwar nicht, was bei ihrer Gefangennahme passiert war, aber es schien nichts Angenehmes gewesen zu sein. Als ich schließlich den Kopf hob und meinen Blick über das Land schweifen ließ, sah ich seitlich von mir den ersten Kol-Kol Raben links von der Hütte auf einem Dornbusch sitzen.

Der hässliche schwarz gefiederte Vogel hatte den Kopf etwas schief gelegt und starrte mich aus dunklen Augen ausdruckslos an, während drei weitere seiner Artgenossen krächzend und flügel-schlagend am blauen Himmel immer engere Kreise zogen.

Wie immer, wenn irgendwo in dieser Welt etwas Totes oder Sterbendes lag, witterten diese Aasfresser auch hier sofort die neue Beute. Nur wenige Augenblicke später tanzten bereits ein halbes Dutzend dieser düsteren Vögel flügel-schlagend und krächzend um die Kadaver der beiden toten Tiere.

Immer wieder hackten sie dabei mit ihren scharfen Schnäbeln nach den leblosen Körpern.

Ich bückte mich und meine Finger ertasteten einen handlichen Stein, den ich zielsicher einem der Aasfresser an den gefiederten Kopf warf.

»Verschwindet, ihr verdammten Totenvögel, noch gibt es hier nichts für euch zu holen.«

Verschreckt flatterten die Raben auf und zogen unter protestierendem Geschrei erneut ihre Kreise am mittäglichen Himmel.

»Wir müssen so schnell wie möglich von hier verschwinden«, sagte Anila. »Der Schwarm dieser geflügelten Aasfresser ist bei diesem wolkenlosen Himmel meilenweit zu sehen.«

Ich nickte betroffen. Kitu und seine Männer mussten schon blind sein, um dieses Zeichen zu übersehen.

Kampf oder stirb!

Mühsam zerrte ich unseren Proviantbeutel, die Wasserflasche sowie Anilas Bogen und eine Decke unter dem Körper des toten Pferdes hervor. Ich schulterte die beiden ersten Dinge, während sich Anila die Decke um die Hüften schlang, den Köcher mit den Pfeilen und den Kurzbogen auf den Rücken nahm.

Meine ganze linke Seite schmerzte noch immer von dem Tatzenhieb des Makahls, aber ich biss die Zähne zusammen und marschierte hinter Anila her.

Unser Weg führte durch das Tal hindurch immer tiefer in die Einöde des wilden Landes hinein. Die Stunden verrannen, die Sonne hatte längst ihren höchsten Stand erreicht und ihre weißgelben Strahlen trieben uns den Schweiß aus allen Poren. Beharrlich schritten wir immer weiter gen Süden, über karges Felsgestein hinweg und über bewaldete Anhöhen. Ziemlich erschöpft erreichten wir wenig später ein weiteres kleines, versteckt gelegenes Tal.

Ein schmaler Bach schlängelte sich dort von den Bergen aus kommend durch die Landschaft.

Hier und da war das Wasser hinter der dichten Dornenbuschwand, welche das Bachufer über das gesamte Tal hinweg verdeckte, deutlich gurgeln zu hören.

In einer Felsnische, die umgeben war von umgestürzten Baumstämmen und dichtem Gestrüpp, schlugen wir schließlich unser Lager auf. Es machte keinen Sinn, in der Dunkelheit in einem fremden Land herumzuirren. Vorsichtshalber verzichteten wir auf ein Feuer und so bestand unser karges Abendmahl lediglich aus trockenem Brot und dünnen Fleischstreifen, die durch Sonne, Wind und Wetter getrocknet hart wie Schuhleder waren. Dazu tranken wir das eisige Wasser aus dem nahen Bach.

Schließlich forderten die Strapazen der letzten Stunden ihren Tribut.

Wortlos kauerten wir uns tiefer in die Felsnische und schiefen augenblicklich ein.

Aber nicht lange, denn Krieger wie wir schiefen in einer un-

bekanntem und sichtlich feindseligen Umgebung selten tief und fest.

Es begann langsam zu dämmern, als ich aufsprang und angestrengt durch das Tal spähte.

»Was hast du?«, fragte Anila leise. Ganz offensichtlich war sie schon längere Zeit wach.

Ich zuckte mit den Schultern.

Ein seltsames Gefühl hatte Besitz von mir ergriffen. Obwohl sich vor meinen Augen nichts bewegte, außer einigen im Abendwind sich wiegende Gräser und dem gurgelnden Wasser des nahen Baches, wurde das unheimliche Gefühl, beobachtet zu werden, tief in meinem Inneren immer stärker.

Aus den Augenwinkeln heraus vermeinte ich eine plötzliche Bewegung im immer schwächer werdenden Tageslicht ausgemacht zu haben. Aber was immer es auch war, es war sofort wieder verschwunden.

»Verdammt!«, fluchte ich vor mich hin. »Sehe ich jetzt etwa schon Gespenster?«

Die nachfolgende Stille war von geradezu beängstigender Intensität.

Kein Lufthauch schien sich zu regen, kein Vogel flatterte flügel-schlagend durch die rasch hereinbrechende Dämmerung, kein Tier, kein Strauch schien sich zu bewegen. Plötzlich trat Anila neben mich und deutete mit einem erstickten Laut gen Osten.

Dort, auf einem flachen, mit Gras bewachsenem Hügel stand unvermittelt ein Mann.

Sein Gesicht war mit Pflanzenfarben beschmiert und auf seinem kahlrasierten Schädel thronte eine dunkelblaue Uniformmütze.

Der krummbeinige Psa im Dienst der Stadtwache von Takone war in zottige Fellkleidung gehüllt und in seinen Händen hielt er jetzt einen Bogen aus dunklem Holz. Ein Pfeil lag schussbereit auf der Sehne.

Der Mann sagte kein Wort, aber in seiner feindseligen Haltung lag die pure Lust am Töten.

Jetzt mussten wir kämpfen oder sterben.

Auf den nahen Hügelrücken entstand plötzlich Bewegung und im fahlen Licht der stetig tiefer sinkenden Abendsonne tauchten in dem Tal immer mehr Reiter in einer breit gefächerten Linie vor unseren Augen auf. Ich fluchte lauthals, als ich die Männer entdeckte. Erst zwei, dann vier, sechs und schließlich fast zwei Dutzend. Sie waren schon ziemlich nahe und trugen alle die dunkelblauen Uniformen der Wachen von Takone.

Die Männer sprangen augenblicklich von ihren Pferden und suchten sofort Deckung hinter irgendwelchen umgestürzten Bäumen oder herumliegenden Felsbrocken. Befehle wurden gebrüllt und in der klaren Abendluft drang der Klang ihrer Stimmen deutlich zu uns herüber.

Kurze Zeit später fauchten die ersten Pfeile heran und in dem kleinen Tal war plötzlich der Teufel los.

Wie wild gewordene Bienen umschwirrten uns die Geschosse der Angreifer.

Anscheinend wollten sie uns mit ihren Pfeilen regelrecht zudecken.

Kurz darauf ertönte ein scharfer Ruf und das Schießen hörte abrupt auf. In der nachfolgenden Feuerpause versuchten die Männer, näher an uns heran zu kommen.

Aber Anila hatte aufgepasst.

Entschlossen hob sie ihren Bogen und feuerte einen Pfeil ab.

Sie schoss nur zweimal und zielte dabei genau, denn sie wusste, dass ihre Pfeile nicht ewig reichen würden.

Einer der Angreifer, ein kleiner, gedrungener Mann bekam den ersten Pfeil voll in die Brust. Der Getroffene breitete beide Arme aus, so als wolle er fliegen und kippte dann einfach nach hinten weg. Sein dunkles Blut zeichnete ein hässliches Muster in den Sand. Mit dem zweiten Pfeil traf sie einen Mann, der so unvorsichtig war, sich neugierig aus seiner sicheren Deckung heraus zu wagen.

Die stählerne Pfeilspitze raste auf den Mann zu, wirbelte den Uniformierten einmal um die eigene Achse und schleuderte ihn wie eine willenlose Gliederpuppe in den sandigen Boden zurück. Die anderen drehten ab und sprangen wieder hastig in Deckung. Danach deckten sie uns sofort wütend mit ihren Pfeilen ein.

Anila und ich zogen den Kopf ein und duckten uns noch tiefer in unser Versteck, während über uns der Baumstamm, hinter dem wir in Deckung lagen, von den heranfliegenden Pfeilen förmlich zerhackt wurde.

Der Pfeilhagel dauerte einige Augenblicke an, dann blieben die Geschosse aus. Statt dessen tönte eine sonore Stimme durch die Dämmerung.

»Kommt hinter dem Baumstamm hervor, ihr Hunde!«

Wir schwiegen.

»Wenn ihr nicht rauskommt, holen wir euch«, rief die Stimme wieder.

Wir schwiegen erneut, sollten sie doch kommen und versuchen uns zu holen.

»Los doch, macht schon ihr verdammten Hunde«, knirschte ich böse. »Wir werden euch schon noch genügend Pfeile in eure verdammten blauen Uniformen schießen.«

Dennoch gab ich uns insgeheim nur noch geringe Chancen zum Überleben.

Wir hatten kaum Proviant bei uns, Anilas Pfeile würden auch nicht ewig reichen und mit jedem Atemzug rückten die Männer aus Takone ein Stück näher.

Ich hatte wirklich kaum noch Hoffnung. Dennoch suchte ich nach einem Ausweg, obwohl wir hier absolut in der Falle saßen. Unser Lager, nur umgeben von einer Handvoll winterharter Büsche und einigen wahllos herumliegenden Baumstämmen, bot auf die Dauer keinen Schutz gegen diese Übermacht.

Wenn die Männer von zwei Seiten aus gleichzeitig angriffen, saßen wir hier wie auf dem Präsentierteller. Ich dachte an das schroffe Felsmassiv in unserem Rücken und wusste genau, dass wir verdammt noch mal da hochkommen mussten.

Wenn wir hier blieben, waren wir wirklich verloren.

Nur dort oben im Schutz der Dunkelheit und zwischen den Felsen hatten wir noch die Möglichkeit, den Männern zu entkommen.

Anila war meinen Blicken gefolgt und nickte mir wissend zu.

Vorsichtig schob sie sich an den Rand jenes Baumstammes, hinter dem wir in Deckung gegangen waren, sah ein Schwert auf-

blinken und feuerte blitzartig zwei, drei Pfeile ab.

Augenblicklich ertönte ein schriller Schrei. Eine gedrungene Gestalt tauchte hinter den Felsen auf, taumelte vorwärts, stolperte und fiel kopfüber zu Boden.

Einen Augenblick lang herrschte gespenstische Stille.

Wir nutzen diesen Moment, drehten uns um und hetzten auf das Gewirr der nahen Hügel zu. Wir erklimmen einen Hang nach dem anderen und hasteten atemlos weiter.

Hinter uns ertönte wildes Geschrei.

Gorins Schergen waren offenbar aus ihrer Deckung gekommen und sprangen auf ihre Pferde. Ich rannte so schnell wie noch nie in meinem Leben, rannte, bis ich kaum noch atmen konnte und Seitenstiche bekam. Meine Lungen schienen zu platzen, schwarze Punkte tanzten vor meinen Augen, aber dennoch konnte ich bereits den Hufschlag hinter uns hören.

Dann kamen die Pfeile. Einer der gefiederten Todesboten riss dicht neben mir mit seiner Stahlspitze eine hässliche Furche in den Boden und wirbelte eine Sandfontäne in die Luft.

Ich warf mich mit Anila hinter den nächsten Felsen, ließ den Proviantbeutel und die Wasserflasche fallen und stellte mich mit erhobenem Schwert dem Unvermeidlichen. Die Männer waren keine hundert Schritte mehr entfernt und jagten mit halsbrecherischem Tempo auf uns zu. Sand und Staub wirbelten unter den Hufen ihrer Pferde auf und hüllte sie ein. Neben mir schoss Anila einen Pfeil ab, holte den nächsten aus dem Köcher und schickte auch ihn den Angreifern entgegen. Zwei Reiter stürzten noch aus dem Sattel, dann waren die anderen heran.

Ich sah ein blitzendes Schwert auf mich zurasen, verspürte einen mörderischen Schlag an der rechten Seite und *Gleichmacher* entfiel meinen Händen.

Ein Pfeil durchschlug meinen Arm und riss mich beinahe von den Beinen. Vor Schmerzen krümmte ich mich und bedeckte instinktiv mit der Rechten die verletzte Stelle, als wollte ich damit das Blut auffangen, das aus der Wunde zu Boden tropfte. Benommen richtete ich mich noch einmal auf. Der Schmerz trieb mir das Wasser in die Augen und wie durch einen Tränenschleier sah ich, wie mich die

Männer umringten. Die harte Spitze eines Reitstiefels traf mich ins Kreuz und ich wurde von der Wucht des Tritts zu Boden geschleudert. Ich bemerkte noch, wie ein weiterer Mann auf mich zuritt. Er hielt einen hölzernen Stab in den Händen, an dessen oberem Ende ein faustgroßer, ovaler Stein mit Lederriemen befestigt war. Es war ein Pogan, so nannte man die fürchterliche Waffe der Psa, die im Nahkampf als Schädelbrecher eingesetzt wurde.

Es war das letzte, was ich sah. Ich hörte Anila noch einen schrillen Schrei ausstoßen und dann wurde mein Bewusstsein einfach ausgelöscht wie eine Kerze im Wind.

Zeit zum Sterben

Irgendwann erwachte ich wieder.

Mein Schädel drohte bei jedem Atemzug zu platzen, kalter Schweiß stand auf meiner Stirn und ich hatte Mühe, mich nicht zu übergeben. Zitternd hob ich beide Hände und legte sie auf meine hämmernden Schläfen, während sich die dunklen Schatten vor meinen Augen langsam in feurige Kreise verwandelten. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis ich wieder klarer sehen konnte.

Ich lag allein auf einem mit Fellen ausgelegten Bett inmitten eines kleinen Zimmers.

Was war mit mir geschehen?

Wie lange war ich bewusstlos gewesen und wo bei allen Göttern war ich hier?

Schwer atmend richtete ich mich auf und schwang die Beine über den Bettrand. Ich setzte meine nackten Füße auf die ausgetretenen Holzdielen des Fußbodens und versuchte aufzustehen.

Augenblicklich hatte ich das Gefühl, als trete ein wilder Stier gegen meinen Kopf. Schweiß brach mir aus allen Poren und das Zimmer begann sich vor meinen Augen zu drehen.

In diesem Moment ging die Tür auf.

Im hellen Licht, welches von draußen ins Zimmer fiel, erkannte ich schemenhaft die Umriss einer Gestalt, die jetzt im Türrahmen

stand. Mein Bewusstsein drohte erneut zu schwinden und unwillig fuhr ich mir über die Augen, als könnte ich dadurch die Dunkelheit, die mich allmählich wieder umgab, abwischen.

»Du bist wohl verrückt geworden?«, sagte eine energische weibliche Stimme, die mir irgendwie bekannt vorkam. Weiche Hände umschlossen meine nackten Schultern und zogen mich sanft aber bestimmend wieder ins Bett zurück. »Wo bin ich hier?«, dachte ich noch, dann wurde es erneut dunkel um mich.

Als ich das nächste Mal aus meiner Ohnmacht erwachte, lag ich nackt unter weichen Fellen und bunt gewebten Decken, die meinen geschundenen Körper in mehreren Lagen fast vollständig bedeckten. Irgend jemand hatte mich gewaschen und meinen pochenden Schädel verbunden.

Eine flache Schüssel mit dampfender Brühe und einem Kanten Sauerteigbrot stand vor einem Tonkrug mit frischem Wasser auf einem Holzschemel neben meinem Bett.

Die Suppe war noch warm und dampfte.

Ich versuchte mich aufzurichten, aber dann fiel mir ein, dass ein wild gewordener Stier irgendwo hinter mir nur darauf wartete, mir wieder mit aller Kraft gegen meine Schädeldecke zu treten. Und richtig, bereits nach der ersten ruckartigen Bewegung hatte ich das Gefühl, als würde jemand meinen Kopf als Amboss benutzen. Also beschränkte ich mich darauf, meinen dröhnenden Schädel mit den Händen zu betasten und verzichtete auf das Aufstehen.

In diesem Moment betrat Anila das Zimmer.

Wortlos kam sie auf mich zu und kümmerte sich sofort um meinen schmerzenden Schädel.

Bevor ich irgend etwas sagen konnte, füllte plötzlich die massige Gestalt von Wilbur dem Schmied den Türrahmen meiner Kammer aus.

»Tut verdammt gut, dich wieder unter den Lebenden zu wissen, alter Junge.«

»Wo bin ich hier, was ist eigentlich passiert?«

Der Schmied trat an mein Bett und betrachtete mich nachdenklich.

»Das ist der Hof von Elric Hartstein, hier bist du in Sicherheit.

Gorins Männer werden es nicht wagen, uns hier anzugreifen, nicht nach den Ereignissen der letzten Tage.«

»Kann mir hier einer erklären, was geschehen ist, während ich weggetreten war?« Dabei sog ich scharf zwischen meinen zusammengepressten Zähnen die Luft ein, weil sich Anila meiner Meinung nach zu sehr mit meinem Brummschädel beschäftigte.

Wilbur lächelte mitfühlend.

»Was willst du wissen?«

»Alles, von dem Moment an, wo ihr mich gefunden habt.«

Nachdenklich fuhr sich der Schmied über seinen kantigen Schädel und seufzte.

»Das ist aber eine verdammt lange Geschichte.«

»Das ist mir egal, und jetzt raus mit der Sprache. Ich habe schließlich nicht den ganzen Tag Zeit.«

Der Schmied zog seine verschrammte Maiskolbenpfeife aus der Hosentasche, setzte sie umständlich in Brand und sog ein paar Mal kräftig daran. Würziger Tabakrauch erfüllte den Raum und Wilbur starrte nachdenklich auf das rot glühende Ende seiner Pfeife, als er zu erzählen begann.

»Während du die Gefangenen befreit hast, war es mir gelungen, noch ein paar andere Bewohner von Takone zu überreden, mir zu helfen. Ich hätte nie gedacht, dass so viele Leute in der Stadt nur darauf warteten, Gorin und seinen Männern eins auszuwischen. Leider wurden wir bei unserer Flucht getrennt. Es dauerte ziemlich lange, bis wir wieder eure Spur fanden und dann war es fast zu spät. Ihr habt der Bande aber ordentlich eingeheizt. Sie waren so mit euch beschäftigt, dass sie uns erst bemerkten, als wir praktisch schon auf ihren Füßen standen. Bei den Göttern, denen haben wir es dann aber ordentlich besorgt. So schnell erholt sich Gorins Bande nicht von dieser Schlappe.«

»Weiter, was geschah dann?«, drängte ich, als der Schmied verstummte, langsam ein paar genussvolle Züge aus seiner Pfeife nahm und dabei andächtig zusah, wie ein paar weiße, kreisrunde Rauch-

kringel zur Decke hin schwebten.

Der Schmied bedachte mich kopfschüttelnd mit einem nachdenklichen Blick und fuhr schließlich fort.

»Ohne die Unterstützung der Psa ist Gorin in Takone jetzt erledigt. Überall im Land sammeln sich die Unterdrückten und es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis man ihn davonjagt.«

»Jetzt aber genug geredet«, mischte sich Anila ein. »Thorak wird jetzt seine Suppe essen und danach versuchen wieder zu schlafen. Mit solchen Wunden ist nicht zu spaßen.«

Ich versuchte schwach zu protestieren. Es gab noch so vieles, was ich wissen musste, aber Anila hatte recht. Ich hatte die Schüssel nicht einmal zur Hälfte geleert, als ich erschöpft auf mein Lager sank und wieder einschlief.

Ich erwachte erst wieder am anderen Morgen und fühlte mich immer noch schwach und ausgebrannt. Aber die Zeit heilt bekanntlich alle Wunden und zwölf Tage später stand ich wieder am Fenster der Kammer und übte mit meinem Schwert.

Schweiß stand auf meiner Stirn und irgendwie fühlte ich, dass da noch so einiges fehlte, bis ich wieder der Alte war. Nachdenklich betrachtete ich *Gleichmacher*, der schwer in meiner Rechten lag.

»Ich behaupte immer noch, dass du verrückt bist, wenn du jetzt schon wieder mit dem Schwert übst«, unterbrach Wilburs Stimme meine Gedankengänge. Er stand mit verschränkten Armen im Türrahmen und hatte mich wahrscheinlich schon eine ganze Zeit lang beobachtet.

»Mach langsam, Thorak. Du tust niemandem einen Gefallen damit, wenn du morgen schon wieder auf der Nase liegst.«

Ich schüttelte den Kopf. Mein Gesicht wurde hart.

»Ich habe über vieles nachgedacht. Die Hunde der Psa werden mich jagen, solange ich lebe. Ich bin jetzt lange genug vor ihnen davongelaufen. Ich bin ein Berserker und es wird Zeit, dass die Psa spüren, mit wem sie sich da eingelassen haben. Aber ich werde nicht mehr davonrennen. Ab jetzt schlage ich zurück. Ab heute beginnt die Zeit des Sterbens!«

»Was hast du vor?«

»Ich bin der, der prophezeit wurde. Es wird Zeit, dass ich meinen

Weg gehe.«

Wilbur trat auf mich zu. Ein besorgter Ausdruck lag auf seinem kantigen Gesicht.

»Du bist noch viel zu schwach«, beschwor er mich. »Und du kennst die wirkliche Macht der Psa und ihrer Priester nicht.«

»Dann wird es Zeit, dass ich sie kennen lerne, und sie mich!«

Gegen Mittag des nächsten Tages saß ich im Sattel eines hochbeinigen Pferdes, *Gleichmacher* an meiner Seite, Proviant, Pfeil und Bogen am Sattelhorn und starrte auf Wilbur und jene Leute nieder, die mich aus den Klauen der Psa befreit hatten.

»Willst du es dir nicht noch einmal überlegen?«, fragte Wilbur und seine Stimme klang seltsam belegt.

»Du kannst bei uns bleiben, solange du willst.«

Ich schüttelte den Kopf und starrte auf Anila.

Erleichterung durchfuhr mich, als ich ihren Blick sah.

Ja, sie würde mich auch weiterhin begleiten, auch weiterhin an meiner Seite kämpfen.

»Denkt an mich, wenn ihr Gorin zum Teufel jagt und vergesst vor allem nicht, eure Schulden bei Hark zu begleichen«, rief ich noch, zog mein Pferd herum und ritt gen Süden. Dann drehte ich mich im Sattel und winkte ihnen zu.

»Komm Anila«, sagte ich.

Dämonenzauber

Steigbügel an Steigbügel ritt ich mit Anila stetig weiter gen Süden.

Wir mieden die Städte und Siedlungen entlang der Küste des blutenden Meeres und lenkten stattdessen unsere Pferde durch die spärlich bewachsenen Steppen des Hinterlandes. Über uns brannte die Sonne gnadenlos auf das Land herunter und der ständig vom Meer herüberwehende Wind blies uns den Sand der Steppe um die

Ohren. Dieser Staub war entsetzlich, er durchdrang einfach alles.

Man aß ihn, man trank ihn, man atmete ihn ein, ja man trug ihn wie eine zweite Haut und am Ende jeden Tages leerte man trotz zugeschnürter Reitstiefel immer noch mindestens eine Handvoll von diesem verdammten Sand aus seinen Schuhen.

Dennoch zogen wir all diese Strapazen dem bequemeren Handelsweg entlang der Hafenstädte vor. Mit Daak'Marn und Takone hatten wir zwar erst zwei der vielen Städte bereist, aber das, was uns dort alles widerfahren war, reichte aus, um uns davon zu überzeugen, dass es für unsere Gesundheit einträglicher war, wenn wir um den Rest der Siedlungen einen großen Bogen machten.

Am zehnten Tag nach unserer Abreise vom Hof derer zu Hartstein ließen wir die Sandsteppe hinter uns. Vor uns lag jetzt ein kahler Landstrich mit unzähligen kahlen Hügeln und noch kahleren Bergen, die sich hier und da wie weißgraue Steinmonumente in den stahlblauen Himmel reckten. Nirgendwo war auch nur ein Ansatz von Leben zu erkennen. Hier waren selbst die Bäume und Sträucher grau wie verwaschenes, altes Leinen.

Als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, zügelten wir unsere Pferde im spärlichen Schatten einer Felsengruppe. Die Luft flimmerte und der Wind war jetzt so heiß, als käme er aus einem Backofen.

Irgendwann, als die Schatten immer länger wurden und die glühende Sonne allmählich tief im Westen stand, erhob sich Anila und schüttelte ihre Glieder.

Obwohl wir uns ziemlich lange ausgeruht hatten, fühlte sie sich wahrscheinlich genauso zerschlagen wie ich. Das lange Reiten in der glühenden Sonne hatte unsere Knochen steif werden lassen. Der ständig wehende Wind mit dem feinen Staubschleier, der uns peitschte, trug ebenso wie mangelnder Schlaf ein übriges zu unserer Erschöpfung bei. Anila kümmerte sich gerade um die Pferde, als sich ihr Körper plötzlich versteifte. Über das Sattelhorn meines hochbeinigen Wallachs spähte sie gen Norden und ich sah, wie sich ihre Rechte um den Griff ihres Schwertes legte.

»Was ist los?«, fragte ich und richtete mich auf.

»Reiter«, sagte Anila und zeigte mir alle Finger ihrer Hände, zehn

Reiter also.

Rasch erhob ich mich und trat mit einem mulmigen Gefühl im Magen neben sie.

»Wir müssen sofort weiter!«, sagte sie und begann das Lager abzubauen.

Ich schätzte die Entfernung ab, welche die Reiter noch bis zu unserem Lager zurücklegen mussten. Viel Zeit blieb uns wirklich nicht mehr. Zumal die Reiter uns nun ebenfalls entdeckt zu haben schienen und ihre Pferde zu immer schärferem Tempo anstachelten. Mit jedem Atemzug rückten sie uns bedrohlich näher. Mit fliegenden Fingern brachen wir unser Lager ab, sprangen in die Sättel unserer Pferde und gaben den Tieren die Sporen.

Keinen Moment zu spät, sie waren höchstens noch zwei Pfeilschussweiten von uns entfernt.

Zehn Psa, deren schwarzes, glänzendes Haar von Stirnbändern aus Wildleder gehalten wurde. Sie hatten sich ihre breiten, sonnenverbrannten Gesichter mit einfachen weißen Kreidestreifen bemalt, was sie wie reitende Dämonen erscheinen ließ.

Ich gab die Zügel frei und mein Wallach schien förmlich über den Boden zu fliegen.

Die Psa waren jetzt bis auf ungefähr hundert Schritte an uns herangekommen. Sie jagten mit unvermitteltem Tempo weiter und schossen ihre Pfeile vom Sattel aus ab.

Staub wallte unter den Hufen ihrer Pferde auf und hüllte sie beinahe gänzlich ein.

Dennoch feuerte ich einen Pfeil ab, legte einen weiteren auf die Sehne und schoss erneut.

Einer der Psa stürzte aus dem Sattel, die anderen schwärmten aus.
Neben mir ritt Anila.

Sie schien mit ihrem Pferd verwachsen zu sein. Nur so konnte ich mir erklären, wie es jemand fertig brachte, sein Reittier nur mit den Füßen zu lenken, seinen Oberkörper zu drehen, um gleichzeitig im Sattel seines dahinjagenden Pferdes mit dem Kurzbogen einen Pfeil

nach dem anderen in die Leiber seiner Verfolger zu jagen.

Als der vierte Psa kopfüber aus dem Sattel stürzte und sich dabei mehrmals überschlug, bevor er brüllend im Sand liegen blieb, rissen die anderen ihre Pferde herum und verschwanden schweigend zwischen den kahlen Hügeln hinter uns.

Anila und ich jagten im Höllentempo weiter. Irgendwann lenkten wir unsere Pferde auf einen Tafelfelsen und spähten über das Land, welches im rötlichen Schimmer des Abendhimmels aussah, als hätte man es in flüssiges Kupfer getaucht.

Keine Menschenseele war mehr zu sehen.

Wir hatten es also wieder mal geschafft und waren den Psa erneut entkommen. Vorläufig jedenfalls, ich gab mich da keinen großen Hoffnungen hin. Über kurz oder lang würden wir bestimmt auf weitere Spährupps dieser gelbgesichtigen, krummbeinigen Teufel treffen.

»Wir bleiben hier!«, sagte Anila, führte ihr Pferd zwischen einige Felsbrocken und schlang die Zügel um den Stamm eines blattlosen, verdorrten Baumes.

»Hier?«

»Der Platz ist so gut wie jeder andere. Was gefällt dir daran nicht? Wenn das Abendleuchten erlischt, wird es hier so dunkel wie in einem Pferdehintern. Dann siehst du die Hand nicht vor Augen. Ich habe keine Lust, in absoluter Finsternis durch ein fremdes Gebiet zu wandern. Hier zwischen den Felsen kann jeder falsche Tritt tödlich sein. Frühestens kurz vor Sonnenaufgang haben wir wieder genug Licht.«

Ich nickte ergeben.

Anila hatte wieder einmal recht. Es war keinem von uns damit gedient, wenn der andere irgendwo in der Dunkelheit mit gebrochenen Knochen zwischen den Felsen lag.

Also sattelte auch ich ab, versorgte mein Pferd und machte es mir mit meiner Reitdecke zwischen den Felsen so bequem wie möglich. Aus Furcht vor der Entdeckung durch einen Spährupp der Psa verzichteten wir auf ein Lagerfeuer und so bestand unser Abendessen aus abgestandenen lauwarmem Wasser aus der Sattelflasche, etwas Hartbrot und geräucherten Fleischstreifen, die Anila ganz in der

Tradition der N'de unter dem Sattelleder mürbe geritten hatte. Anila übernahm die erste Wache und kurz nach dem Essen schlief ich ein.

Fernes Trommeln, das von einem dumpfen Gesang begleitet wurde, weckte mich.

»Hörst du das?«, fragte ich Anila, die von unserem Tafelfelsen herunter auf das dunkle Land starrte.

Die Kriegerin nickte.

»Das gefällt mir überhaupt nicht.«

Ich horchte auf.

»Wie meinst du das?«

»Sie wissen, dass wir irgendwo hier draußen sind, aber sie wagen sich nicht mehr in unsere Nähe. So langsam fürchten sie uns. Wir haben schon zu viele von ihnen getötet. Sie werden keinen offenen Angriff mehr wagen. Stattdessen werden sie versuchen, uns mit ihrer teuflischen Magie einzufangen. Hör genau zu! Mit Gesängen wie diesen beschwören sie ihre unseligen Götter. Sollten ihre Schamanen mit dem Dämonenzauber tatsächlich Erfolg haben, wird es für uns verdammt gefährlich.«

»Was sollen wir tun?«, fragte ich. Anilas Ausführungen hatten dafür gesorgt, dass ich schlagartig wach geworden war. Mit Handzeichen gab sie mir zu verstehen, dass ich ihr folgen sollte.

Der Mond stand einer silbernen Scheibe gleich hoch am Himmel, als ich ihr auf jenen Pfad folgte, der sich schlangengleich von unserem Tafelfelsen herab durch das Land wandte. Die Nacht war erfüllt vom Summen und Surren von Insekten, aber auch vom Trommeln und dem nasalen Singsang der Psa.

»Diese Nacht haben wir noch Ruhe vor ihnen. Sie werden ihre Wunden lecken und bis zum Umfallen singen und tanzen. Aber danach werden sie uns jagen, wenn es sein muss bis ans Ende der Welt.«

»Sollten wir deshalb nicht zusehen, dass wir so schnell wie möglich so viele Meilen wie möglich zwischen uns und die Psa bringen?«

Anila schüttelte den Kopf.

»Wir können nicht ständig vor ihnen davonlaufen.«

»Was hast du vor?«, fragte ich unbedarft. Aber als ich Anilas Mienenspiel sah, während sie in jene Richtung starrte, aus der die Trommeln der Psa erklangen, ahnte ich förmlich den kommenden Verdruss.

»In der Stunde vor Sonnenaufgang, wenn die Nacht allmählich vor dem heranbrechenden Tag flieht, lässt die Wachsamkeit eines jeden Menschen nach. Das ist einfach so, wahrscheinlich der Wille der Götter. Die Psa werden zudem noch müde von ihrer Tanzerei sein. Allein schon deshalb sollten wir es wagen.«

Ich ahnte bereits, was sie mir damit sagen wollte und schluckte meine nächste Frage herunter. Und richtig, einen Atemzug später erklärte mir Anila genau jenes Vorgehen, das ich unbedingt vermeiden wollte.

»Wir gehen nachher da runter und schnappen uns ihren Schamanen. Das wird die Bande davon abhalten, weiter auf unserer Spur zu reiten, denn kein Volk ist so abergläubisch wie die Hunde der Psa und gleichzeitig doch so hilflos, wenn man nur ihre Priester außer Gefecht setzt.«

Ich starrte in den Nachthimmel und rollte seufzend mit den Augen.

Anila war tatsächlich wild entschlossen, kurz vor Sonnenaufgang in das Lager der Psa zu schleichen, um dort deren Schamanen gefangen zu nehmen, zu töten, zu entführen oder sonst irgendetwas. Genaueres wussten wahrscheinlich nicht einmal die Götter.

Aber eines wusste ich. Die Wahrscheinlichkeit, diesen wahnwitzigen Plan zu überleben, war mit Sicherheit nicht größer als die eines Schneeballs auf einer glühenden Herdplatte.

Aber ich hatte keine Zeit mir darüber großartig Gedanken zu machen, denn schon bald darauf war es dann soweit.

All meine Stoßgebete zu den Göttern meiner Ahnen hatten nichts genutzt. Ich schwor mir insgeheim, sollte ich das tatsächlich überleben, würde ich meine Meinung über die alten Götter gründlich überdenken müssen.

Der neue Tag brach an.

Die Nebelschwaden am Fuße unseres Tafelberges lösten sich nach und nach auf und die ersten Strahlen der aufgehenden Morgensonne erhellten das Lager der Psa nur schwach.

Wie schattenhafte Gestalten schlichen wir auf das Lager zu.

Es war beinahe zu einfach, durch ihre Reihen zu spazieren, dachte ich, bis meine Augen einen Psa entdeckten, der neben einem Felsen lehnte und mit dem Rücken zu uns stand. Mit einem knappen Kopfnicken deutete mir Anila an, dass dieser Posten mein Problem war. Mit größter Vorsicht näherte ich mich dem Psa, legte meine Hand um den Griff meines Schwertes und im selben Moment, als ich die Klinge aus meinem Gürtel zog, wirbelte der Psa herum. Er hatte die Augen weit aufgerissen und die Finger seiner Rechten um den lederumwickelten Knauf seines Kurzschwertes gelegt.

Aber es blieb ihm keine Zeit mehr, die Waffe aus seinem Gürtel zu reißen. Mein Schwert sauste auf ihn herab und mit gespaltenem Schädel sank der Psa zu Boden.

Ich blickte mich rasch um.

Doch offenbar hatte keiner der Stammesgefährten die leisen Geräusche gehört, welche der Psa beim Sterben verursacht hatte.

Tod den Psa

Um uns herum lagen etwa ein Dutzend Psa in Decken gerollt und schliefen.

Ich wagte kaum zu atmen.

Auf meiner Reise ins Südländ hatte ich nämlich wahre Wunderdinge von ihnen gehört. Sie galten als die besten Reiter in diesem Teil der Welt und unbarmherzige Jäger, wenn es darum ging, eine Fährte aufzunehmen. Angeblich hörten sie sogar das Gras wachsen. Schon ein zu Boden fallendes Blatt vermochte diese wilden Krieger selbst aus dem tiefstem Schlaf zu wecken, angeblich!

Aber so langsam kam ich zu der Ansicht, dass dies anscheinend nur Legenden waren. Diese Psa hier waren bei unserer Verfolgung nach einem mehrtägigen harten Ritt erschöpft. Außerdem hatte sie

die nächtliche Tanzerei sicherlich auch mitgenommen und so schliefen sie, jeder in der Gewissheit von seinen Stammesbrüdern umgeben zu sein, tief und fest den Schlaf der Gerechten.

Am östlichen Ende des Lagers waren ihre Pferde an ein dickes Seil gebunden, welches man zwischen zwei blattlose, halb verdorrte Bäume gespannt hatte. Während im Osten der Schein der aufgehenden Sonne zaghaft durch den Fröhndunst schimmerte, wurde die Stille des anbrechenden Tages nur ab und an durch lautes Schnarchen unterbrochen. Plötzlich aber ertönte ein leiser, monotoner Singsang durch die morgendliche Stille.

Einen Steinwurf zu meiner Linken entfernt erkannte ich das schwache rote Glühen heruntergebrannter Holzscheite. Jenseits des kleinen Feuers saß eine zusammengekauerte Gestalt, die in den Schwaden des Morgennebels kaum zu erkennen war. Als Anila und ich näher an das Feuer kamen, sahen wir, dass es sich hierbei tatsächlich um einen Schamanen der Psa handelte. Magische Symbole wie Tierpfoten, Kürbissrasseln und bemalte Steine waren auf dem Boden ausgebreitet. Der alte Mann, der nur mit einem Lendenschurz bekleidet war, saß mit geschlossenen Augen inmitten dieser Dinge. Sein Oberkörper wiegte leicht hin und her und er war es auch, der diesen Singsang von sich gab.

Es war offensichtlich, das er sich in Trance versetzt hatte.

Ich verstand zwar nichts von alledem, was dieser Mann von sich gab, aber ein Gefühl sagte mir, dass von diesen Worten, die über seine Lippen kamen, etwas Bedrohliches, Unheimliches ausging.

»Sat-Kan, Miwok Sahila!«

Vorsichtig näherten wir uns dem Feuer. Im nächsten Moment brach der Singsang ab, die geschlossenen Lider des Schamanen hoben sich und er starrte uns feindselig entgegen.

Sein Gesicht war schweißüberströmt und in seinen Augen glühte Hass.

»N'de!«, fluchte er. Seine Stimme klang wie das Zischen einer gereizten Schlange.

»Lange genug habt ihr uns zum Narren gehalten und viele meiner Brüder getötet, aber damit ist jetzt Schluss. Ich habe mit unseren Göttern Zwiesprache gehalten und ich sage euch, meine Magie wird

euch hier und jetzt vernichten.«

Nach diesen Worten erhob sich der Schamane und deutete mit seinen knöchigen Armen auf uns. Ehe er aber seine Beschwörungen ausstoßen konnte, war Anila mit einem mächtigen Satz bei dem Mann. Ihr Schwert pfiß durch die Luft und der wuchtige Hieb endete in einem dumpfen Klatschen. Der Kopf des Schamanen flog durch die Luft, krachte zu Boden und rollte auf das Feuer zu.

Kalter Schweiß stand auf meiner Stirn, als ich mich umblickte.

Aber die schlafenden Psa lagen immer noch so da wie vorher. Nichts hatte sich verändert, kein Geräusch war hinzu gekommen, keiner der Psa war aufgewacht.

Inzwischen hatte Anila den Schädel des Schamanen ins Feuer geworfen und der Gestank von verbrennendem Fleisch breitete sich rasend schnell im Lager aus. Düstere Rauchschwaden stiegen auf, während wir so leise wie möglich aus dem Lager hasteten.

Als wir wieder auf unserem Tafelfelsen angelangt waren, erwachten die Psa. Wilde Schreie, Klagerufe und ein Heulen, das sich anhörte, als ob ein liebeskranker Wolf den Mond anjaulte, drangen zu uns herauf. Ich blickte nach vorne. Deutlich war zu erkennen, wie die Psa von Panik erfüllt ziellos durch das Lager rannten. Innerhalb von nur wenigen Augenblicken löste sich die Horde unserer Verfolger auf.

Die Psa verstreuten sich in alle Richtungen. Im Schein der aufgehenden Sonne sahen wir, wie sie zwischen den Bergen verschwanden. Es war alles so, wie es mir Anila vorausgesagt hatte. Ohne ihre Schamanen waren sie nichts weiter als ein Haufen gelbhäutiger, bemalter Wilder, die ein Krieger der N'de, selbst nur mit einem Holzprügel bewaffnet, in die Flucht schlagen konnte.

»Komm jetzt!«, unterbrach Anilas scharfer Ruf meine weiteren Gedanken. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass die Kriegerin bereits im Fellsattel ihres Pferdes saß und mir mit der Rechten die Zügel meines Reittiers vor das Gesicht hielt.

»Bis die Hunde der Psa mit einem neuen Schamanen wieder

unsere Spur aufnehmen, werden einige Tage vergehen. Die sollten wir nutzen, um weiter zu reiten. In zehn, elf Monden erreichen wir den Dunkelwald, dahinter beginnt dann schon das Land der N'de.«

Ohne auf eine Antwort von mir zu warten, riss Anila die Zügel herum, hämmerte die Hacken in die Seite ihres Pferdes und preschte mit einem Schlachtruf auf den Lippen nach Süden.

»Tod den Psa!«

Mit trüben Gedanken behaftet schwang ich mich in den Sattel und folgte ihr.

Ein neuer Schamane, eine neue Verfolgungsjagd und neue Kämpfe erwarteten uns. Spielte ich bei der Prophezeiung tatsächlich solch eine gewichtige Rolle, dass man mich jagte, offensichtlich sogar bis ans Ende der Welt? So sehr ich mir auch den Kopf zer-marterte, ich kam zu keiner befriedigenden Antwort. Nach einer Weile verdrängte ich die düsteren Überlegungen aus meinem Kopf und richtete meinen Blick nach vorne.

Die Rast hatte unseren Tieren gut getan und wir kamen zügig voran. Bereits gegen Mittag erreichten wir das Ende der grauen Felsenwüste und galoppierten über eine baumlose Steppe nach Süden. Irgendwo am Ende dieser topfebenen Graslandschaft, die sich scheinbar unendlich vor uns ausdehnte, lag der Dunkelwald. Das letzte natürliche Hindernis vor dem Land der N'de.

Ich rief mir Anilas Erzählungen wieder ins Gedächtnis.

Selbst ein geübter Reiter benötigte angeblich mindestens zwanzig Tage, um ihn zu durchqueren. Außer seiner gewaltigen Größe wartete der Wald mit seltsamen Tieren, noch seltsameren Pflanzen und einem geheimnisvollen Volk auf, das seit Urzeiten in den Wipfeln der Bäume hauste. Ein ungutes Gefühl bemächtigte sich meiner, je mehr Meilen wir zurücklegten. Immer, wenn Anila von einem weiteren Land erzählte, das wir durchqueren mussten, steckten wir schon bald bis zum Hals in Schwierigkeiten. Das war im Land der Mic-Mac so, im Sumpf und auch in den Hafenstädten entlang der Küste des blutenden Meeres. Für mich stand jetzt schon fest, dass wir in diesem seltsamen Wald zweifellos ebenfalls Ärger bekommen würden.

Den ganzen langen Tag hindurch ritten wir durch die Steppe, über Gras, Steine und Wurzeln entlang, bis wir uns schließlich einem Bach näherten. Vom Plätschern des Wassers und dem Rauschen des Windes abgesehen, war es beinahe totenstill. Lediglich das Schnauben unserer Pferde und unser lautes Atmen durchbrach die absolute Stille. Seltsam, dachte ich noch, weder von den Vögeln noch von all dem anderen Getier, das hier in dieser Grassteppe leben musste, kam irgendein Laut. Man konnte meinen, die Steppe hielt den Atem an.

Als wir unsere Pferde auf das steinige Bett des Wassers zu- lenkten, durchbrach wildes Geschrei die unnatürliche Stille. Die Steppe zu unserer Linken spuckte plötzlich eine Horde bemalter Zwerge aus. Sie waren, von Lendenschurzen, Federn und eingeflochtenen Knochen im Haar abgesehen, völlig nackt.

Ihre Körper waren mit Pflanzenfarben beschmiert, und mit Messern, Lanzen und Äxten stürmten sie auf uns zu. Gellendes Kriegsgeschrei, das an das Bellen von Hunden erinnerte, hallte über die Grassteppe.

Dann waren die Psa heran!

Sie waren zu sechst. Heulende, geifernde Gestalten, die uns sofort mit erhobenen Waffen umkreisten.

Wo bei allen Göttern kamen diese Männer her? Doch schon im nächsten Augenblick war ich zu sehr damit beschäftigt, mich ihrer Angriffe zu erwehren, als dass ich mir weitere Gedanken über die Psa machen konnte. Wild entschlossen stürmte ich zwischen die Wilden und zog mit meinem Schwert todbringende Kreise. Der vorderste der Angreifer blieb plötzlich stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen. Dann griff er sich mit beiden Händen an die Brust und sank brüllend zu Boden. Der nächste Schwerthieb traf einen weiteren Psa mitten in die Stirn.

Der Mann hatte plötzlich kein Gesicht mehr.

Gleichmacher hatte ihm den halben Kopf zerschmettert und der Krieger war schon tot, noch ehe sein untersetzter Körper auf dem grasbewachsenen Steppenboden aufschlug. Aus den Augenwinkeln

heraus bemerkte ich, wie Anila den hölzernen Schädelbrecher eines weiteren Psa mit solcher Gewalt parierte, dass die primitive Waffe eine Handbreit über dem Griff in tausend Stücke zerbarst. Ihr nächster Schwerthieb verwandelte das Gesicht des Angreifers in eine blutige, umherspritzende Masse aus Knochen, Haut und rotem Lebenssaft.

Die Reihe der Psa brach und der Kampf neigte sich dem Ende zu.

Schließlich verstummte das Klirren unserer Waffen und erst, als ich erschöpft meine Schwerthand sinken ließ, bemerkte ich das halbe Dutzend blutender Gestalten, die leblos im Gras der Steppe lagen.

Geflügeltes Grauen

Es war bereits Nacht, als wir auf den Bauernhof stießen.

Das Anwesen lag am Fuß einer kleinen Anhöhe, die in dem völlig ebenen Grasland fast schon wie ein Berg anmutete. Bleiches Mondlicht lag über den vier u-förmig ausgerichteten Gebäuden und spiegelte sich in den Fensterscheiben des Wohnhauses. Wie hungrige Makahls starteten wir durch die Nacht auf den Hof. Uns ging es nicht besonders. Hunger wühlte in unseren Eingeweiden, unsere Wasserflaschen waren leer und bleierne Müdigkeit steckte uns in den Knochen. Wir waren seit dem Kampf mit den Psa ununterbrochen im Sattel und hatten eine Menge Staub geschluckt. Wir waren mit unseren Kräften fast am Ende, auch unsere Pferde waren völlig ausgepumpt. Die Flanken der Tiere glänzten im Mondlicht vor Schweiß. Alle, Mensch wie Tier, waren erledigt und deshalb kam uns das Erscheinen dieser bäuerlichen Ansiedlung wie ein Wink der Götter vor.

Alles, was wir benötigten, lag vor uns.

Auf diesem Hof gab es Essen und Wasser, eventuell auch einen Krug voll saurem Wein. In der Scheune erwartete uns mit Sicherheit ein duftendes weiches Heulager und unsere Pferde konnten bestimmt mit einem Trog voll frischem Körnerfutter rechnen.

»Auf was wartest du noch, Anila? Für einen Beutel voll Silberlinge wird uns der Bauer sicherlich fürstlich bewirten. Ich glaube

kaum, dass er in dieser Einöde sonst viel Gelegenheit hat, zu Geld zu kommen.«

Ich wollte schon meinem Pferd die Hacken in die Flanke schlagen und losreiten, als mich ein Blick in Anilas düsteres Gesicht davon abhielt.

»Was ist los mit dir?«

Die Kriegerin zuckte mit den Schultern.

»Weiß nicht, irgendein Gefühl sagt mir, dass wir uns diesem Hof vorsichtig nähern sollten. Vielleicht wollen die Leute dort gar keinen Besuch.«

Ich fügte mich seufzend in mein Schicksal, rutschte vom Rücken meines Pferdes und setzte mich steifbeinig in Bewegung. Das Pferd zog ich an den Zügeln hinter mir her. Bald schon hatte ich Anila, die mir ein paar Schritte voraus war, eingeholt. In meinem Magen knurrten mindestens tausend hungrige Makahls und ich konnte es kaum noch erwarten, dort an der Haustür anzuklopfen, um nach Essen zu fragen. Der Hof lag schlafend im fahlen Mondlicht. Kein Leben schien sich dort zu regen, selbst die umzäunten Viehkoppeln neben den Häusern waren leer. Seltsam, ein Bauernhof so ganz ohne Tiere?

Allmählich verstand ich Anilas mulmiges Gefühl.

Als wir die leeren Koppeln erreicht hatten, erkannte ich einen kleinen Anbau am ersten Haus. Das Ganze sah wie ein stabiler Käfig aus. Bevor ich aber weiter über den Sinn und Zweck dieses Anbaus nachdenken konnte, sprang in dem Käfig ein gewaltiger Schatten hoch und im nächsten Moment begann ein Hund wie verrückt zu bellen.

Im Haupthaus des Bauernhofes flammte ein Licht auf. Der Hund bellte wie rasend. Es war ein riesiges Tier, das sich wütend gegen die Holzstäbe seines Zwingers warf. Als wir den Käfig passierten, riskierte ich einen kurzen Blick hinein. Der Anblick ließ mich frösteln.

Der Hund war fast so groß wie ein Hirschkalb. Er hatte die

Lefzen hochgezogen und seine gewaltigen Zähne gefletscht. Seine Augen waren blutunterlaufen und das Tier war kurz davor durchzudrehen.

Wir hasteten gerade noch in den Schatten eines überhängenden Scheunendaches, als im Haupthaus die Tür aufging. Wir pressten uns förmlich an die Außenwand des Hauses, hielten den Atem an und lauschten. Eigentlich war unser Versteck jämmerlich, sobald sich jemand nämlich mehr als nur zwei Schritte vom Haupthaus entfernte, würde er uns unweigerlich entdecken.

Aber eine andere Deckung gab es im Moment nicht. Nur die Götter wussten, was uns hier erwartete.

Stiefeltritte wurden laut.

»Ist da jemand?«, brüllte ein Mann. Sein Rufen ging fast im Bellen des Hundes unter. Dann erkannte er wahrscheinlich die Umrisse unserer Pferde, die sich im Gegensatz zu uns nicht so ohne weiteres im Schatten des Hauses verbergen ließen. In seiner Stimme schwang plötzlich Nervosität mit.

»Wer ist da?«, kreischte er. »Zeigt euch, oder ich lass den Hund raus.«

Mit einem Satz sprang Anila um die Ecke des Hauses. Ich folgte ihr augenblicklich.

Der Bauer blieb wie angewurzelt stehen, als wir unvermittelt vor ihm auftauchten. Er war ein mittelgroßer Mann mit breiten Schultern und einem sonnenverbrannten Gesicht. Jetzt trug er nur eine fadenscheinige Leinenhose, die mit einem Kälberstrick anstelle eines Gürtels um die Hüften herum zusammengebunden war. Sein Oberkörper war nackt und das Haar stand ihm wirr vom Kopf ab. Es war offensichtlich, dass wir ihn mit unserem Auftauchen aus tiefstem Schlaf geweckt hatten.

In seinen Händen hielt er eine zweischneidige Axt.

Aber die nutzte ihm jetzt nichts. Anila presste ihm die Spitze ihres Schwertes gegen seine Kehle, worauf ein paar rote Tropfen seine Brust nässten. Ich trat von der Seite heran auf ihn zu und nahm ihm die Axt aus den Händen. Er ließ es widerstandslos geschehen.

»Ins Haus!« bellte Anila.

Der Bauer nickte hastig und drehte sich um. Im Flur des Hauses

brannten ein paar Kerzenstummel, die leidlich Licht spendeten. Links und rechts erkannte ich einige Türen und aus einer dieser, sie war nur angelehnt, ertönte plötzlich eine Frauenstimme.

»Was ist los, Ardo? Warum bellt der Hund so?«

Die Tür öffnete sich und in ihrem Rahmen erschien eine junge Frau mit wallendem Haar und einem weit ausgeschnittenen, weißen Leinennachthemd. Als sie uns sah, stieß sie einen spitzen Schrei aus.

»Herkommen!«, befahl Anila und winkte mit ihrem Schwert.

Das Frau näherte sich uns ängstlich. Sie und ihr Mann wirkten zusehends verschüchtert, beide waren ziemlich blass und deutlich war die Angst in ihren Gesichtern zu erkennen.

»Sind noch mehr Leute im Haus?«

Anila deutete mit der Schwertspitze auf die anderen Türen im Hausflur.

Die Bäuerin schüttelte den Kopf und antwortet schnell.

»Außer uns lebt niemand mehr auf dem Hof. Nur hinten links in dem Zimmer schläft meine Tochter Felice. Sie ist erst acht, bei den Göttern, verschont wenigstens sie.«

»Wenn du lügst, wird deine Tochter dafür büßen. Vorwärts, zeig uns die Küche.«

Die beiden gingen mit gesenktem Kopf voraus und nach wenigen Schritten standen wir in einem lang gezogenen Raum, in dem sich eine Feuerstelle und eine primitive Wasserpumpe befanden. Auf Anilas Befehl hin setzten sich die Bauern an einen einfach gezimmerten Tisch, der sicherlich fast die Hälfte des Raumes einnahm. Während Anila mit dem Schwert sämtliche Schränke, Schubladen und Türen öffnete, musterte ich das Bauernpaar genauer. Es war ganz offensichtlich, dass die beiden völlig harmlos waren. Wenn wir weiter unbehelligt durch dieses Land reisen wollten, konnten wir es uns meiner Meinung nach nicht schon mit den ersten Siedlern verdienen.

Deshalb versuchte ich sie zu beruhigen.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte ich ruhig. »Wir tun Ihnen nichts, wir sind lediglich auf der Durchreise. Wir haben Hunger, wir wollen etwas zu essen. Wir bezahlen auch dafür.«

Die beiden antworteten nicht. Sie starrten mich lediglich aus

großen Augen furchtsam an.

»Verdammt, wir haben Hunger, wir bezahlen auch dafür!«, brüllte Anila ungeduldig, als sich die beiden weiterhin nicht regten. Dann knallte sie mit der Rechten ein paar Silbermünzen auf die blank gescheuerte Platte des Tisches und starrte die Bauern aus funkelnden Augen an.

»Reicht das für zwei Teller mit Eiern und Speck oder muss ich noch etwas dazulegen?«

Der Bauer schüttelte den Kopf.

Seine Frau erhob sich, ging zur Kochstelle und entfachte ein Feuer.

Dort hantierte sie mit Töpfen und Pfannen und geraume Zeit später lag der Duft von gebratenen Eiern, ausgelassenem Speck und warmem Brot in der Luft. Mir lief das Wasser im Mund zusammen und ich konnte es kaum erwarten, endlich einen wohlgefüllten Teller vor mir stehen zu haben. Als die Frau uns das Essen servierte, krümmte ich mich fast vor Hunger zusammen.

Der Bauer fasste seine Frau an den Händen und blieb mit ihr vor der Feuerstelle stehen, während wir regelrecht über das Essen herfielen.

»Ihr kommt wohl nicht aus der Gegend?«

»Wir sind nur auf der Durchreise. Wir wollen weiter nach Süden, aber ein paar Psa machten uns Schwierigkeiten.«

Die Frau begann plötzlich zu zittern. Im Gesicht des Mannes spiegelte sich wieder Angst, aber eine andere Angst als bei unserem Erscheinen.

»Bei den Göttern...«

Er trat einen Schritt auf uns zu.

»Zurück!«, sagte Anila scharf und hob ihr Schwert.

»Ich gebe euch, was ihr wollt, aber geht, geht bitte schnell.«

Anila schüttelte den Kopf.

»Wir gehen, wenn es uns passt. Jetzt wollen wir erst einmal essen.«

Ardo machte sich vor Angst fast in die Hosen.

»Bei den Göttern«, jammerte er und schlug die Hände vors Gesicht.

»Die Psa werden uns das Haus über dem Kopf anzünden. Ich habe mir nie etwas zu Schulden kommen lassen, ich muss mit den Psa leben. Wenn sie erfahren, dass ihr bei uns Rast gemacht habt, werden sie mich töten. Was soll dann aus meiner Frau und meiner Tochter werden?«

»Halt dein Maul, du Memme«, fuhr ihn Anila ärgerlich an.

»Diese Hunde sind uns schon seit vielen Monden auf den Fersen und wenn sie uns erwischen, werden wir wahrscheinlich viergeteilt oder landen in ihren Kochtöpfen. Aber jammern wir deshalb?«

»Wenn Sie hier in ständiger Angst vor den Psa leben, warum ziehen Sie dann nicht in eine der Hafenstädte an der Küste?«, mischte ich mich in die Unterhaltung ein.

»Unter den vielen Menschen dort sind Sie und ihre Familie doch relativ sicher.«

Der Bauer starrte mich entgeistert an.

»Du weißt nicht, was du da erzählst, mein Junge. Keiner, der hier lebt, kann dieses Land so einfach verlassen. Es sind nicht nur die Psa alleine, die wir fürchten, sondern auch etwas, das wir das geflügelte Grauen nennen.«

Jetzt wurde ich hellhörig.

Aber schon im nächsten Moment trat Ardos Frau zwischen uns und beschwor ihren Mann eindringlich.

»Sei still oder willst du, dass er wiederkommt? Denk an deine Tochter.«

Bevor ich mir einen Reim auf das seltsame Gerede der beiden machen konnte, begann im Zwinger der Hund erneut wie wild zu kläffen. Dann war ein seltsames Rauschen zu hören, Holz splitterte und kurz darauf gellte ein Laut durch die Nacht, bei dem sich mir sämtliche Nackenhaare aufstellten.

Ardo stieß einen erstickten Schrei aus.

»Wir sind verloren, der Xlingit ist wieder da!«

Ohne zu zögern, riss ich mein Schwert aus dem Gürtel und stürmte aus der Tür.

Duell im Mondlicht

Als ich aus der Tür stürmte, tauchte draußen im Mondschein plötzlich ein unförmiger Schatten auf.

Hinter mir begannen Ardo und seine Frau gellend zu schreien.

Im hellen Licht des Mondes, der wie eine silberne Scheibe fast senkrecht am Himmel stand, erkannte ich eine gigantische, menschenähnliche Gestalt, die rasend schnell auf mich zukam. Ich hörte noch Anilas erstickten Warnruf, doch schon im nächsten Augenblick starrte ich geradewegs in eine Fratze des Wahnsinns. Vor mir stand eine Kreatur, die unmöglich von dieser Welt stammen konnte. Ihr quadratischer Schädel, der praktisch nur aus einem einzelnen, wässrigen Auge und einem riesigen Schlund voll geifernder, dunkler Zähne bestand, saß auf einem gewaltigen Körper mit zwei säulenartigen Beinen, unter deren stampfenden Schritten der Boden erzitterte. Die beiden ausgebreiteten Flügel, die aus seinen Schulterblättern wuchsen, erklärten mir eindringlich, warum man dieses Wesen das geflügelte Grauen nannte.

Vier Arme, an deren Enden dreifingrige Klauen saßen, woben vor meinen Augen ein Netz des Todes. Ich sprang zur Seite. Innerhalb eines Atemzuges wurde mir klar, dass mein Leben verwirkt war, sollte mich eine dieser umherzuckenden Krallenhände treffen.

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich rechts von mir den Anbau mit dem Hundezwinger, genauer gesagt das, was noch davon übrig geblieben war. Die armdicken, hölzernen Gitterstäbe lagen wie ein Bündel achtlos ausgerissener Grasbüschel im Hof herum und der riesenhafte Hund, der uns beim Eintreffen auf dem Anwesen am liebsten an die Kehle gegangen wäre, lag jetzt mit zerschmettertem Leib unmittelbar neben mir. Genau genommen war es geradezu albern, auf was ich alles achtete, während diese Schreckensgestalt immer näher auf mich zukam. Aber im Angesicht des Todes hat wohl niemand mehr die Zeit für bewusste Überlegungen.

»Endlich ist es soweit!«, ertönte eine unwirkliche Stimme aus dem Schlund der Kreatur.

»Der Tag der Entscheidung ist gekommen. Ich, der Xlingit, werde

den Träger dieses verfluchten Schwertes vernichten.«

Ich verstand zwar nicht ganz den Sinn dieser Worte, aber ich bemerkte sehr wohl, wie etwas Unheimliches, Fremdes nach meinen Gedanken zu greifen schien und versuchte, Herrschaft über meinen Geist und meinen Körper zu erlangen.

Verzweifelt blickte ich mich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Aber es gab kein Entkommen, in wenigen Augenblicken würde mich das Monster erreichen und dann...

Ich hob mein Schwert, als eine der Krallenhände auf meine Brust zuraste. *Gleichmacher* begann in meinen Händen förmlich zu vibrieren. Als die Klauen auf die Klinge trafen, gab es ein Geräusch, als schlage Eisen auf Eisen. Die Wucht des Hiebes ließ mich zurücktaumeln. Schwankend hob ich mit beiden Händen erneut mein Schwert, um den nächsten Angriff abzuwehren. Dabei wurde mir mit erschreckender Deutlichkeit klar, dass das Ungeheuer stärker war als ich und seine Klauen mir den Tod bringen würden, sollte nicht ein Wunder geschehen. Ich parierte einen weiteren Angriff der Krallenhände und taumelte erneut rückwärts.

Die Kreatur kam immer näher.

Die dunklen Zähne in dem geifernden Schlund öffneten und schlossen sich klackend, während der stinkende Atem der Bestie in meiner Nase brannte. Mit ausgebreiteten Armen machte das Alptraumwesen Anstalten, sich auf mich zu werfen, als plötzlich etwas zwischen uns stürzte.

Taumelnd sah ich eine vor Wut bebende Gestalt, deren Glieder im Mondlicht wie Elfenbein schimmerten. Deutlich erkannte ich die Umrisse ihres wohlgeformten Körpers, das Glühen ihrer Augen und ihre sinnlichen, leicht geöffneten Lippen, während sie sich schreiend zwischen mich und das geflügelte Ungeheuer warf.

Einen Moment lang schien der Angriff der Kreatur ins Stocken zu geraten. Aber nur für einen Moment, während das Auge der Bestie kurz zwischen mir und dem neuen Gegner umherzuckte. Dann schossen die Klauenhände vor und jene Gestalt, die sich so selbstlos

zwischen mich und das geflügelte Grauen gestellt hatte, wurde wie eine willenlose Gliederpuppe über den Hof geschleudert.

»Anila!«, brüllte ich.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, in einem See aus Eiswasser zu baden.

Mit anzusehen, wie Anila verletzt wurde, erweckte in mir eine unbeschreibliche Wut. Ohne über die Folgen nachzudenken, stürmte ich schreiend auf die Bestie zu. Etwas traf meine Stirn und einen Augenblick später lief mir das Blut über die Augen und machte mich fast blind. Dennoch stieß ich *Gleichmacher* nach vorne und konnte deutlich spüren, wie sich die Klinge durch Haut, Fleisch und Knochen fraß. Ich blieb stehen, blinzelte und schüttelte das Blut aus den Augen und was ich sah, war einfach unglaublich.

Das grässliche Maul des Ungeheuers verzog sich in wildem Schmerz. Als ich die Klinge aus dem Leib der Kreatur zog, sah ich, wie das Blut in einem gewaltigen Schwall aus ihm herausströmte. Der Blick aus seinem milchigen, wasserhellen Auge verschleierte sich zusehends und wurde glasig. Die vier Klauenhände verkrampften sich und das Ungeheuer ging langsam in die Knie.

Als der Leib des Dämons den Boden berührte, schien dieser zu zerschmelzen. Nach und nach löste sich der gigantische Körper in eine schleimige, glitschige Masse auf, welche den Boden des Hofes überzog, um schließlich vor meinen Augen zu Staub zu zerfallen.

Ich hatte dieses Duell im Mondlicht endgültig für mich entschieden.

Benommen schritt ich auf Anila zu, die mich aus weit aufgerissenen Augen anstarrte.

»Bei den Göttern«, keuchte sie. »Du hast diesen Dämon wahrhaftig bezwungen.«

Ich nickte und atmete hörbar aus. Zum ersten Mal verspürte ich den Hauch der Prophezeiung. Es gab da anscheinend ein paar Dinge zwischen Himmel und Erde, die ich erst langsam begriff. Dennoch hatte ich das Gefühl, dass die Welt nach dem Tod dieses Dämons nicht mehr so sein würde, wie sie einst vorher war. Langsam wandte ich mich um und ging wieder zum Haus zurück. Anila folgte mir humpelnd und Ardo und dessen Frau traten stumm zur Seite, als wir

beide durch den Hauseingang traten.

»Ich habe Hunger«, krächzte ich noch. »Und ein Krug mit saurem Wein wäre auch nicht schlecht.«

Dann wurde mir schwarz vor Augen.

Kurz, bevor ich zu Boden krachte, versuchte ich, noch etwas zu sagen, aber mehr als ein trockenes, unverständliches Rasseln kam nicht mehr aus meiner Kehle.

Stimmengewirr drang an mein Ohr, als ich wieder die Augen öffnete.

Anila, meine Gefährtin, Ardo, dessen Frau und ihre Tochter drängten sich allesamt um mein Bett, fuchtelten mit den Armen und redeten fragend durcheinander.

»Wasser«, krächzte ich, bis mir jemand einen tönernen Becher an die Lippen hielt. Ich trank wie ein Verdurstender. Danach sank ich wieder in die Kissen zurück. Man hatte meine Wunde an der Stirn versorgt und mir einen Verband einem Turban gleich um den Kopf gewickelt.

»Was gibt es da zu glotzen?«, sagte ich unwirsch, während die drei mich aus weit aufgerissenen Augen musterten.

»Bei den Göttern, noch nie ist es jemandem gelungen, die Kreatur des Geflügelten zu bezwingen. Woher kommt ihr? Einfache Reisende seid ihr jedenfalls nicht.«

Anila lachte und erzählte von unseren bisherigen Abenteuern. So entstand nach und nach so etwas wie Vertrauen zwischen Ardo, seiner Familie und uns.

»Glaubt nur die Hälfte von dem, was diese Kriegerin erzählt. Ohne mein Schwert wären wir alle wohl längst schon tot«, warf ich irgendwann lachend ein.

»Bei allen Göttern!«, entgegnete Anila »Damit hat dieser Bursche auch noch recht. Ohne das Schwert wären wir beide jetzt nicht hier.«

»Darf ich diese Waffe einmal sehen?«, flüsterte der Bauer schließlich ergriffen und streckte beide Hände aus, als ich ihm *Gleichmacher* zeigte.

Wohlwollend übergab ich ihm meine Waffe.

Ardo schrie plötzlich auf, die Klinge klirrte zu Boden, der Bauer schlug beide Hände vor das Gesicht und fiel auf die Knie.

»Die Götter mögen uns schützen!«, kreischte er und alle im Raum hielten plötzlich schauernd den Atem an. Von der Klinge meines Schwertes stieg ein milchig weißer Schleier empor, in dem sich die Schatten von Geschöpfen abzeichneten, die so grauenhaft und bedrohlich anzusehen waren, dass manch anderer bei diesem Anblick wohl den Verstand verloren hätte.

Der Bauer warf mir das Schwert vor die Lagerstatt und wich mit einem wilden Schrei zurück. Verwundert starrte ich der Familie nach, die kreischend aus dem Zimmer flüchtete. Anila und ich blickten uns betroffen an. In dem Raum herrschte plötzlich eine geradezu erdrückende Stille. Bis wir den Hof verließen, ließ sich niemand mehr aus der Familie blicken.

Als im Morgengrauen das Anwesen hinter uns lag, kam plötzlich Wind auf, Blitze zuckten am Himmel und eine Art Dauerregen fiel über das Land. Die Reise in den Dunkelwald hätte nicht düsterer beginnen können, dachte ich noch, dann traf mich der Regen voll ins Gesicht, während mein Pferd durch den aufgeweichten Boden trabte.

Im Dunkelwald

Hell und warm brannte die Sonne auf das Land herab, während wir unsere Pferde am kiesbedeckten Ufer eines Baches zügelten und sie tränkten. Die große Steppe lag hinter uns, jetzt begann das Land wieder hügeliger zu werden. Am Horizont waren Felsen aufgetaucht und hier und da waren vereinzelte Bäume als erste Vorboten des Dunkelwaldes zu sehen. Ein leichter Wind trug uns den Harzduft von Schwarztannen, Kiefern und Nadelholz entgegen.

Aufmerksam blickte ich in die Runde.

Beinahe übergangslos verschmolz vor uns die Graslandebene mit

dem hügeligen Randgebiet des geheimnisvollen Waldes. Was würde uns dort wohl erwarten?

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, dass mich Anila inzwischen irgendwie seltsam musterte.

»Was ist los?«, fragte ich etwas unwirsch, obgleich ich Gefallen daran fand, wie sie mich ansah.

»Ich habe Angst.«

»Wie meinst du das?«, entgegnete ich etwas irritiert.

»Ist dir nicht aufgefallen, dass die Gefahr durch die Psa immer größer wird, je näher wir dem Land deines Vaters kommen? Zuerst waren es nur umherstreifende Kriegerbanden, die sich auf deine Spur gesetzt hatten, dann kamen ihre Schamanen und Zauberer hinzu und vor wenigen Tagen hetzten sie sogar einen ihrer Dämonen auf dich. Was erwartet uns erst, wenn wir das Land der N'de erreicht haben?«

Ich wusste es nicht und ehrlich gesagt, wollte ich es auch gar nicht so genau wissen. Denn irgendwo, tief in meinem Innersten, keimte schon seit langem der Verdacht, dass dies alles bisher nur eine Art Vorgeplänkel war im Gegensatz zu dem, was mich im Land meiner Väter erwarten würde. Es waren zwar schon viele Monde vergangen, aber immer wieder kam die Erinnerung an jene Tage, als mich ein Schamane der Mic-Mac in Trance versetzt und mich in meine Zukunft hatte sehen lassen.

Es waren blutige Bilder. Und trotz meines magischen Schwertes und Anila an meiner Seite wusste ich nicht, ob ich all dem, was noch kommen würde, auch gewachsen war.

Ich schüttelte den Kopf, als könnte ich durch diese Geste die trüben Gedanken, die mich beherrschten, ablegen und sah Anila ernst in die Augen.

»Was soll ich dir antworten? Ändern können wir es sowieso nicht. Es ist anscheinend mein Schicksal, ständig in Gefahr zu leben. Aber lass uns jetzt von etwas anderem reden, ich bin im Moment nicht in der Stimmung, mir über eine womöglich düstere Zukunft schon jetzt den Kopf zu zerbrechen.«

»In was für einer Stimmung bist du dann?«, fragte Anila lächelnd.

Ohne zu antworten, lenkte ich mein Pferd mit einem leichten Schenkeldruck auf Anilas Reittier zu und als wir uns in den Sätteln

Auge in Auge gegenübermaßen, vergaß ich für einen Moment die Welt um mich herum. Ich sah nur noch ihr Gesicht, die dunklen Augen, den Mund mit den weichen, sinnlichen Lippen und nach einem kurzen Moment des Zauderns hauchte ich ihr einen zärtlichen Kuss auf die Wange.

Ihre Augen begannen zu glänzen und einen Herzschlag lang starrte sie mich seltsam an.

Dabei strich ihre Hand über mein Gesicht und diese Berührung weckte ein prickelndes Gefühl in mir, das schnell meinen ganzen Körper erfasste.

Eigentlich war der Moment wie geschaffen dafür, dass wir uns in die Arme nahmen, ins Gras sanken und ...

Aber nicht so Anila, bei den Göttern, verstehe mir einer die Frauen.

Von einem Atemzug zum anderen war der weiche Ausdruck aus ihrem Gesicht der Entschlossenheit und dem stählernen Blick einer kampfbereiten Schwertkriegerin gewichen. Ansatzlos rutschte sie aus dem Sattel und nestelte am Zaumzeug ihres Pferdes herum, sah sich die Hufe des Tieres an, überprüfte den Sitz der Wasserflasche und vollbrachte sonst noch einige, in meinen Augen im Moment völlig sinnlose Handlungen.

»Dahinter beginnt der Dunkelwald«, meinte sie schließlich und ihre Stimme hatte einen metallischen Klang. Dabei zeigte sie mit ihrer Schwerthand auf das südliche Ende des kleinen Wasserlaufs. Dorthin, wo eine seltsame Felsengruppe mehr als baumhoch in den Himmel ragte und den Bach zwang, sich an seinem Fuße zu teilen.

Seltsam deshalb, weil das Felsgestein mit Glimmer durchsetzt war, der im Schein der Mittagssonne so unwirklich schimmerte, dass ich dachte, hier hätten magische Kräfte ihre Hand im Spiel.

»Was sind das für komisch blinkende Felsen?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Aber ich weiß, dass dahinter der Weg ziemlich beschwerlich wird und ich weiß nicht, ob wir dort mit den Pferden weiterkommen.«

»Was schlägst du vor?«, erwiderte ich.

»Lass es uns einfach versuchen. Absteigen und laufen können wir immer noch. Aber die Vergangenheit hat gezeigt, dass es nie verkehrt sein kann, ein ausdauerndes Reitpferd in seiner Nähe zu wissen. Also, steig ab und sieh nach, ob bei deinem Pferd alles in Ordnung ist. Ist der Sattel richtig festgezurt, befindet sich noch genügend Wasser in deiner Flasche, sind kleine Steinchen zwischen den Hufen deines Tieres und anderes mehr. All diese Dinge können später einmal von großer Bedeutung sein, wenn wir verfolgt werden oder sonst irgendwie in Gefahr geraten.«

Seufzend rutschte ich aus dem Sattel.

Die vollen Brüste, die gerundeten Hüften, der makellose Körper Anilas, all meine Träume und Wünsche zerplatzten wie eine Seifenblase unter den harschen Anweisungen der Kriegerin und beinahe wütend folgte ich ihren Worten und kümmerte mich um mein Pferd und meine Ausrüstung.

Dabei musterte mich Anila mit einem wissenden Lächeln.

»Du bist zu ungestüm. Eigentlich bist du der geborene Krieger, aber du musst lernen, dich in Geduld zu üben. Denk immer daran, es gibt eine Zeit zum Kämpfen und eine Zeit zum Lieben und Leben. Jetzt aber ist die Zeit der Schwerter. Halt die Augen offen, wenn wir durch den Dunkelwald reiten.«

Ich nickte ergeben und wenig später lenkten wir unsere Pferde langsam auf die Felsen zu.

Als diese hinter uns lagen, hatte ich plötzlich das Gefühl, in einer anderen Welt gelandet zu sein. Anstelle eines lieblichen Sonnentages umgab uns ein gespenstischer, düsterer Wald, aus dem uns ein atembeklemmender Modergeruch entgegenwehte. Die Sonne war urplötzlich verschwunden, als wir den uralten Wald betraten, der düster und scheinbar undurchdringlich vor uns lag. Um uns herum war es totenstill geworden. Kein Vogelgezwitscher tönte aus den hohen Baumkronen, selbst das Rauschen der Blätter schien verstummt. Vom Plätschern des Baches abgesehen war der Wald so still wie eine Gruft. Es schien, als hielte das Land den Atem an.

Zwischen den starken Stämmen hochgewachsener Tannen und Kiefern lagen überall umgestürzte Bäume, morsch und von Moos

überwuchert. Jenseits des schmalen Pfades, der sich schlangengleich gen Süden durch den Wald zog, vereinten sich Dornbüsche mit Stachelpflanzen und großblättrigen Blütenstauden zu einem undurchdringlichen Dickicht, das selbst das Licht der Sonne nicht durchdringen ließ. Die Hufe unserer Pferde versanken im feuchten Moder des Waldbodens, während wir vorsichtig durch das grünfarbene Halbdunkel ritten. Immer wieder streiften die mannshohen Wedel bizarrer Farnpflanzen unsere Gesichter. Wir kamen nur langsam voran, da jetzt das Unterholz aus Hasel und Weißdornbüschen auch auf dem Weg immer dichter wurde und der schmale, abfallende Pfad entlang dem südlichen Arm des Baches mit jedem Huftritt unserer Pferde steiler wurde.

Irgendwann zügelte Anila ihr Pferd, stieg aus dem Sattel und zog ihre Waffe.

»Wir müssen versuchen, uns mit den Schwertern einen Weg durch das Gestrüpp zu bahnen. Zu Pferd kommen wir hier jedenfalls nicht mehr weiter.«

Nachdem die scharfen Klingen unserer Waffen mehrere Dornbüsche gefällt hatten und wir dadurch mindestens hundert Schritte weiter vorangekommen waren, fiel mein Blick zufällig nach oben. Vielleicht aus einer Laune heraus, vielleicht, weil ich den Kopf zurücklegte und ihn hin und her wiegte, um meinen schmerzenden Nacken zu entlasten, ich weiß es nicht. Selbst heute weiß ich immer noch nicht genau, was mich veranlasste, nach oben zu blicken.

Jedenfalls rettete uns diese zufällige Geste das Leben.

Genau über unseren Köpfen wiegte sich im Blätterdach des Waldes eine seltsame Pflanze im Wind hin und her. Der Stiel war dicker als mein Oberschenkel und mit seltsamen, spitz zulaufenden Blättern versehen. Eine riesige gelbe Blüte saß am Ende der Ranke, welche sich wie im Krampf öffnete und schloss. Dieses Gelb war von geradezu unnatürlicher Farbe, keine normale Blume oder Pflanze sah so aus, dachte ich noch. Bevor ich diesen Gedanken noch zu Ende führen konnte, neigte sich die Pflanze zu uns herab, die Blüte öffnete

sich und zeigte mir einen dornenumrahmten, zuckenden Schlund.

Das hier war keine gewöhnliche Blume, durchzuckte es mich, sondern ein Gewächs mit einem geradezu teuflischen Verstand, das lebte und auf Nahrungssuche war.

Als die Blüte mit raschelnden Blättern direkt auf meinen Kopf zuschoss, tropfte eine honigartige Flüssigkeit aus dem offenen Pflanzenkelch und klatschte mit einem schmatzenden Laut auf den Waldboden. Ungläubig sah ich mit an, wie sich dort, wo die Flüssigkeit gelandet war, der Boden sich binnen weniger Augenblicke unter Zischen in eine grauweiße, breiige Masse verwandelte, die wenig später als Staub in sich zusammenfiel. Erst jetzt bemerkte ich das Brennen auf meiner rechten Wade und als ich den Blick senkte, sah ich, das mich dort ein paar Spritzer dieses ätzenden Pflanzennektars getroffen hatten und diese Stellen aussahen, als hätte mir dort jemand einen glühenden Ast in die Wade gebohrt. Ohne zu zögern riss ich *Gleichmacher* hoch und durchtrennte den Pflanzenstiel, der jetzt nur noch eine Handbreit von meinem Kopf entfernt war, mit einem wuchtigen Schwerthieb knapp unterhalb der Blüte.

Der abgeschlagene Teil landete mit einem dumpfen Laut auf dem Waldboden, während der Rest der Pflanze durch die Luft peitschte. Der Pflanzenstiel wand sich wie unter Schmerzen zwischen den Baumwipfeln, während seine Blätter sich rasselnd zu und aufrollten. Schließlich hörte das Zucken auf, der Rest der Pflanze fiel vor mir zu Boden und ein stinkender, gelblicher Saft floss aus dem Pflanzenteil und nässte den Waldboden.

Wie gebannt starrte ich auf die Pflanze.

Dann überschlugen sich die Ereignisse.

Ich hörte Anila erstickt aufschreien und spürte im selben Moment, wie eine Schlinge über meinen Kopf fiel. Blitzschnell sprang ich zur Seite, griff mit der einen Hand nach dem Seil, während ich in der anderen krampfhaft das Schwert hielt, und zog heftig an der Schlinge.

Irgendetwas zog mich und Anila mit ungeheurer Kraft in die Luft. Die Wipfel der Bäume rasten förmlich auf mich zu, dann erfassten mich plötzlich kräftige Hände und im nächsten Augenblick stand ich in geradezu schwindelerregender Höhe auf einem handbreiten Ast,

während ein halbes Dutzend Schatten auf mich zukamen und mich umringten. Einen Ast weiter geschah mit Anila das selbe. Mit dem Rücken zum Baumstamm hin schwang ich breitbeinig *Gleichmacher* in tödlichem Bogen.

Ein schrilles Lachen dröhnte in meinen Ohren, während die Schatten vor meinen Augen immer wieder in dem undurchdringlich scheinenden Blätterdach verschwanden, um kurz darauf wieder zurückzukehren und um mich herumzutanzten und mich mit ihrem Lachen zu verspotten schienen.

So sehr ich mich auch bemühte, meine Klinge fand nie ihr Ziel. Die unbekanntes Angreifer wichen Gleichmachers todbringender Klinge mit einer geradezu unvorstellbaren Leichtigkeit aus.

Schließlich stand ich nach Atem ringend da, stützte mich auf mein Schwert und sah aus weit aufgerissenen Augen mit an, wie die Schatten erneut auf mich zukamen.

Diesmal mussten es Dutzende sein.

Das Volk der Blätter

Unvermittelt war der Dunkelwald voller Geräusche.

Geräusche, die ich noch nie zuvor gehört hatte. Seltsame Laute gellten durch die Baumwipfel und ein Kreischen und Schreien, das unerträglich in meinen Ohren schrillte, erfüllte die Luft. Mit erhobenem Schwert blickte ich mich um und erschrak.

Die umherhuschenden Schatten, die mich und Anila bisher unsichtbar umringten, hatten Gestalt angenommen. Die Baumwipfel waren voller grünhäutiger, menschenähnlicher Wesen. Hunderte und Aberhunderte von ihnen. Seite an Seite hockten sie dicht gedrängt in den Ästen und starrten uns aus ihren wasserhellen Augen fragend an. Tausend Stimmen schrien gleichzeitig durcheinander, ein Chaos aus Kreischen, Pfeifen und schrillen Lauten erfüllte den Wald und drohte, mich fast wahnsinnig zu machen. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, dass es Anila nicht besser erging. Sie hatte beide Hände auf die Ohren gepresst und ihr Gesicht war wie vor

Schmerzen verzerrt. Das Schreien wurde lauter und lauter und als ich bereits befürchtete, mir würde das Trommelfell platzen, hörte der Lärm so abrupt auf, wie er begonnen hatte.

Im nächsten Moment war es totenstill.

Wie benommen hob ich den Kopf, als die Stimme zum ersten Mal erklang.

»Wer seid ihr, dass ihr es wagt, den Dunkelwald widerrechtlich zu betreten?«

Noch während die helle Stimme sprach, teilte sich das Blattwerk vor unseren Augen und eine weitere grünhäutige Gestalt erschien scheinbar wie aus dem Nichts. Diese aber kam direkt auf uns zu.

Mit gemischten Gefühlen musterte ich den Herannahenden. Noch niemals zuvor hatte ich so einen seltsamen Menschen gesehen. Selbst auf Zehenspitzen reichte mir der Mann höchstens bis zur Brust. Als er näher kam, erkannte ich, dass seine grüne Haut von irgend einem Zeug herrührte, mit dem sich diese Wesen einschmierten. An manchen Stellen schimmerte es nämlich weiß durch. Eine perfektere Art, sich in den Bäumen zu tarnen, hatte ich bislang nie gesehen. Dann baute sich der Mann breitbeinig vor mir auf. Eigentlich sah er wie ein ganz normaler Mensch aus, wären da nicht die gewaltigen muskelbepackten Arme gewesen, zu denen der Rest seines beinahe kindlichen Körpers geradezu grotesk wirkte. Der Oberkörper eines Riesen auf dem Unterleib eines Kleinkindes, ja, so konnte man sein Aussehen am besten beschreiben. Ein Erscheinen, das anscheinend typisch für dieses Volk war, dachte ich, während mein Blick kurz über die anderen Gestalten flog.

Das fein geschnittene Gesicht meines Gegenübers war bartlos. Und trotz der grünen Farbe im Gesicht und den unzähligen eingeflochtenen Blättern und Zweigen in seinem schulterlangen Haar glaubte ich, in das Antlitz eines Kindes zu blicken. Die helle Stimme bestärkte meinen ersten Eindruck.

Doch nach einem weiteren Blick in seine wasserhellen, ernsten Augen wurde ich eines Besseren belehrt. Dieses Gesicht strahlte Energie, Mut und Würde zugleich aus, dass jeder, der ihn sah, wusste, dass hier ein Führer stand. Er brauchte keine Zeichen seiner Macht mit sich herum zu schleppen, seine bloße Erscheinung ge-

nügte.

»Ich bin Kitu, der Erste vom Volk der Blätter. Meine Krieger verlangen den Grund zu erfahren, weshalb ihr den Dunkelwald betreten habt. Überlegt euch die Antwort genau, denn wisset, solltet ihr Böses im Schilde führen, so werdet ihr den nächsten Sonnenaufgang nicht mehr erleben.«

Trotz der kindlichen Tonart des Sprechers lief mir plötzlich ein eisiger Schauer über den Rücken.

Schlagartig wurde mir bewusst, dass von den nächsten Worten unser Leben abhing.

Ich schluckte. Schweiß stand plötzlich auf meiner Stirn.

»Ich höre!«, setzte der Grünhäutige energisch nach.

Ich versuchte zu antworten, aber meine Kehle war wie ausgetrocknet. Anila, die stumm neben mir stand, war ebenfalls unfähig ein Wort zu sagen, jedenfalls für den Moment.

Aber als die Gestalt vor uns befehlend die Hand erhob und plötzlich Waffenstahl durch die Baumwipfel blitzte, verwandelte sich meine Gefährtin urplötzlich in ein Klatschweib.

»Haltet ein«, sagte sie hastig. »Wir führen nichts Böses im Schilde. Wir sind nur zwei einfache Reisende auf dem Weg in die Südländer. Warum wir euren Wald betreten haben, das ist aber eine lange Geschichte.«

Eine weitere Handbewegung des Grünhäutigen ließ die Waffen wieder verschwinden und das aufkommende Stimmengewirr verstummen.

»Wir hier im Dunkelwald haben viel Zeit, also werdet ihr eure Geschichte in Ruhe erzählen können!«

Hilflos zuckte Anila mit den Schultern, als sie mich fragend anstarrte.

Ich nickte ihr aufmunternd entgegen. Mit mehr konnte ich ihr im Moment auch nicht helfen.

Anila trat einen Schritt zurück und musterte den Grünen unbehaglich. Dann begann sie hastig zu erzählen. Von unserem ersten Zu-

sammentreffen, von den Kämpfen mit den Psa bis hin zum Erreichen des Dunkelwaldes. Über die Prophezeiung und über mein magisches Schwert schwieg sie sich jedoch aus. Bestimmt hatte sie ihre Gründe dafür.

Als sie ihren Bericht beendet hatte, herrschte für einen Moment eine fast erdrückende Stille. Dann trat einer der grünen Menschen auf jenen zu, der sich Kitu nannte, verbeugte sich ehrfürchtig und schnatterte im nächsten Moment drauflos, dass mir die Ohren klingelten. Ich verstand zwar überhaupt nichts von dem, was da gesprochen wurde, aber aus den Gesten und dem Gehabe des Vielschwätzers heraus vermeinte ich zu wissen, dass es um jene seltsame Pflanze ging, die uns angegriffen hatte. Wie zur Bestätigung trat eine weitere Gestalt auf uns zu und hielt Kitu den abgeschlagenen Blütenkopf der Pflanze vor das Gesicht.

Nach einem kurzem Betrachten bedachte uns Kitu schließlich mit einem seltsamen Blick.

»Ihr kommt mit uns!«, befahl er knapp.

»Wohin bringt ihr uns?«, fragte ich.

Kitu lächelte nachsichtig.

»Eigentlich verbietet es eure momentane Lage, Fragen zu stellen. Aber ich halte euch zugute, dass ihr fremd in dieser Gegend seid, außerdem habt ihr einen grünen Tod erschlagen. Deshalb werde ich euch antworten. Ihr kommt mit in unser Dorf. Haltet euch bereit, wir fliegen gleich los.«

»Fliegen?« erwiderte ich erstaunt.

Erneut lächelte Kitu.

»So nennen wir unsere Art der Fortbewegung. Wenn wir im Dorf sind, darfst du mir gerne einen anderen Namen dafür nennen. Doch jetzt genug geredet, steig auf meinen Rücken und halte dich fest. Um deine Gefährtin wird sich Nabu, mein bester Krieger kümmern und nun mach schon, komm endlich auf meinen Rücken.«

Verlegen kletterte ich auf das breite Kreuz Kitus und schlang meine Arme um seine mächtigen Schultern. Ich wollte noch etwas sagen, aber im gleichen Moment sprang der Grünhäutige nach vorne und voller Entsetzen musste ich mit ansehen, wie wir beide anscheinend hilflos im freien Fall dem Waldboden entgegenrasten.

Mein Herz begann wie verrückt zu schlagen, kalter Schweiß trat auf meine Stirn und mir wurde beinahe schlecht vor Angst. Ich schloss die Augen und sah mich im Geiste bereits mit zerschmettertem Körper am Boden liegen, als plötzlich ein Ruck durch Kitus Schultern ging und ich durchgeschüttelt wurde. Instinktiv klammerte ich mich fester an ihn.

»Du sollst dich festhalten und mich nicht erwürgen!«, keuchte Kitu, weil ihm mein Griff anscheinend die Luft nahm. Unwillkürlich nahm ich meine Hände von seinem Hals und klammerte mich an seine Schultern. Dabei riss ich beide Augen auf und sah mit angehaltenem Atem jetzt erst, was geschah.

Wir flogen tatsächlich!

Jedenfalls hatte es auf den ersten Blick den Anschein. In Wirklichkeit hangelten sich Kitu und seine Männer wie Affen von Ast zu Ast. Getragen nur von der Kraft ihrer Arme, bewegten sie sich mit geradezu unglaublicher Geschwindigkeit durch die Baumwipfel. Ich spürte, wie die Äste an meinen Kleidern vorbeipeitschten und mir umherwirbelnde Blätter ins Gesicht klatschten. Selbst ein geübter Reiter auf dem Rücken eines ausgeruhten Pferdes wäre nicht imstande gewesen, diesen Wesen zu folgen.

Nach und nach begriff ich auch ihr seltsames Aussehen.

Einem normalen Menschen hätte es spätestens beim zweiten Versuch, im freien Fall nach einer Wurzel oder einem herabhängenden Ast zu greifen, die Arme aus den Schultergelenken gerissen.

Nicht so diesem Volk der Blätter.

Seit Urzeiten schon bewegten sich die Grünhäutigen offensichtlich auf diese Art durch den Dunkelwald. Nur so waren ihre gewaltigen Arme und Muskeln zu erklären, die im Gegensatz zu ihren zerbrechlich wirkenden Beinen beinahe monströs wirkten.

Gegen Abend erreichten wir ihr Dorf.

Mindestens einhundert Schritte über dem Waldboden gelegen, versteckten sich unzählige Hütten in den weit verzweigten Ästen einer riesigen Baumgruppe. Herabhängende Pflanzenranken ver-

banden die Behausungen, an denen sich die Bewohner bei unserer Ankunft in scheinbar hektischer Beschäftigung hin und her schwangen. Ein Signalhorn ertönte und kündigte unser Kommen an. Keinen Atemzug darauf kamen uns ein Dutzend Männer entgegen, alle mit Messern bewaffnet, deren Klängen im Mondschein blinkten. Kitu sprach kurz mit dem Anführer des Wachtrupps, dann konnten wir weiterziehen. Wenig später hatten wir die Lagermitte erreicht, ich rutschte von Kitus Rücken und während dieser von seinen Stammesgenossen lebhaft begrüßt wurde, blickte ich mich staunend um.

Dieses Lager, eigentlich konnte man hier fast schon von einer kleinen Stadt reden, denn ich war sicher, dass mehr als tausend dieser Menschen das Dorf bevölkerten, war in seiner Lage und Bauweise etwas Einmaliges, etwas, das ich in dieser Form noch nie gesehen hatte.

Die aus biegsamen Zweigen, Blättern und bunt gewebten Decken errichteten Hütten schmiegen sich, soweit das Auge reichte, beinahe unsichtbar an die uralten, knorrigten Stämme im Herzen des Dunkelwaldes. Bei einem näheren Betrachten erkannte ich aus Pflanzen gewobene, stabil aussehende Laufwege, welche die Hütten miteinander verbanden. Ich sah Wohnhütten, Geschäftshütten wie die eines Kaufmanns, Bäckers oder Kesselflickers und sogar ein Wirtshaus. Wie in einer richtigen Stadt, nur dass sich hier das Leben in den Bäumen abspielte.

Eine Berührung an meinem Arm unterbrach jäh meine weiteren Gedanken.

Als ich mich umblickte, sah ich Kitu, der alles andere als erfreut in die Runde blickte.

»Wir müssen reden!«, sagte er knapp.

»Über was?«

»Still!«, erwiderte Kitu mit gedämpfter Stimme. Dabei klammerte sich seine dünne, kindliche Hand fest um meinen Arm. Im ersten Moment wollte ich meinen Arm wegziehen, aber dann sah ich in seine wasserhellen Augen und etwas in seinem Blick hinderte mich daran.

»Es ist besser, wir reden in meiner Hütte weiter.«

Als wir seine Zweighütte erreicht hatten, sprang Kitu vor und riss die bunt gewebte Decke, welche den Eingang verdeckte, zur Seite. Ein Duft von Holzfeuer, Kräutern, Wärme und Behaglichkeit schlug mir entgegen. In der Mitte der Hütte erblickte ich eine schwächliche Gestalt, die vor den glimmenden Holzkloben eines Lagerfeuers kauerte und trotz der Wärme bis zum Hals in dunkle Gewänder gehüllt war. Ein seltsames Gefühl überfiel mich.

»Wer ist das?«, flüsterte die Gestalt bei meinem Eintreten, wandte den Kopf und zog langsam ihre Kapuze zurück.

Ich holte tief Luft, trat einen Schritt zurück und erstarrte fast vor Angst.

Die Uraße

Das Gesicht, das sich mir aus dem Schatten heraus zuwandte, war ein Antlitz wie aus einem Alptraum. Ein haarloser Schädel, überzogen von milchig weißer Haut, starrte mich aus dunklen Augen funkelnd an. Die schmalen Lippen, zu einem freudlosen Grinsen zurückgezogen, entblößten einen fast zahnlosen Mund. Lediglich im Oberkiefer waren noch die gelblichen Stummel zweier verfallener Zähne zu erkennen. Die beiden Hände, die aus den Ärmelöffnungen des Gewandes herausragten, wirkten wie vertrocknete, knöcherne Klauen.

»Komm her zu mir!«, sagte die Gestalt mit einer Stimme, die nicht von dieser Welt zu stammen schien.

Die Härchen in meinem Nacken richteten sich auf und eine Gänsehaut überfiel mich beim Klang der Worte. Zwar fürchtete ich mich nicht vor dieser unscheinbaren, zerbrechlich wirkenden Gestalt als solche, jedoch graute es mir vor dem unnatürlichen Schrecken und dem Unwirklichen, nicht Greifbaren, welche diese Gestalt wie eine Aura umgaben.

Ich spürte *Gleichmacher*, mein Schwert, an der Hüfte vibrieren und wusste sofort, dass hier Magie mit im Spiel war. Langsam, ruckhaft erhob sich das Wesen und starrte mich aus schwarzen, kalt

funkelnden Augen an. Von abergläubischer Furcht erfasst, zwang ich mich mit eisernem Willen Schritt für Schritt vorwärts, um der Gestalt direkt ins Gesicht zu sehen.

Ich kam aus Eislanden.

Ich fürchtete weder den Kampf gegen einen menschlichen Feind noch gegen wilde Tiere oder gegen die Unwägbarkeiten der Natur, und auch der Tod als solcher schreckte mich nicht mehr. Auf meiner Reise in den Süden war er beinahe so etwas wie ein vertrauter Begleiter geworden. Mir graute aber vor dunkler Magie, vor den Kreaturen der Finsternis und den Dämonen des Chaos, spätestens seit ich gegen den Xlingit gekämpft hatte.

Als ich der Gestalt Auge in Auge gegenüberstand, atmete ich erleichtert aus. Das hier war kein Dämon. Ich erkannte, dass es sich hierbei um eine uralte Frau handelte, die wie eine vertrocknete Mumie aussah.

»Verneige dich vor ihr«, zischte mir Kitu ins Ohr. »Du stehst vor der Uralten, der Allwissenden Mutter vom Volk der Blätter!«

Mein Herz schlug wie rasend, als mich die Uralte anstarrte.

»Ihr gebt vor, einfache Reisende auf dem Weg ins Südland zu sein, aber dem ist nicht so. Ich weiß es und du weißt es auch.«

Mir lagen tausend verschiedene Antworten auf den Lippen, aber in diesem Moment war mein Mund wie versiegelt. Ich konnte einfach nicht antworten. Unzählige Dinge schossen mir durch den Kopf und bevor ich meine Gedanken wieder geordnet hatte, sprach sie mich erneut an.

»Außerdem wurde mir erzählt, dass du mit einem einzigen Hieb deines Schwertes einen vom grünen Tod erschlagen hast. Dies vermag nicht jeder. Was ist das für ein Schwert? Das ist keine gewöhnliche Waffe, die du da bei dir trägst. In dieser Waffe schlummern Dinge, die ein normal Sterblicher nicht erklären kann. Ich aber spüre es deutlich, darum, denke ich, ist es an der Zeit, dass du erzählst, wer ihr wirklich seid. Denn seit du meine Hütte betreten hast, spüre ich, wie etwas dieses Zelt erfüllt, das ich nicht deuten kann, und das

macht mir Angst. Also rede!«

Ich weiß bis heute nicht, was damals in mir vorging. Irgend etwas veranlasste mich, *Gleichmacher* aus dem Gürtel zu ziehen und das Schwert mit dem Griff voran der Uralten entgegen zu strecken. Im gleichen Moment bemerkte ich, wie die rasiermesserscharfe Klinge von Kitus Messer plötzlich gegen meine Kehle drückte und etwas Warmes meinen Hals entlang lief.

»Noch so eine dumme Bewegung und ich schneide dir die Kehle durch!«, zischte Kitu.

»Lass das!«, rief die Uralte scharf und hob beide Hände.

»Er führt nichts Böses im Schilde. Ich kann es spüren und jetzt lass uns gefälligst allein.«

Während dieser Worte berührten ihre Hände *Gleichmacher* und das Schwert begann augenblicklich blau zu leuchten.

»Allmächtige Götter«, stieß Kitu hervor und trat einen Schritt beiseite. Dabei legte sich seine Rechte beinahe krampfhaft um den lederumwickelten Griff seines Messers.

»Geh jetzt!«

Nach einem weiteren Blick in ihre funkelnden Augen verließ Kitu schließlich widerstrebend die Hütte. Währenddessen streckte die alte Frau ihre knochigen Arme aus und grapschte beinahe gierig mit ihren dünnen Händen nach meinem Schwert. Als sich ihre Finger jedoch um den Griff der Waffe legten, erstrahlte das Innere der Hütte plötzlich in eisblauem Licht und ein seltsames knisterndes Geräusch ertönte. Die Alte riss die Hände zurück und gab einen unterdrückten Laut von sich, während das Schwert klirrend zu Boden fiel.

»Was ist das für ein Schwert?«, keuchte sie atemlos und fuchtelte wild mit den Armen, ganz so, als hätte sie sich soeben die Finger verbrannt.

»Ein geweihtes Schwert«, entgegnete ich wahrheitsgemäß.
»Diese Waffe ist Teil einer Prophezeiung.«

Die Frau starrte mich durchdringend an. Dann begann sie leicht zu nicken.

»Du bist ebenfalls ein Teil dieser Prophezeiung. Aber ich spüre auch, das du mächtige Widersacher hast, und wenn du dich nicht als würdig erweist, könnte das schlimme Folgen haben.«

»Was weißt du noch?«

Die Alte lächelte milde.

»Vieles, man nennt mich nicht umsonst die Uralte. Ich lebe schon seit mehreren hundert Jahren hier in diesem Dorf. Die Götter wollen meinen Tod anscheinend noch nicht, denn sie erscheinen mir immer wieder in meinen Träumen und übermitteln mir Botschaften. Dadurch habe ich zum Beispiel im Laufe der vielen Jahre so etwas wie das zweite Gesicht entwickelt, wenn du weißt, was ich meine.«

Ich nickte, diese Frau war nicht nur eine Schamanin sondern auch eine Seherin. Kein Wunder, dass sie bei diesem seltsamen Volk der Blätter als gottähnlich galt.

»Bisher ist unser Leben hier im Dunkelwald in geordneten Bahnen verlaufen. Aber seit einiger Zeit spüre ich eine Veränderung nahen. Unsere Feinde, allen voran der grüne Tod, werden immer dreister. Fremde durchqueren immer öfter diesen Wald und manchmal ist die Nähe von dunkler Magie und den Kreaturen der Finsternis spürbar für mich. Es ist alles so seltsam«, sagte sie mit unheilvoller Stimme. Aber dann überzog so etwas wie ein Lächeln ihr Gesicht und als ich ihr in die dunklen Augen sah, erkannte ich darin eine tiefe Wärme. Ich erblickte so etwas wie Hoffnung und den Glauben an eine bessere Zeit.

»Seit gestern aber weiß ich von jemandem, der den grünen Tod besiegen kann und jetzt stehst du vor mir mit diesem geweihten Schwert«, fuhr sie milde lächelnd fort. »Ich denke, wir sollten uns eingehender unterhalten. Wahrscheinlich kann einer von dem anderen Dinge erfahren, die bisher im Dunkeln lagen.«

Die Alte verließ kurz ihre Hütte, klatschte in die Hände und stieß ein paar schrille Schreie aus. Geraume Zeit später, wir saßen nebeneinander in der Hütte und ich begann gerade von Eislanden zu erzählen, umringten uns drei junge, halb nackte Mädchen und servierten in hölzernen Schalen gebratenes Fleisch und Gemüse. Ich hatte seit dem Morgen nichts mehr gegessen und das Geräusch meines hungrigen Magens durchdrang das Innere der Hütte wie das Knurren eines Raubtiers. Für einen Moment herrschte eine eigentümliche Stille, dann begannen alle zu lachen, während ich über das Essen herfiel wie ein ausgehungertes wildes Tier.

Ich erwachte, weil ich irgendwie spürte, dass plötzlich jemand neben mir stand. Ich hob den Kopf, blickte auf und starrte in zwei wohlbekannt große Augen.

»Anila!«, stieß ich hervor. Schlaftrunken richtete ich mich auf, zog die Beine vor den Bauch, schlang die Arme darum und starrte sie erwartungsvoll an. Doch statt freudiger Worte über unser Wiedersehen hockte sie sich nachdenklich neben mich.

»Was ist los mit dir?«, fragte ich besorgt.

Ich wartete auf Antwort, wurde aber enttäuscht. Anila schwieg, kreuzte die Beine und starrte seltsam gen Süden. Sie schien mich gar nicht richtig wahrzunehmen.

»Du hast die ganze Nacht mit der Uralten geredet«, sagte sie plötzlich.

»Und?«

»Damit hast du uns in gewaltige Schwierigkeiten gebracht.«

»Was willst du damit sagen?«

»Der grüne Tod!«, erwiderte sie knapp. Das war alles, keine weiteren Erklärungen.

Nach einigen Momenten des Schweigens erhob sich Anila und starrte mich vorwurfsvoll an.

»Du hast mit deinem Schwert geprahlt wie ein dummer Junge. Jetzt wartet das ganze Dorf darauf, dass du heute Mittag in den Dunkelwald gehst und dich dort ihrem schlimmsten Feind, dem grünen Tod, stellst.«

»Na und?«, entgegnete ich beinahe trotzig.

»Ich habe ihn einmal besiegt, ich kann diesen grünen Tod immer wieder besiegen. Auch die nächste dieser Pflanzenkreaturen kann *Gleichmacher* nicht widerstehen.«

»Vielleicht!«, erwiderte sie. »Vielleicht aber auch nicht. Denn da unten auf dem Boden des Dunkelwaldes wartet ein ganzes Nest dieser Pflanzen auf dich, und dabei kann ich dir nicht helfen. Es ist der Wille dieses seltsamen Volkes, dass du allein da runter gehst und den grünen Tod besiegst.«

Ich glaubte einen besorgten Ausdruck in ihrem Gesicht zu er-

kennen und meine Kehle war plötzlich wie zugeschnürt. Bei den Göttern, was hatte ich Prahlhans in meinem Übermut diesen Leuten alles versprochen?

Noch während ich meine Gedanken sortierte und darüber nachdachte, welchen Unsinn ich in dieser Nacht noch so alles von mir gegeben hatte, ertönte plötzlich schrilles Geschrei im Lager.

Kurz darauf drang das dumpfe Dröhnen fellbespannter Trommeln und das Schallen von Muschelpfeifen durch das Dorf. Schrille Stimmen und dazu im Takt stampfende Füße begleiteten die ohrenbetäubende Musik. Ein halbes Dutzend junger Frauen drang plötzlich in die Hütte und riss mir bis auf meinen Lendenschurz sämtliche Kleider vom Leib. Aus den Augenwinkeln heraus sah ich, wie es Anila ebenso erging. Eine Gegenwehr war allerdings sinnlos. An der Tür und den Fenstern der Hütte standen mindestens zwei Dutzend federgeschmückte Krieger mit rasiermesserscharfen Klingen in den Händen. Ein Blick in ihre wasserhellen Augen zeigte mir deutlich, dass sie geradezu nach einer unbedachten Bewegung unsererseits gierten.

Dann bohrte sich die Spitze einer dieser Klingen plötzlich in meinen Rücken und dirigierte mich auf den Ausgang zu. Als ich aus der Hütte trat und mich umblickte, war ich einen Moment beinahe sprachlos.

Welcher Junge von nicht einmal zwanzig Wintern wäre es nicht gewesen beim Anblick von wenigstens eintausend grünhäutigen Gestalten, die sich im Feuerschein vor seinen Augen schreiend und geifernd hin und her bewegten?

Auf einem mit Blättern und Blüten geschmückten Stuhl saß die Uralte. Ihre dürren Hände ruhten in ihrem Schoss und umklammerten dort einen seltsam geschwungenen Pflanzenstiel. Offensichtlich ein Zeichen ihrer Macht dachte ich, nachdem ich erkannt hatte, wie behutsam sie mit diesem Teil umging. Ihre Augen glühten wie brennende Kohlen, als sie mich anstarrte. Dann öffnete sie ihren fast zahnlosen Mund und die Worte, welche nun über ihre Lippen kamen, versetzten das Volk der Blätter in wahre Verzückung.

Anila und mir aber stand plötzlich der Angstschweiß auf der Stirn.

Eine Handbewegung der Uralten und ein einziger gewaltiger Schrei drang aus den Kehlen ihrer Untertanen. Mit ausgestreckten Speeren und Messerklingen grüßten sie die Alte respektvoll. Als ein Finger ihrer Rechten direkt auf mich zeigte, zitterte ich vor Aufregung.

»Bist du bereit, dich dem grünen Tod zu stellen?«

Bevor ich antworten konnte, zerrissen die wilden Schreie ihrer Untertanen die Luft.

»Er ist bereit!«, gellte es mir in den Ohren und dann ertönte ein wahnwitziges Echo, welches mich schier um den Verstand brachte.

»Bereit, bereit, bereit!«

Als ich von den Baumwipfeln, in welchem das Dorf untergebracht war, zu Boden blickte, erschauerte ich. Ein gigantischer grüner Pflanzenstrunk, der nur aus einem Alptraum stammen konnte, wälzte sich zu meinen Füßen über den Waldboden. Mit gespenstischer Schnelligkeit bewegte sich das Ding genau auf jenen Baum zu, auf dem ich stand. Bevor ich allerdings weiter über irgendetwas nachdenken konnte, traf mich plötzlich eine Hand klatschend in den Rücken und ich fiel vom Baum – der Pflanzenkreatur entgegen. Während ich bereits auf den Waldboden zuraste, gellte mir Anilas Schreckensschrei noch in den Ohren.

Der grüne Tod

Alles ging rasend schnell.

Ich konnte gerade noch den Kopf einziehen, mich zusammenkrümmen und darauf hoffen, diesen Alptraum lebend zu überstehen. Hervorstehende Äste, Blattwerk, dichte Pflanzen und der moosbewachsene, weiche Waldboden dämpften zwar meinen Sturz, aber dennoch knallte ich mit solcher Wucht auf die Erde, dass ich Sterne sah. Der Aufprall trieb mir die Luft aus den Lungen und vor Schmerz

schoss mir das Wasser in die Augen. Der Boden schien zu beben und für einen Moment war die Luft voll von umher fliegenden Blättern, abgebrochenen Ästen und durcheinander wirbelnden Pflanzen. Einen Augenblick lang dachte ich, dass dies das Ende war. Aber ich hatte es irgendwie dennoch geschafft, wie durch ein Wunder hatte ich mir bei diesem Sturz weder sämtliche Knochen noch das Genick gebrochen, sondern überlebt. Als sich der grüne Nebel endlich gelegt hatte und die Sicht wieder klarer wurde, sah ich, wie er auf der Suche nach Nahrung über den Waldboden zuckte.

Er, der grüne Tod, und ich, die Beute!

Benommen hob ich den Kopf. Schauernd sah ich mit an, wie das Alptraumwesen über den Boden kroch, den Blütenkopf hin und her schwenkte, als versuchte es die Witterung von Beute aufzunehmen. Mein Herz schlug wie verrückt. Ich wischte mir mit dem Handrücken Blätter, Moos und Baumrinde aus dem Gesicht und versuchte mich aufzurichten, um davon zu laufen.

Aber es ging nicht!

Irgendetwas hielt meine Beine fest.

Mühsam drehte ich den Kopf und ein eisiger Schauer lief über meinen Rücken, als ich sah, das der Oberschenkelstarke Stamm eines harzigen Baumes genau auf meinen Füßen lag. Keinen Steinwurf von mir entfernt zuckte der gewaltige Leib des grünen Todes über den Boden, streifte dabei einen weiteren Baum und als sich der entwurzelte Stamm knackend und krachend zu Boden neigte, wusste ich, wie der Baum, der auf meinen Füßen lag, dahin gekommen war.

Panik drohte mich zu übermannen.

Ich versuchte dagegen anzukämpfen, zwang mich für die Dauer von fünf, sechs Atemzügen reglos dazuliegen, um meine Kräfte zu sammeln, und versuchte dann, meine Beine vorsichtig unter dem Stamm hervorzuziehen. Vergeblich! Erst beim dritten Versuch, mich zu befreien, gelang es mir, meine Beine gerade mal einen Fingerbreit weit unter dem Holz hervorzuziehen. Aber aus einem Fingerbreit wurde rasch eine Handbreit und allmählich spürte ich, wie ich frei kam.

Ich wusste, dass mir nicht mehr allzu viel Zeit blieb.

Zitternd wälzte ich mich auf die Brust, stemmte mich hoch und

musterte die Kreatur mit einer Mischung aus grenzenloser Angst und unterdrückter Wut.

Zwar hatte ich solch ein Pflanzenwesen schon einmal besiegt, aber diesmal hatte ich es anscheinend mit dem Urvater dieser Kreaturen zu tun. Auch diesmal sah der grüne Tod aus wie der Stiel einer Blume, grün, mit Blättern und einer großen, leuchtend gelben Blüte besetzt. Allerdings war dieser Blütenstiel hier beinahe dreißig Schritte lang und so dick wie ich groß war. Sobald sich seine Blüte, die sich am vorderen Ende des Stiels befand, öffnete, sah man auf keine liebevolle, farbenfrohe Blume, sondern starrte in einen schleimigen, zuckenden Schlund, der von unzähligen nadelspitzen Zähnen umgeben war. Das Ding war eine einzige, riesige, fleischfressende Pflanze, die nicht irgendwo angewachsen war, sondern sich so schnell fortbewegte, wie ein Mensch laufen konnte. Ähnlich wie eine Schlange wand sich dieses Wesen über den Waldboden, knickte Büsche und Sträucher und auch ganze Bäume um, ganz offensichtlich immer auf der Suche nach Nahrung.

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie ein kleines, fiependes Fellbündel den Weg des grünen Todes kreuzte. Ich vermutete ein Rehkitz oder etwas in dieser Art, aber um was es sich tatsächlich handelte, war im nächsten Moment bedeutungslos. Aus aufgerissenen Augen sah ich mit an, wie der monströse Leib der Kreatur sich um das Tier schlang, seine Blüte öffnete, der Pflanzenstrang kurz zuckte, um mir dann, einen Herzschlag später, ein rosa-farbenes, blutverschmiertes Bündel aus Knochen und Fell vor die Füße zu spucken.

Vor Verblüffung war ich einen Augenblick lang wie gelähmt.

Genau in diesem Moment drehte sich der grüne Tod um und ich hatte das Gefühl, als ob sein weit aufgerissener Blütenschlund mir direkt in die Augen starrte!

Blitzschnell kam die monströse Pflanze auf mich zu.

Ich drehte mich um und rannte einfach los. Lautes Rascheln verriet mir, dass mich die Kreatur verfolgte. Ich wagte es nicht mich

umzudrehen, weil ich befürchtete, auf dem unebenen Waldboden zu stolpern, und dann würde mich das Monster erreichen, noch ehe ich wieder auf die Füße kam.

Das Ganze war ein einziger Alptraum.

Über mir in den Bäumen hockte das Volk der Blätter, kreischte, klatschte und trommelte, dass mir fast das Trommelfell platzte, während sich hinter mir eine fleischfressende Pflanze durch den Wald schlängelte, die scheinbar nur noch mich auf dem Speiseplan hatte.

Ein Schwert, ein Königreich für ein Schwert, dachte ich, während ich in wilder Jagd von Baum zu Baum hetzte. Ich rannte um mein Leben. Das Rascheln des gigantischen Pflanzenmonsters, während es sich über den Waldboden schlängelte, und die schmatzenden Geräusche des sich ständig öffnenden und schließenden Blütenschlundes verrieten mir, auch ohne mich umzudrehen, dass mir diese Kreatur dicht auf den Fersen war. Ich rannte weiter und weiter, bis ich japsend nach Luft schnappte und scharfe Stiche in der linken Seite spürte. In meinen Schläfen hämmerte das Blut, in meinen Ohren war ein Dröhnen wie von einem Sturm und vor meinen Augen tanzten feurige Kreise. Das Monster aber kannte keine Erschöpfung und jagte mich unter dem Kreischen des Blättervolkes hin und her. Als ich schließlich am Ende meiner Kräfte nach Atem ringend an einem Baum lehnte, wusste ich, dass meine letzte Stunde geschlagen hatte.

Wenn nicht doch noch ein Wunder geschah und die Götter meine Gebete erhörten.

Ich merkte nicht, dass sich meine Zähne in die Unterlippe gruben. Ich starrte nur stumm dem grünen Tod entgegen, dessen ungeheuerliche Gestalt rasend schnell auf mich zu kam. Der Blütenkopf richtete sich dabei auf, öffnete sich und eine honigfarbene Flüssigkeit spritzte durch die Luft. Instinktiv suchte ich hinter dem Baumstamm Deckung. Dennoch traf ein winziger Tropfen meine rechte Schulter. Es brannte wie Feuer. In diesem Moment ertönte über mir eine Stimme, die ich unter Tausenden wieder erkannt hätte.

Anila!

Bei allen Göttern, mein Flehen war erhört worden.

Ich starrte nach oben. Mein Herz raste und meine Gedanken drehten sich schneller und schneller. Ich wusste nicht, wie sie es geschafft hatte, aber ich erkannte, wie sie *Gleichmacher*, mein Schwert, von sich warf, sich die blitzende Klinge mehrmals in der Luft überschlug und schließlich genau vor meinen Füßen im Waldboden landete. Als sich meine Hände um den Griff des Schwertes legten, spürte ich, was ich tun musste. Das, was ich von Anfang an seit meiner Ankunft beim Volk der Blätter hätte tun müssen.

Berserkerwut erfüllte mich.

Selbst heute kann ich nicht mehr sagen, was damals mit mir geschah. Ich musste mich später auf Anilas Erzählungen verlassen. Ohnmächtige Wut blitzte wohl in meinen Augen und aus meiner Kehle kamen Laute, die keiner menschlichen Sprache zu entstammen schienen. Brüllend stürzte ich vorwärts und hieb wie ein Verrückter auf die Kreatur ein. Die Klinge meines Schwertes pfiff durch die Luft und bohrte sich immer wieder tief in den Pflanzenstrang. Die riesige, grüne Masse wand und krümmte sich wie ein Wurm an der Angel eines Fischers. Stinkender, gelblicher Saft strömte aus den Wunden, während der Blütenkopf hin und her peitschte und der mächtige Leib den Wald erzittern ließ.

Nichts konnte mich mehr aufhalten. Wie von einem Fieber besessen zerhackte ich den grünen Tod regelrecht. Irgendwann erlosch die Flamme des Kampfes in mir.

Ich ließ das Schwert sinken und blickte auf den grünen Tod.

Allmählich wurden die Zuckungen des Monsters schwächer, das Schreien des Blättervolkes leiser und meine Gedanken wieder klarer. Es herrschte eine geradezu beängstigende Stille. Es schien, als hielt der Dunkelwald den Atem an.

Irgendwann, mir kam es wie eine Ewigkeit vor, in Wirklichkeit war keine Stunde vergangen, näherten sich mir ein paar Krieger des Blättervolkes. Ausdruckslos startete ich ihnen entgegen. Die gewaltigen Anstrengungen des Kampfes hatten mich völlig entkräftet. Ich fühlte mich leer und ausgebrannt. Mir war jetzt alles egal.

»Du hast uns wahrhaftig gerettet«, sagte Kitu sanft, während er sich mir vorsichtig näherte.

»Du brauchst dir nun keine Sorgen mehr zu machen. Mein Volk

wird dich schützen, egal wohin dein Weg dich führen wird. Du bist jetzt ein heiliger Mann.«

Als wenig später Anila neben mir auftauchte und mir etwas von Wasser, Essen und Ruhe erzählte, fiel eine zentnerschwere Last von mir.

Für den Augenblick wiegte ich mich in Sicherheit.

Ich hätte aber gut daran getan, das Volk der Blätter und den geheimnisvollen Dunkelwald so schnell wie möglich zu verlassen. Denn der grüne Tod war nicht die einzige Kreatur, die in dieser Welt auf Jagd ging.

Gefangen!

Schlagartig wurde es hell.

Es war ein faszinierendes Schauspiel, wie sich über dem düsteren Grün des Dunkelwaldes langsam ein leuchtendes Orange erhob. Innerhalb eines Atemzuges schien die Sonne wie aus dem Nichts heraus an den Horizont zu springen, zuerst blass, dann in blendend grellem Licht.

Ich saß etwas abseits vom Dorf und betrachtete das Naturschauspiel staunend durch ein gezacktes Loch im Blätterdach des Dunkelwaldes. Nur an dieser Stelle konnte man die Sonne deutlich sehen, ansonsten war das Gewirr von Ästen, Blättern und Baumkronen so dicht, dass ihre Strahlen nur spärlich in den Wald drangen.

Unglaublich schnell stieg die Sonne höher und höher, dabei nahm aber auch die Hitze immer mehr zu.

Hinter mir erwachte allmählich das Dorf, Frauen schwatzten, Kinder weinten und bald hing der Rauch unzähliger Kochfeuer in der morgendlichen Luft. Mein Magen meldete sich knurrend. Ich drehte mich um und war im Begriff auf jene Hütte zuzugehen, die Kitu Anila und mir zugewiesen hatte.

Ich verharrte, weil mir plötzlich etwas auffiel.

Wo waren eigentlich die Tiere dieses Waldes?

Tiere, die es hier geben musste, die längst hätten wach sein,

herumflattern, herumkriechen und den neuen Tag begrüßen sollen.

Aber da war nichts!

Keine vielbeinigen Wesen, die über den Waldboden krabbelten oder sich von Ast zu Ast hangelten. Keine Vögel, die zwitschernd der Sonne entgegen flogen, keine Bewegung, kein Laut. Nicht einmal Fliegen oder Stechmücken schien es in diesem Teil des Waldes zu geben. Nachdenklich ging ich weiter, während sich die Finger meiner Rechten unbewusst fester um den Griff meines Schwertes legten. Dann erreichte ich die ersten Hütten. Vor dem qualmenden Holz eines Feuers kauerte ein grell bemalter Krieger des Blättervolkes. Dahinter lagen noch drei weitere Männer vor dem Eingang der Laubbehausung und schliefen. Als der Mann mich sah, rüttelte er die anderen wach und alle starrten mich feindselig aus dunklen Augen an. Als ich an ihnen vorbei ging, hielten sie ihre Waffen in den Händen. Ein komisches Gefühl beschlich mich, als ich den Fellvorhang am Eingang unserer Hütte beiseite schob, während ich mir vorstellte, wie sie ihre Bogen und Blasrohre auf mich gerichtet hatten. Drinnen saß Anila kauend auf ihrem Lager. Vor sich hatte sie eine Holzschüssel mit einem dampfenden Etwas, das nach gebratenem Fleisch und Gemüse aussah. Ich verzog schmerzhaft das Gesicht. In meinem Magen schienen Dutzende von hungrigen Nordlandwölfen zu wohnen.

»Guten Morgen, Thorak. Was ist mit dir? Du ziehst ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter.«

»Irgendetwas stimmt hier nicht.«

»Wie meinst du das?«

»Hör doch«, erwiderte ich drängend und deutete mit der Spitze meines Schwertes auf den Eingang.

Anila hörte mit dem Kauen auf und spitzte die Ohren. Als erfahrene Kriegerin wusste sie um die natürlichen Geräusche eines Waldes. Sofort stellte sie die Schüssel mit dem Essen ab und kam ruckartig auf die Beine.

»Es ist still, beinahe zu still. Was hat das zu bedeuten?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das hätte ich auch gerne gewusst. Ich habe mir den Sonnenaufgang angesehen und als ich danach zu unserer Hütte zurückgelaufen bin, starrten mir die Dorfbewohner

beinahe feindselig nach.«

»Unsinn«, sagte Anila. »Das bildest du dir nur ein. Seitdem du den grünen Tod vernichtet hast, bist du bei diesen Leuten ein heiliger Mann, sozusagen fast ein Gott.«

»Die Messer und Bogen in ihren Händen waren aber kein Unsinn.« Mein Magen knurrte erneut.

»Wir reden nachher mit Kitu über die ganze Sache«, sagte Anila. »Jetzt solltest du erst einmal etwas essen. Du hörst dich an, als wärst du kurz vor dem Verhungern.« Dann klatschte sie in die Hände und kurz darauf huschten drei Mädchen durch unsere Hütte und stellten hastig mehrere Holzschüsseln neben unserem Feuer ab. Augenblicklich durchzog der Geruch von gebratenem Fleisch, gekochtem Gemüse und scharfen Gewürzen unsere Hütte. Mit offenem Mund starrte ich den Mädchen nach. Die jungen Frauen waren nämlich nur mit einem Rock aus geflochtenen Zweigen und Blättern bekleidet.

Während sie uns das Essen brachten, konnte ich deutlich sehen, wie ihre blanken Brüste beim Laufen auf und ab wippten. Bevor ich aber auf irgendwelche dummen Gedanken kommen konnte, rammte mir Anila ihre Faust beinahe schmerzhaft in die Seite.

»Iss jetzt!«, sagte sie beinahe scharf und in ihren Augen lag ein Ausdruck, der gleichzeitig Zorn und Eifersucht widerspiegelte.

Wir hatten uns vorgenommen, nach dem Essen mit Kitu über die ganze Sache zu reden, aber dazu kam es nicht mehr. Ich machte mich gerade über die zweite Schüssel her, das Zeug schmeckte fast noch besser als es roch, als plötzlich ein seltsames Geräusch an meine Ohren drang. Diesen Laut hätte ich eigentlich eher in den Steppen von Goa oder im Felsland der Mic-Mac vermutet, aber nicht hier im Dunkelwald. Obwohl der moosbewachsene Boden noch mit Gräsern, Blätterwerk und abgefallenen Ästen bedeckt war, konnte ich deutlich Hufschlag ausmachen. Anila und ich schauten vom Essen auf und ich sah die fremden Reiter als erster, da ich näher an der Tür zu unserer Hütte saß.

Es waren mindestens zwei Dutzend Männer, die da unter uns durch das Unterholz ritten.

Es waren Psa!

Ich wusste nicht warum, aber ich spürte, dass uns Gefahr drohte.

»Es sind Psa«, rief ich Anila entgegen. »Die Reiter sind Psa!«

Anila nickte. »Bleib ganz ruhig,«

Sie ließ die Schüssel mit dem immer noch dampfenden Essen sinken und erhob sich. Sie gab sich gelassen, aber in ihren Augen erkannte ich, dass sie mit Ärger rechnete.

Inzwischen hatten die Psa den Baumriesen umzingelt, in dessen Astwerk sich das Dorf von Kitu und seinen Leuten befand.

Es waren untersetzte Männer mit grimmigen Gesichtern. Ihre Kleidung wirkte abgetragen und schäbig, aber alle trugen sorgsam eingölte, gepflegt wirkende, blitzende Waffen im Gürtel. Insgesamt sahen die Reiter alles andere als vertrauenerweckend aus. Sie zügelten ihre Pferde am Fuße des Baumriesen und starrten nach oben.

»He, ihr da!«, rief einer der Reiter. »Ich möchte mit eurem Anführer reden.«

Er sagte es leise, aber dennoch vermeinte ich eine gewisse Drohung aus seiner Stimme heraus zu hören.

Ganz offensichtlich schien der Kerl der Anführer des Trupps zu sein. Der Mann sah furchterregend aus. Sein breitflächiges Gesicht war von unzähligen Schlachtennarben völlig entstellt, seine Nase war gebrochen und beim Sprechen entblöbte er ein lückenhaftes, gelbliches Gebiss.

Inzwischen war Kitu in der Begleitung der Uralten neben uns getreten. Obwohl die beiden wussten, dass Hunderte aus ihrem Stamm ihnen im Rücken standen, waren sie jetzt sichtlich blass geworden und Kitu nagte unruhig an seiner Oberlippe.

»Was willst du?«, fragte er den Reiter.

Dieser blickte sich nur kurz um.

»Schöner Wald hier«, sagte der Mann. Dann deutete er in das Astwerk jenes Baumes hoch, in dem sich das Dorf des Blättervolkes befand.

»Ich habe gehört, ihr habt Gäste aufgenommen. Einen jungen

Mann und eine Frau. Ich bin hier, um mit den beiden zu reden.«

»Ich weiß nicht, wovon du da sprichst«, entgegnete Kitu ernst. »Dies ist das Dorf vom Volk der Blätter. Wir dulden in unserem Wald keine Fremden. Selbst wenn diese Leute, von denen du da erzählst, hier anwesend wären, ginge dich das nichts an.«

»Ich bin Baku, der erste Krieger des Rabenclans. Ich bin hier, um mit deinen Gästen zu sprechen, jetzt!«, fügte der Psa scharf hinzu.

»Ich rede nicht mit Gesindel wie euch.«

»Ich an deiner Stelle wäre mit der Wahl meiner Worte etwas vorsichtiger.«

»Pah«, entgegnete Kitu. »Was wollt ihr denn? Ich brauche nur einmal mit den Fingern zu schnippen und Hunderte meiner Krieger werden ihre Pfeile auf eure Bäuche richten.«

Der Psa lachte leise. In seinen Augen glitzerte es kalt.

»Dann schnipp doch mal mit deinen Fingern.«

Im selben Augenblick wurde es geradezu unnatürlich still. Eine Stille, die fast schon in den Ohren schmerzte, lag plötzlich über dem Wald. Aber nur für einen Moment. Dann hörte man zwischen den Riesenbäumen die Geräusche Bewaffneter auf dem Weg hierher. Das Stapfen unzähliger Füße, gedämpftes Klirren von Waffen und das Murmeln von Stimmen näherte sich.

Ich hatte plötzlich ein ungutes Gefühl im Bauch.

Vor unseren Augen begann sich das Unterholz zu teilen und zu Dutzenden tauchten die Psa im Laufschrift am Dorfbaum auf. Die erste Hundertschaft, die auf Baku zueilte, bestand zur einen Hälfte aus Lanzenträgern, zur anderen aus Bogenschützen. Wie auf einen stummen Befehl hin knieten sich die Lanzenträger auf den moosbewachsenen Waldboden und rammten die Schaftenden ihrer Lanzen in die Erde, so dass die scharf geschliffenen Spitzen schräg nach oben zeigten. Mit dem anderen Arm reckten die Lanzenkämpfer ihre Rundschilder hoch, unter die sich die Bogenschützen stellten, ein jeder von ihnen mit einem schussbereiten Pfeil auf der Sehne.

Das Ganze wiederholte sich mindestens zehn mal.

Mein Mund wurde trocken. Ich hatte plötzlich das Gefühl, einen riesengroßen Kloß im Hals stecken zu haben. Kreischend rief Kitu seine Krieger zu den Waffen. Aber als ich bemerkte, wie einige von

ihnen demonstrativ ihre Messer und Schilde zu Boden legten und mich unverhohlen angrinsten, wusste ich, das uns irgendjemand verraten hatte. Die Macht der Psa war größer, als ich gedacht hatte.

Wir waren gefangen!

Nur ein Wunder konnte uns jetzt noch retten.

Anila packte mich am Arm und zog mich langsam zurück. Während das Blättervolk mit großen Augen die Ankunft der Psa betrachtete, versuchten wir, so leise wie möglich das Dorf zu verlassen, allein in einer uns fremden Welt, umgeben von Dutzenden von Feinden. Bei den Göttern, uns konnte wahrlich nur noch ein Wunder helfen.

Wunder dauern bekanntlich etwas länger.

Doch in unserem Fall hatten die Götter wirklich ein Einsehen.

Genau in dem Augenblick, als wir versuchten, unbemerkt das Dorf zu verlassen ...

Die Blutvögel

Genau in dem Augenblick, als wir versuchten, unbemerkt das Dorf zu verlassen, bemerkte ich, dass sich etwas geändert hatte. Es gab plötzlich keinen Sonnenschein mehr, stattdessen wurde es immer dunkler und der ganze Wald war in ein unwirkliches schwefelgelbes Licht getaucht.

Fern im Norden war ein intensiver Heulton zu hören.

Danach herrschte Stille, absolute Stille.

Das Land schien den Atem anzuhalten.

Kurz darauf zerrissen schrille Schreie die Luft und das ganze Volk der Blätter befand sich in wilder Panik. Männer, Frauen und Kinder rannten brüllend umher, Kochkessel kippten um, Hüttenwände gaben unter dem Ansturm der tobenden Menge nach und wer zu Boden fiel, wurde gnadenlos niedergetrampelt. Das Dorf wurde

zu einem Schauplatz aus Chaos, Zerstörung und Tod. Verwundert senkten die am Boden kauernenden Psa ihre Waffen.

Dann kam der erste Windstoß, der mich fast vom Dorfbaum warf. Instinktiv streckte ich beide Hände aus und bekam einen armdicken Ast zu fassen. Andere hatten nicht soviel Glück. Vor meinen Augen sah ich Frauen und Kinder wie welke Blätter durch die Luft wirbeln und anschließend schreiend in den unergründlichen Tiefen des Dunkelwaldes verschwinden.

Die Konturen des Waldes verschwammen in schmutzig schwarzer Finsternis. Mit fliegenden Fingern öffnete ich meine Gürtelschnalle und band mich mit dem Leder an dem Ast an. Einen Herzschlag später kam der zweite Windstoß. Vor meinen Augen entwurzelte er den Baum neben uns. Einfach so! Ein Baumriese, dessen Stamm fünfzig Männer nicht umfassen konnte, wurde durch die Luft geblasen wie ein vertrocknetes Blatt. Als der gewaltige Baum inmitten der Psa zu Boden krachte, schien die Erde zu beben. Menschen kreischten und das Inferno erreichte seinen Höhepunkt.

Die Luft kochte und brodelte wie siedendes Wasser.

Ich klammerte mich verzweifelt an den Ast. Eine dichte Wolke aus umher fliegenden Blättern und Zweigen hüllte mich ein, Astwerk streifte meine Beine und zerfetzte meine Kleider. Als ich den Kopf hob, sah ich eine weitere wirbelnde grüne Wand auf mich zukommen, dann erhielt ich einen Schlag gegen die Stirn.

Mir wurde schwarz vor Augen.

Als ich wieder zu mir kam, herrschte absolute Stille.

Dann vermischte sich die trügerische Ruhe allmählich mit dem Ächzen und Röcheln der Verletzten und Sterbenden. Wie achtlos weggeworfene Spielzeugpuppen eines Riesen bedeckten ihre Körper den Waldboden oder hingen in seltsam verrenkter Gestalt im Astwerk der gewaltigen Bäume. Das neugeborene Licht der Sonne spiegelte sich auf den grün schimmernden Körpern des Blättervolkes ebenso wie auf den kupfernen Helmen und dem blitzende Waffenstahl der Psa wider.

Die leblosen Körper von Männern, Frauen und Kindern lagen reglos neben- oder übereinander. Eine dicke Wolke aus Fliegen summt über den blutbesudelten Leibern und hier und da wimmelte

es bereits schwarz vor Ameisen.

Ich begann zu würgen. Das Nächste, was ich erblickte, als ich meine Augen wieder geöffnet hatte, war – eine Frau.

Anila lehnte mir direkt gegenüber an einem Ast.

»Bei allen Göttern, was war das?«

»Wir nennen es Bal, der Atem der Götter«, erwiderte sie mit schmerzverzerrtem Gesicht. Etwas hatte sie seitlich am Kopf getroffen, ihre rechte Schläfe war blutverschmiert.

»Solche Windböen gibt es in dieser Jahreszeit hier im Süden immer wieder. Sie entstehen urplötzlich und ihre Wirkung ist verheerend. Aber heute bin ich zum ersten Mal in meinem Leben über den Bal glücklich. Ich wüsste nicht, wie wir sonst den Psa entkommen könnten.«

Während sich die ersten Überlebenden des schrecklichen Windstoßes langsam aufrappelten, zerrte mich Anila vorwärts über Lianen, Stege aus geflochtenen Blättern und Leitern den Baum hinab. Überall, wo ich hinsah, herrschte Tod und Verderben. Inmitten zerfetzter Baumhütten, zerbrochenem Hausrat und umgeknickter Bäume irrten sowohl die Menschen des Blättervolkes als auch die Krieger der Psa ziellos umher, manche weinend und schreiend, andere verzweifelt und blutend.

Begleitet vom Krachen brechender Äste und dem Knirschen von niedergetrampelten Gräsern hasteten wir durch das dichte Unterholz. Düster und scheinbar undurchdringlich lag der Dunkelwald vor uns. Bald schon konnte ich kaum noch zehn Fuß weit voraus sehen. Vorsichtig tasteten wir uns schließlich Schritt für Schritt weiter. In der einen Hand hielt ich *Gleichmacher*, mit der anderen Anila.

Plötzlich ließ mich ihr erstickter Aufschrei zusammensucken. Aufgeregt deutete sie mit der Rechten seitwärts und drückte sich Hilfe suchend an mich.

Mit zusammengekniffenen Augen starrte ich in Richtung ihrer ausgestreckten Hand. Was ich dort allerdings zu sehen bekam, war alles andere als beruhigend. An zwei gekreuzten Holzstangen, die

fest im Waldboden verankert waren, baumelte eine Gestalt, die wahrlich nicht von dieser Welt stammen konnte. Mit geweiteten Augen betrachtete ich ein dämonisches Wesen, das den Schädel eines Vogels, den Oberkörper eines Menschen und den Unterleib einer Echse besaß. Anstelle von Armen wuchsen zwei lederartige Vogel-schwüngen aus seinen Schultern, an deren Enden sich gekrümmte Klauen befanden. Auch die Echsenfüße endeten in todbringenden Krallen.

Bei näherem Betrachten erkannte ich jedoch, dass die Kreatur schon lange tot war.

Der Körper des seltsamen Wesens war so braun und vertrocknet wie ein abgestorbener Zweig.

Das Fleisch war verdorrt und hing in zusammengeschrumpften Fetzen von den bleichen Knochen. Der Schädel war mit einem silbernen Dolch an einer der Holzstangen festgenagelt und die gelben Zähne schienen mich mit einem freudlosen Grinsen hämisch anzulachen.

Während ich mich neugierig diesem monströsen Etwas näherte, taumelte Anila von abergläubischer Furcht gepackt immer weiter rückwärts.

»Was im Namen der alten Götter ist das jetzt?«

»Ein Blutvogel!«, antwortete Anila voller Entsetzen. »Wir sind verloren«, kreischte sie dann schrill. »Es ist noch keinem gelungen, diesen Wesen zu entkommen. Wir werden alle sterben!« Dabei klammerte sie sich wie eine Furie an mich und zerrte mich beinahe zu Boden. Ich versuchte mich zu befreien. Vergeblich. Dann brüllte ich Anila an, sie solle mich loslassen und aufhören zu schreien und als sie immer noch nicht aufhörte zu toben, schlug ich sie rechts und links ins Gesicht, um sie wieder zur Besinnung zu bringen.

Sie schüttelte meine Schläge wie Wassertropfen ab, taumelte und folgte mir schließlich wie eine willenlose Gliederpuppe weiter auf dem Weg durchs Unterholz. Ich war zutiefst erschüttert. Das hier war nicht mehr die Anila, die ich kannte, das hier war ein verschrecktes Frauenzimmer, welches beim leisesten Geräusch zusammenzuckte, als ginge es um ihr Leben.

Bei den Göttern, was hatte es nur mit diesen Blutvögeln auf sich?

Ich sollte es schneller erfahren, als mir lieb war. Gerade umrundeten wir einen von Unkraut überwucherten Baumriesen, der uns den Weg versperrte, als meine scharfen Augen keinen Steinwurf zu unserer Linken etwas entdeckten, das ich zunächst für eine Statue hielt.

Bis sich das Etwas bewegte!

»Was ist das?«, fragte ich Anila.

In diesem Moment breitete das Geschöpf mächtige Schwingen aus und flatterte tiefer in den Dunkelwald.

»Es ist der Tod«, sagte Anila tonlos.

»Es wäre besser gewesen, uns selbst die Kehlen durchzuschneiden. Keiner kann den Blutvögeln entkommen, keiner!«

Der Wald um uns herum wurde immer dichter und dunkler.

Nichts außer meinem keuchenden Atem durchbrach die Stille, als ich über den schwammigen Boden des grünen Dschungels hetzte. Immer schneller, Anila im Schlepptau, bis wir endlich eine kleine Lichtung erreichten. Völlig außer Atem sank ich auf die Knie, bohrte mein Schwert in den bemoosten Waldboden und legte meine Hände um den Griff von *Gleichmacher*, um meinen Kopf darauf zu betten.

Anila sagte die ganze Zeit über kein einziges Wort. Sie wirkte irgendwie abwesend, schwermütig. Ihr Zustand war schlecht zu beschreiben.

»Wie geht es jetzt weiter?«, wollte ich von ihr wissen, nachdem ich wieder einigermaßen zu Atem gekommen war.

Statt einer Antwort stieß sie einen gellenden Schrei aus und deutete aufgeregt hinter mich. Ich wirbelte herum und sah, wie sich etwas im Unterholz bewegte. Ich erkannte den Kopf eines Vogels, die Schultern eines Menschen und im gleichen Augenblick kamen drei dieser Alptraumgestalten in geducktem Lauf aus dem Dickicht des Dunkelwaldes. Ihre Schnäbel waren weit geöffnet und die Augen versprühten ein Feuer, wie es bei einem normalen Lebewesen völlig unmöglich war.

Ich sprang auf die Füße, schwang mein Schwert und mein erster

Hieb köpfte eine der Bestien, die gerade zum Sprung an meine Kehle angesetzt hatte. Der Schädel fiel zur einen, der Körper zur anderen Seite hin, als meine scharfe Klinge den Hals der Bestie durchtrennte.

Dann hatten mich die beiden anderen Ungeheuer mit klappernden Schnäbeln erreicht. Mit geradezu gespenstischer Beweglichkeit versuchten die grauenhaften Wesen in meinen Rücken zu gelangen. Der faulige Gestank, der dabei aus ihrem Schlund kam, raubte mir fast den Atem. Nur meine in letzter Zeit erprobte Kampfkunst bewahrte mich davor, von ihren zustoßenden Schnäbeln zerhackt zu werden. Als ein erneuter Schnabelhieb über meinem Kopf hinweg ins Leere ging, duckte ich mich, meine Schwerthand zuckte nach vorne und die Klinge von *Gleichmacher* fraß sich durch den Leib der Bestie, die mir am nächsten stand. In einem Regen aus Blut, Hautfetzen und durchschnittenem Fleisch ging das Untier mit einem grauenvollen Schrei zu Boden.

Aber mir blieb keine Zeit, mich über den vermeintlichen Sieg zu freuen. Das Unterholz vor mir spuckte weitere Blutvögel aus. Einen, zwei, schließlich vier weitere, die sich zu dem Überlebenden gesellten und mich immer weiter zurückdrängten.

Statt mir zu helfen, stand Anila einfach nur da und starrte mich aus weit aufgerissenen Augen an.

Ich schlug um mich wie ein Verrückter, hackte und stieß immer wieder mit dem Schwert zu, aber der Ring der Bestien zog sich dennoch immer enger zusammen.

Allein war ich verloren. Was war nur mit Anila los?

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich mit Entsetzen, wie sich eine der Schreckensgestalten auf die Kriegerin stürzte. Die klauenbewehrten Enden ihrer Schwingen legten sich um Anilas Hals und ich erkannte, wie Blut floss.

»Anila!«, schrie ich. Als ich in den dunklen Augen das wilde Glühen ihrer Liebe zu mir erblickte, wurde ich im selben Moment wieder von meiner Berserkerherkunft beherrscht.

Mit dem Feuer des Wahnsinns in den Adern sprang ich den Blutvögeln entgegen.

Nichts konnte mich jetzt noch aufhalten.

Duckend, zur Seite springend, vor, zurück und herumwirbelnd

wich ich den Schnabelstößen aus, die einen normal Sterblichen sicherlich zu Fall gebracht hätten. Wieder und immer wieder jagte ich meine Klinge in das Fleisch der Bestien. Schnäbel wurden zertrümmert, Knochen zerschmettert, Leiber zerschlagen. Blut spritzte wie roter Schaum von meiner Klinge, indes ich breitbeinig über Anila stand und mein Kriegsschwert schwang.

Nur am Rande bekam ich mit, wie die letzten beiden überlebenden Kreaturen von Panik erfasst davon rannten.

»Thorak!«, hörte ich wie aus weiter Ferne Anila rufen. »Es ist vorbei, es ist alles vorbei.«

Nur langsam erlosch die Flamme des Kampfes in mir und meine Berserkerwut verebbte. Ich ließ mein Schwert sinken und betrachtete mich wie jemanden, der soeben aus einer Art Traum erwachte.

Ich war von Kopf bis Fuß mit Blut besudelt, welches nicht nur von mir stammte.

Fünf der Blutvögel waren unter meinen Schwerthieben regelrecht zerhackt worden.

Obwohl mich Anila sehr genau kannte, hatte ich das Gefühl, dass sie dieses Mal unter meinem Blick erschauerte.

Ich vermeinte, so etwas wie Angst in ihren Augen zu lesen.

Der Sonne entgegen

Es war früher Morgen, als wir am südlichen Ende des Dunkelwaldes aus dem Unterholz stolperten.

Nach den vielen Tagen, die wir in der hinter uns liegenden Welt aus Bäumen und Blättern im Halbdunkel verbracht hatten, brannte das klare Licht der Sonne in unseren Augen.

Gleichzeitig senkten wir geblendet die Köpfe und stöhnten.

»Bei den Göttern, bin ich blind geworden? Ich kann nichts sehen!«

»Keine Sorge, das geht schnell wieder vorbei«, erwiderte Anila und legte mir ihre Hand zärtlich auf die Schultern. »Wir waren einfach zu lange im Dunkelwald, unsere Augen müssen sich erst wieder

an das helle Licht der Sonne gewöhnen.«

Wie so oft sollte Anila auch diesmal recht behalten.

Bereits nach kurzer Zeit hatten sich meine Augen wieder ans Tageslicht gewöhnt und ich blickte mich neugierig um. Über dem Dunkelwald lag eine seltsam verträumte Stille. Irgendwo hinter dieser scheinbar undurchdringlichen Wand aus Pflanzen trällerte ein Vogel durch den Morgen, ein sanfter Wind strich durch die Bäume und die Blätter raschelten leise. Angespannt musterte ich meine Umgebung. Jeden Augenblick erwartete ich, dass etwas geschehen würde, ohne eine Vorstellung davon zu haben, was genau es sein könnte. Das Volk der Blätter, der grüne Tod, die Blutvögel, ich konnte nicht glauben, dass all das bereits Vergangenheit war. Zu frisch waren meine Erinnerungen an die blutigen Ereignisse der letzten Tage.

Aber bis auf das Zwitschern eines Vogels und das Säuseln des Windes umgab uns nichts als absolute Stille.

»Wir sind fast am Ziel«, sagte Anila und deutete auf das Land vor uns. »Hier beginnt das Land der N'de. Der Dunkelwald grenzt an dieser Stelle an das Gebiet des Himmelsclan. Ich denke, hier sind wir vorläufig in Sicherheit.«

Endlich! Ich war im Land meiner Väter angekommen.

Andächtig starrte ich nach vorn, denn der Anblick war atemberaubend.

Vor mir lag eine gewaltige Grasebene, darüber ein mit weißen Wolken getupfter stahlblauer Himmel und am Horizont war eine mit immergrünen Büschen und dunklen Nadelbäumen besetzte Hügelkette zu erkennen. Der ständig wehende Wind verfang sich im Gras und schuf so die Illusion von Wellen, die sich durch ein grasgrünes Meer bewegten. Ein Adler schwebte hoch in der Sonne mit ausgebreiteten Schwingen über dem Land und zu meiner Rechten stand ein Rudel hirschähnlicher Tiere friedlich am Ufer eines dahinplätschernden Baches. Die Strahlen der aufgehenden Sonne glänzten auf ihrem ockerfarbenen Fell. Ab und an hob eines der Tiere den Kopf und witterte in die klare Morgenluft, indes die anderen das kühle Wasser sichtlich genossen. Unsere Nähe schien sie nicht im geringsten zu stören. Alles in allem war es ein geradezu

paradiesischer Anblick, ein Bild des Friedens, der die Schrecken der letzten Tage und Wochen vergessen ließ.

Plötzlich brummte Anila zufrieden und deutete auf einen Busch vor uns, dessen Äste sich unter der Last unzähliger, sonnengelber Früchte bis auf den Boden bogen. Erst jetzt verspürte ich das quälende Hungergefühl, das meinen Magen schon seit geraumer Zeit knurren ließ. Wir sanken ins Gras und stillten gierig unseren Hunger mit dem exotischen Obst.

»Bei Hela und Belen, den Göttern von Eislanden«, rief ich zwischen zwei Bissen hervor, »ich kann mich nicht erinnern, jemals so etwas köstliches gegessen zu haben. Was ist das?«

»Man nennt es Aga, die Frucht der Götter«, erwiderte Anila kauend.

Ich nickte verstehend, Götterfrucht, ein treffender Name. Etwas, das so süß, so saftig und zugleich so unbeschreiblich gut schmeckte, konnte wahrlich nur aus der Hand von Göttern stammen.

Als wir uns schließlich satt gegessen hatten, bedeutete mir Anila mit einem stummen Kopfnicken, dass es an der Zeit war weiter zu ziehen. Ich erhob mich und folgte ihr, rundum satt und zufrieden, durch die Grasebene, südwärts der Sonne entgegen. Auch die Herde am Wasser war inzwischen weiter gezogen.

Wir waren jetzt seit fünf Tagen unterwegs, ohne auf irgendein Anzeichen menschlichen Lebens gestoßen zu sein. Unsere Wasserflaschen waren fast leer und die letzte warme Mahlzeit lag auch schon ewig zurück. Das war ein knochiger, altersschwacher Hase, dem zudem noch der rechte Vorderlauf fehlte. Das Fleisch war zäh und schmeckte tranig.

Jetzt war es wieder Mittag, die Sonne stand fast senkrecht am stahlblauen Himmel, die Luft über der unendlich scheinenden Grasebene schien zu flimmern und es war unerträglich heiß.

Schweiß rann mir über Stirn und Wangen und ich hielt einen Moment keuchend inne, weil mir die Zunge förmlich am Gaumen klebte. Ich zog den Korken aus meiner Kürbisflasche, die am Gürtel

hing, setzte sie an den Mund und trank einen Schluck von dem abgestandenen, lauwarmen Wasser. Diese Flasche, die Kleider die ich am Leib trug und mein Schwert waren alles, was ich bei unserer Flucht aus dem Dunkelwald hatte mitnehmen können. Anila, die in diesem Moment ebenfalls stehen geblieben war um zu verschnauften, erging es nicht besser.

Ich, Sohn eines Kriegers, Teil einer Prophezeiung, konnte nur müde lächeln. Was ich sah, waren lediglich zwei zerlumpte Gestalten, zerkratzt von den Dornenbüschen und scharfen Gräsern der Ebene, schweißgebadet, verdreht, hungrig und durstig.

Ich hängte die Flasche an den Gürtel zurück und rückte mein Schwert zurecht, weil es beim Laufen ständig an meine Hüfte drückte. Dann setzte ich mich wieder in Bewegung, lustlos, weil ich das lange Laufen nicht mehr gewohnt war und meine Fußsohlen bei jedem Schritt brannten. Obwohl ich gerade eben etwas getrunken hatte, war meine Kehle keine hundert Schritte später wieder wie ausgetrocknet.

In diesem Moment hörte ich den Hufschlag.

Als ich mich umdrehte, sah ich in einiger Entfernung eine Staubwolke in der Luft, die rasch näher kam.

»Lauf!«, schrie Anila und ich rannte sofort hinter ihr her.

Auf einmal verspürte ich keinerlei Schmerzen mehr in meinen brennenden Füßen. Ich lief so leichtfüßig, als hätte ich mich tagelang ausgeruht.

Der Hufschlag wurde lauter.

Wir rannten, so schnell wir konnten, aber weit und breit gab es keine Deckung für uns, weder Baum noch Strauch, nur kniehohes Gras.

Panik erfasste mich, als unvermittelt eine Bodensenke in der Grassteppe auftauchte. Anila warf sich sofort zu Boden, ich aber konnte nicht mehr anhalten, stolperte und segelte in vollem Lauf die Böschung hinunter. Meine Kleider wurden zerrissen, ich schrammte mir die Haut an Armen und Beinen auf, und als ich am Grunde der Senke angekommen war, schlug ich mir zu allem Überfluss auch noch den Schädel an einem Felsbrocken an. Blut lief mir über die Stirn, als ich mich benommen aufrichtete. Ich erkannte Anila, die am

Rand der Böschung kauerte, die rechte Hand um den Griff ihres Schwertes gelegt. Als ich es endlich geschafft hatte, wieder zu ihr hoch zu kriechen, waren die Reiter schon sehr nahe.

Es waren Psa!

Eine kleine Horde nur, zehn, zwölf Krieger, aber zu viele für uns.

Sie zügelten ihre Pferde kaum fünfzig Schritte von uns entfernt. Ich drückte mich hart in den Boden und wagte kaum zu atmen. Der Wind trieb den Klang ihrer Stimmen und einzelne Wortfetzen herüber. Eines der Pferde schnaubte.

Ich hätte jetzt gern ein Pferd gehabt. Mit einem Pferd wäre alles anders gewesen. Damit wäre ich den Psa mit Sicherheit entkommen. Stattdessen aber lag ich mit dem Gesicht im Dreck und hoffte, dass wir nicht entdeckt wurden, während ich es mit zusammengebissenen Zähnen hilflos hinnehmen musste, dass genau in diesem Moment eine dicke, fette grünliche Raupe zwischen den Gräsern erschien, quer über meinen Kopf kroch und dabei eine wässrige Schleimspur auf meinem Antlitz hinterließ.

Dann war wieder Hufschlag zu hören und erst, als er leiser wurde, hob ich den Kopf. Die Psa ritten westwärts. Sie hatten uns nicht bemerkt. Erleichtert richteten wir uns auf und ich wischte mir angewidert den Raupenschleim aus der Stirn.

Irgendwann am Abend stießen wir auf ein weitläufiges Wasserloch. Das Ufer dieses kleinen Sees, in dessen Nähe ein paar Blumen wuchsen und das sonnenbebleichte Gras eine dunklere, intensivere Farbe hatte als in den sonnenverbrannten Ebenen, wurde so zu unserem Nachtlager.

»Wie geht es jetzt weiter?«, wollte ich wissen.

»Noch vier Tage, dann müssten wir das erste Dorf des Himmelsclan erreicht haben«, sagte Anila leise und fügte im gleichen Moment nach einem kurzen Seitenblick düster hinzu: »Wenn uns die Psa nicht zuvorgekommen sind.«

Ich nickte, betrachtete die Kriegerin noch einen Augenblick, dann übermannte mich der Schlaf.

Als ich erwachte, planschte Anila ausgelassen im Wasser des Tümpels. Einen Moment lang ließ sie sich rücklings auf dem Wasser treiben und ihre nackten Brüste schimmerten kupferfarben im Licht der aufgehenden Sonne. Dann schwamm sie zum Ufer zurück und stieg aus dem Wasser. Mit beiden Händen strich sie das Wasser von den wohlgeformten Rundungen ihres Körpers ab, schüttelte ihre dunkle Mähne und kam direkt auf mich zu.

Ich schluckte trocken. Trotz der drohenden Gefahr durch die Psa konnte ich im Augenblick an alles andere denken, nur nicht mehr an Schlaf. Nackt, wie die Götter sie erschaffen hatten, beugte sich Anila über mich und hauchte mir einen Kuss auf die Wange.

Ich zerfloss beinahe vor Verlangen.

»Steh endlich auf, du Schlafmütze. Wir müssen weiter, oder willst du hier auf die Psa warten?«

Ihre raue, befehlende Stimme riss mich aus allen Träumen. Statt in den Armen einer begehrenswerten Frau zu liegen, bekam ich einen derben Knuff in die Seite.

Zähneknirschend rappelte ich mich auf.

Gegen Mittag des vierten Tages tauchen in der Ferne tatsächlich die fellumwickelten Zeltbauten eines Dorfes in der steppenartigen Landschaft auf.

Aber kein Rauch stieg aus dem Dorf empor. Keine Hunde bellten, niemand schrie, lachte oder weinte. Das einzige Geräusch war der ständig wehende Wind, der sich im Gras der Steppe verding.

Als wir uns dem Dorf näherten, flogen Krähen flatternd gen Himmel. Mit ausgebreiteten Schwingen schwebten sie krächzend über unseren Köpfen. Nichts bewegte sich vor uns. Nur die fellumwickelten Eingangsklappen der Zelte knarrten leise im Wind, ansonsten war immer noch kein Laut zu hören.

Wir waren im wahrsten Sinn des Wortes in einem Lager von Toten gelandet.

Im Schatten des Orakels

Ungläubig verharrten wir am äußersten Rand des Zeltdorfes.

Wortlos zog ich mein Schert aus dem Gürtel und blickte mich wachsam um, während ich Seite an Seite mit Anila auf das Lager zuing.

Es war totenstill. Nur das Krächzen der Aasvögel, die flügel-schlagend um die Toten herumhüpften, war zu hören.

Überall lagen die Leichen auf dem hart gestampften Grasboden. Zwischen den Unterkünften, neben den Lagerfeuern, selbst in dem kleinen Fluss, welcher die nördliche Grenze des Dorfes bildete, trieben mehrere nackte, aufgedunsene Körper kopfüber im bleigrauen Wasser.

Betroffen steckte ich mein Schwert zurück in den Gürtel. Hier kam jede Hilfe zu spät.

»Hallo!«, rief Anila, aber es kam keine Antwort, nichts bewegte sich.

Als der Wind umschlug und mir der widerwärtige Gestank von Blut, Tod und Schweiß in die Nase stieg drehte ich den Kopf zur Seite und begann zu würgen. Genau in diesem Moment hörte ich ein wohlbekanntes Geräusch. Ein Sirren, das immer dann erklang, wie wenn jemand einen Pfeil von einer gespannten Bogensehne abschoss. Ohne lange zu überlegen packte ich Anila an der Hüfte und riss sie mit mir zu Boden. Nur um Haaresbreite zischte der hölzerne Schaft eines gefiederten Todesboten an uns vorbei und bohrte sich keine Handbreit von meinem Oberkörper entfernt zitternd in den Grasboden.

Für einen Augenblick herrschte Stille.

Dann war Hufschlag zu hören und wenig später tauchten Reiter im Norden auf. Stumm ritten sie hintereinander ins Dorf. Ihre markanten Gesichter waren ebenmäßig geschnitten und sie saßen so stolz in ihren leichten Deckensätteln, als wären sie die Herren des Landes. Unwillkürlich musterte ich Anila mit einem kurzen Seitenblick, die Ähnlichkeit mit diesen Männern war unverkennbar. Die bronzefarbenen Oberkörper der Reiter waren nackt. Sie trugen ein-

fach geschnittene Hosen aus gegerbtem Wildleder und in ihren langen, fast blauschwarzen Haaren waren Federn, Muscheln und Knochen eingeflochten.

»N'de!«, sagte Anila. »Das sind Krieger vom Himmelsclan.«

Endlich waren wir beim Volk meiner Vorfahren angekommen.

Seltsam war nur, das einige der Reiter Pfeil und Bogen in einer Art in den Händen hielten, dass es den Anschein hatte, als würden sie jeden Moment wieder auf uns schießen.

Der vorderste Reiter, ein stämmiger und muskulöser Mann, dessen Haar zu zwei Zöpfen geflochten war, die zu beiden Seiten über seine nackte Brust hingen, hob den rechten Arm und gab den anderen ein Zeichen. Einen Atemzug später waren wir umzingelt.

In den Gesichtern der Männer zuckte kein Muskel, sie waren starr wie Masken. Anilas Augen glitten über die Krieger und nach einem raschen Seitenblick in ihr verkniffenes Gesicht erkannte ich, dass hier irgendetwas nicht stimmte.

»Ola he!«, begrüßte Anila die Männer in der Ursprache der N'de. Das hieß frei übersetzt ›Wie geht es dir, mein Freund‹ und zeigte dem Gegenüber auch gleichzeitig an, dass man ebenfalls ein Angehöriger dieses Volkes war. Aber hier und heute war das anscheinend uninteressant. Ein anderer N'de rutschte aus dem Sattel und kam auf uns zu. Es war nicht sein Gestank nach Schweiß, ranzigem Fett und Pferd, der mich den Atem anhalten ließ, sondern die Halskette, die der Mann trug. Diese bestand aus Menschenfingern, die durch Wind und Wetter runzelig geschrumpft waren, so dass die Nägel wie Krallen hervorstachen. Mit einem gereizten Knurren zog er mir mein Schwert aus dem Gürtel und überreichte es dem Mann mit den Zöpfen.

»Was soll das?«, fragte ich ungehalten, doch statt einer Antwort fuchtelte der Krieger mit dem makabren Halsband lediglich mit der Spitze seines Messers vor meinen Augen herum.

»Mitkommen!«, sagte der Mann, der jetzt mein Schwert besaß, und zog sein Pferd herum. Als ich einen Moment lang zögerte, klopfte mir ein anderer Reiter mit seiner Lanzenspitze auf die Schultern. Als ich spürte, wie mir etwas warmes, klebriges den Arm hinunterlief, wusste ich, dass es besser war, der Aufforderung nach-

zukommen.

Wir ritten bis zum Nachmittag, als ich in der Ferne den Schein mehrerer Feuer ausmachte.

Eine halbe Meile später gelangten wir an den Rand eines Lagers aus primitiven Zweighütten und Zelten. Anila und ich saßen zusammen auf einem struppigen, ockerfarbenem Pferd mit kräftigen Fesseln, indes sein Besitzer hinter einem anderen Krieger in den Sattel gestiegen war. Die N'de hatten ziemlich rasch erkannt, dass wir zu Fuß lediglich eine Behinderung für sie waren.

Im Lager angekommen, rissen uns raue Hände vom Pferd und wir wurden in eine der niedrigen Zweighütten gezerrt. Ein stinkendes, fensterloses Loch, in dem es nach verfaultem Stroh, Kot und Erbrochenem roch. Im Innern der Hütte warf man uns einfach wie leere Getreidesäcke zu Boden und zwei der N'de blieben vor der Eingangsklappe als Wache sitzen. Dabei starrten sie uns aus düsteren Gesichtern schweigend an.

Die folgenden Stunden zerrten gewaltig an unseren Nerven.

Kein Mensch ließ sich blicken oder redete mit uns. Sobald wir nur eine Bewegung machten, kitzelten uns unsere Bewacher mit ihren Schwertspitzen. Mehr als nur ein blutiger Schnitt zierte bereits meinen Körper, als es auf den Abend zuing. Anila erging es nicht besser.

Irgendwann, als ich das Gefühl hatte, bereits eine Ewigkeit in der schäbigen, dunklen Hütte zu sitzen, schlief ich ein. Ich erwachte, als plötzlich das Fell am Eingang zur Seite gerissen wurde und Anila mich am Arm rüttelte.

Licht flutete die Hütte.

Ich öffnete die Augen und wälzte mich stöhnend herum. Es gab keinen Knochen im Leib, den ich nicht spürte. Ich bedachte Anila mit einem vorwurfsvollen Blick und starrte dann verschlafen auf den Eingang. Jener Mann, der sein Haar zu Zöpfen geflochten hatte, betrat die Hütte. In seiner Rechten lag ein gefährlich aussehendes Kurzschwert, dessen Spitze auf mich zeigte.

»Mitkommen, alle beide!«, knurrte er.

Wir folgten ihm zähneknirschend zu einer weiteren Hütte, deren Eingang von einem Lanzenträger blockiert wurde. Der Mann musterte uns stumm mit verkniffenem Gesicht. Dann bellte er ein paar Worte, die ich nicht verstand, hinter die Felldecke, welche den Eingang verdeckte, hielt uns mit der Eisenspitze seiner Lanze in Schach und ließ uns erst passieren, als er Antwort bekam. Geduckt traten wir über die Schwelle. Das Innere war lang und schmal. Die Wände bestanden aus ineinander verflochtenen Zweigen und Tierhäuten, welche von der Sonne ausgebleichen waren. Der Zeltboden der Behausung war nichts anderes als ein Stück festgestampfte Erde und in der Mitte des Raumes brannte ein rauchloses Feuer aus kleinen Holzstücken.

Zwei Männer saßen mit dem Rücken zum Feuer und musterten uns eingehend.

Einer von ihnen hatte eine bunt gewebte Decke über die Schultern gelegt. Er war klein, unglaublich dürr und alle, die mit ihm redeten, nannten ihn Soteka. Seine listig funkelnden Augen und das spitz zulaufende Gesicht waren von verfilztem, grau melierten Haar umrahmt, das geradezu vor Schmutz und Essensresten starrte. Er trug eine ärmellose Weste aus dunkelblauem Tuch sowie eine Hose und Schuhe aus Wildleder. Allerdings war die ursprüngliche Farbe der Kleidung längst einer schwarzen, speckig glänzenden Oberfläche gewichen, die nur aus Fett, Asche und Dreck bestand. Sobald sich der dürre Alte bewegte, verströmte er einen geradezu ekelhaften Duft aus Schweiß, abgestandener Pisse, ungewaschenem Körper und schalem Holzrauch, welcher die Fliegen in Massen anzog.

Der andere war ein unruhiger Kerl mit einem scharf geschnittenen Gesicht, das von einer spitz hervorstehenden Hakennase beherrscht wurde.

Dieser Mann redete schnell und kehlig auf den Alten mit der bunt gewebten Decke ein.

Seine Stimme klang dabei schrill und während er sprach, gestikuliert er heftig mit seinen knöchigen Armen, wobei er immer wieder auf uns deutete.

»Aber En-Hone und seine Männer haben die beiden im Lager

aufgegriffen.«

»Was beweist das schon?«

»Ein altes Sprichwort sagt, das es die Mörder meistens wieder zurück zum Ort ihrer Tat zieht.«

Der mit den listig funkelnden Augen machte eine verächtliche Handbewegung.

»Unsinn, das sieht doch jeder, dass die beiden nicht zu den Hundeleuten gehören. Vom Aussehen her könnte man sogar meinen, dass sie zu unserem Volk gehören.«

»Wie meinst du das?«

»So wie ich es gesagt habe. Zudem, weißt du eigentlich, was der Junge bei sich trug?«

»Natürlich habe ich das Schwert gesehen, aber was beweist uns das?«, keifte Hakennase wie ein Waschweib. Aber er verstummte sofort, als der Alte mit der Decke seine schwielige Hand erhob.

»Wir sollten aufhören, uns gegenseitig Vorhaltungen zu machen. Bringt den Jungen zu der Höhle, so wie ich es von Anfang an gesagt habe und alles andere wird durch das Orakel entschieden.«

Als wir schließlich aus Sotekas Zelt gebracht wurden, hatte die Sonne ihren höchsten Stand erreicht. Trotz der sengenden Mittagshitze ritten wir sofort los. En-Hone, der Mann mit den Zöpfen, Hakennase und ein Dutzend weiterer ausgewählter Männer begleiteten mich auf meinem Weg zu dem Orakel, während Anila weiterhin im Dorf festgehalten wurde. Bis zum Nachmittag führte uns der Ritt durch das Grasland und es dämmerte bereits, als wir endlich unser Ziel erreicht hatten.

Eine lang gezogene Reihe bizarrer Felsen lag vor uns. Mehrere dunkle Höhleneingänge gähnten uns wie schwarze Löcher entgegen. Vor einer dieser Höhlenöffnungen zügelten wir unsere Pferde und mit ein paar knappen Gesten gab mir En-Hone zu verstehen, dass ich absteigen sollte.

»Hier werden wir bis zum nächsten Sonnenaufgang auf dich warten. Solltest du nicht zurückkehren, bist du nicht würdig. Jetzt

geh, stelle dich dem Orakel.«

»Und dann?«

»Alles weitere liegt in der Hand der Götter. Aber ich fühle, dass sich Soteka nicht geirrt hat. Du wirst zurückkommen.«

Verwirrung lag in meinen Gedanken, als ich aus dem Sattel glitt und auf die Höhle zulief.

War ich tatsächlich ein Teil einer Prophezeiung?

Ich, der Nde

Unwillkürlich hielt ich den Atem an.

Vor mir lag die Höhle, in der sich angeblich das Orakel befinden musste. Ein tiefes, dunkles Loch, das anscheinend nur auf meine Ankunft gewartet hatte.

Direkt vom Eingang aus führte eine in das Gestein des Felsens gehauene Treppe in den dunklen Höhlenschlund hinunter. Als ich die ersten Stufen hinabzusteigen begann, wehte mir sofort eine Welle frostiger, kalter Luft entgegen. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als ob sich eine riesige, eiskalte und unsichtbare Hand um meinen Körper gelegt hätte. Trotz der unnatürlichen Kälte stand mir der Schweiß auf der Stirn, mein Herz schlug wie verrückt und *Gleichmacher*, mein Schwert, begann sichtbar zu glühen. Als ich zu Boden blickte, um den Verlauf der Treppe zu verfolgen, sah ich sie zum ersten Mal.

Weißgelbe Gegenstände, die zu Dutzenden neben meinen Füßen auf den dunklen Stufen schimmerten. Als ich vorsichtig weiter ging, erkannte ich, dass es Knochen waren. Menschenknochen!

Was war hier passiert?

Obwohl hier unten absolute Stille herrschte, spürte ich, dass ich nicht allein in der Höhle war. Ich ging nur zögernd vorwärts, denn die Treppe machte einen scharfen Bogen nach links. Das letzte Sonnenlicht der hereinbrechenden Dämmerung verlor an dieser Stelle abrupt seine Kraft und mit jeder weiteren Stufe wurde es immer dunkler um mich herum. Schließlich, als ich nach einer endlos scheinenden Ewigkeit mit den Füßen das Ende der Treppe erfühlt

hatte, umgab mich totale Finsternis. Ich konnte nichts sehen, riechen oder hören, aber ich spürte etwas und ein unheimliches Gefühl beschlich mich. Dennoch steckte ich mein Schwert wieder in den Gürtel zurück und machte mich daran, mit vorgestreckten Händen die Felswand vor mir abzutasten. So kam ich zu einem schmalen Durchlass, vor dem ich regelrecht in die Knie gehen musste, um in den Raum dahinter zu gelangen. Mit all meinen Sinnen lauschte ich in die Finsternis hinein. Es roch nach altem Staub, Verwestem und Vogelkot, wahrscheinlich war ich hier in der Schlafhöhle irgendwelcher Nachtulen gelandet. Trotzdem hatte ich ein mulmiges Gefühl, da meine umhertastenden Hände einige Dinge berührten, die nichts in einer von Nachtvögeln bewohnten Felsenhöhle zu suchen hatten.

Der Form nach handelte es sich dabei um schartige Waffen, Geldmünzen und uralte Möbelstücke.

Schließlich richtete ich mich wieder behutsam auf, aber schon beim nächsten unvorsichtigen Schritt in dem dunklen Raum stieß ich mit den Zehen heftig an einen harten, unnachgiebigen Gegenstand. Der Schmerz trieb mir das Wasser in die Augen und fluchend ging ich wieder in die Knie. Meine tastenden Hände berührten ein rundes, metallisches Etwas, das ich schließlich als Kampfschild irgendeines fremden Kriegers erkannte. Daneben erfüllten meine Finger einen Beutel, dessen Stoff im Laufe der Jahre so brüchig geworden war, dass er unter meiner Berührung im wahrsten Sinne des Wortes zu Staub zerfiel. Aber nicht alles war im Lauf der Zeit hier unten verrottet. Ich erfüllte ein paar Münzen und einen kleinen Stein, der an den Rändern seltsam gezackt war. Offensichtlich war ich auf die Geldbörse des unbekanntes Kriegers gestoßen. Während ich noch über den Krieger nachdachte, der vor mir da gewesen sein musste, kam mir die Erkenntnis. Ich musste mich beherrschen, um nicht laut aufzuschreien. Ich hielt einen Feuerstein in den Händen!

Hastig scharfte ich mit den Händen all das Zeug zusammen, das den Boden der Höhle beinahe fingerdick bedeckte – vermoderte Blätter, Tannennadeln, Zweigstücke und morsche Möbeltrümmer. Dann zog ich mein Schwert aus dem Gürtel.

Bereits nach dem dritten Schlag mit dem Stein auf das Schwert-

blatt sprühten genug Funken, um damit ein kleines Feuer zu entfachen. Schnell verbreiteten die Flammen ihr warmes gelbrotes Licht und ich blickte mich nachdenklich um. Der Raum, in dem ich mich befand, war noch größer als ich gedacht hatte. Die Höhlendecke lag mindestens zehn Fuß über mir und ich vermutete, dass die Höhle gut fünfzig Schritt in der Länge maß und etwa dreißig Schritt breit war. Es gab nur den einen Zugang, durch den ich gekommen war, von einem winzigen Spalt in der Decke abgesehen. Durch den konnte allerdings höchstens eine Fliege oder wie jetzt der Rauch meines Feuers ins Freie ziehen, mehr ließ das fingernagelgroße Loch nicht zu.

Genau in der Mitte der Höhle erhob sich ein länglicher Schrein, der nach oben offen war. Er bestand aus dem gleichen grauen Felsgestein wie die Treppen. Neugierig ging ich darauf zu und plötzlich, mit jedem Schritt mehr, mit dem ich mich diesem steinernen Sarkophag näherte, begann mein Herz schneller zu schlagen und mein Schwert glühte jetzt fast purpurrot.

Als ich die Stirnseite des Schreins erreicht hatte und in sein Inneres blickte, hielt ich unwillkürlich den Atem an.

Auf dem Grund des seltsamen Steingebildes lag das Skelett eines einstmals riesigen Mannes. Sein Gewand, oder was auch immer er getragen haben mochte, lag verrottet neben ihm. Eine bronzene Gürtelschnalle und mehrere Knöpfe aus Tierhorn hingen zwischen den Rippen. Nach einem kurzen Blick auf seinen fleischlosen Totenschädel hatte ich das Gefühl, als würde er mich mit seinen gebleckten gelben Zähnen höhnisch angrinsen. Den Göttern sei Dank, dachte ich, war dieses Wesen so tot wie der steinerne Schrein, in dem es lag.

Doch sollte dies das geheimnisumwitterte Orakel sein?

Als ich im Schein des niederbrennenden Feuers meine Umgebung näher betrachtete, zuckte ich plötzlich zusammen. Die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag ins Gesicht. Der Schrein war nämlich nichts anderes als ein steinerner Sarg, in welchem dieses Knochengestell

lag. Von Entsetzen gepackt taumelte ich zurück, während ich dabei unabsichtlich mit meinem Schwert den Stein berührte.

Danach geschah es!

Eine milchig weiße Wolke erhob sich aus dem Sarg und formte sich nach und nach zu dem Gesicht eines unbekanntenen Kriegers.

Ich hielt den Atem an.

Die undeutlichen Konturen verfestigten sich und keine zwei Atemzüge später starrte ich auf den Kopf eines Mannes, der entgegen allen Naturgesetzen scheinbar schwerelos über dem Knochengebilde schwebte, aus dem er geschlüpft war. Das bartlose Gesicht war kühn geschnitten, von langem, dunklem Haar umrahmt und von etlichen Schlachtennarben gezeichnet. Dennoch strahlte es unglaublich viel Weisheit und Würde aus. Jeder, der das Antlitz sah, konnte erkennen, dass dieses Gesicht einem bedeutenden Mann gehören musste. Ich war jetzt keine zwei Schritte davon entfernt und umklammerte den Griff meines Schwertes so heftig, dass sich die Handknöchel meiner Rechten weiß unter meiner gebräunten Haut abzeichneten.

»Sei mir willkommen, wenn du dich als würdig erweisen solltest!«

Ich wusste nicht, wie lange ich wortlos dagestanden hatte, bis ich irgendwann allen Mut zusammen nahm und dem Gesicht antwortete.

»Ich bin Thorak aus Eislanden, aber wer bist du?«

»Capaha!«

Die Nebelgestalt sprach nicht wirklich, ich hörte ihre Antwort nur als leises Flüstern in meinem Kopf.

»Ich bin Capaha«, sagte die flüsternde Stimme erneut. »Ich bin das Orakel der N'de. Ich bin erfreut, dass nach so langer Zeit endlich jemand den Weg zu mir gefunden hat.«

»Wie meinst du das?«

»In all den vergangenen Jahrzehnten hat es unzählige Krieger gegeben, die sich wohl für wichtig oder würdig genug hielten, dem Orakel gegenüber zu treten. Diese Narren! Wie du erkennen konntest, zieren ihre Gebeine jetzt den Eingang zu dieser Höhle.«

»Und wenn auch ich mich als nicht würdig erweisen sollte?«, entgegnete ich unsicher.

Zuviel war seit dem Betreten der Höhle auf mich eingestürmt. Die Gebeine am Eingang, der steinerne Sarg und die Erscheinung jenes Kriegerantlitzes, das jetzt schwerelos keine Armlänge vor mir in der Luft schwebte, hatten in mir ein tiefes Entsetzen geweckt. Zwar fürchtete ich weder den Kampf gegen wilde Tiere noch gegen einen anderen Feind aus Fleisch und Blut, aber mir graute es vor dem übernatürlichen Schrecken, dem nicht Greifbaren und all den anderen entsetzlichen Dingen, die ihren Ursprung in der dunklen Magie hatten.

»Was redest du da für einen Unsinn!«, war die scharfe Antwort. »Du bist Träger eines der heiligen Artefakte der N'de. Du hast den Xlingit besiegt und obwohl sie seit langer Zeit auf der Suche nach dir sind, ist es den Hunden der Psa immer noch nicht gelungen, dich zu fangen. Also vergiss deine Zweifel.«

Die schroffen Worte richteten mich förmlich auf. Vergessen waren alle Zweifel, ich straffte meine Schultern und erhob wieder stolz meinen Kopf.

Wahrlich, warum verging ich hier in Selbstzweifel?

Ich hatte in den letzten beiden Jahren mehr erlebt als hundert andere in meinem Alter in ihrem ganzen Leben und ich war vor meinem Schicksal nicht davongelaufen. Im Gegenteil, ich hatte mich meiner Bestimmung gestellt, die mich hier in diese Höhle geführt hatte. Die Finger meiner Rechten krampften sich um den Griff meiner Waffe und herausfordernd starrte ich dem Orakel entgegen. Eine seltsame Erregung durchflutete mich jetzt.

Das Blut in meinen Adern schien zu kochen, meine Muskeln begannen anzuschwellen und mein Herz klopfte immer heftiger. Ein Gefühl totaler Unbesiegbarkeit strömte durch meinen Körper und ich war jetzt bereit zu kämpfen. Wenn es sein musste gegen die ganze Welt.

Täuschte ich mich oder verzog sich das Gesicht von Capaha bei meinem Anblick tatsächlich zu einem wissenden Lächeln? Bevor ich mir allerdings darüber weiter den Kopf zerbrechen konnte, begann

die Erscheinung erneut zu reden. Die unnatürliche Stimme hallte in meinem Kopf wider und jedes einzelne Wort fraß sich unauslöschlich in mein Gedächtnis.

»Es freut mich zu sehen, dass du deine Zweifel abgelegt hast. Jetzt höre meine Botschaft!«

Ich nickte andächtig mit dem Kopf und lauschte den Worten Capahas, ohne ihn dabei auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Aber noch während ich ihm zuhörte, wurde mir bewusst, dass ich ähnliche Worte schon einmal gehört hatte. Nur waren damals Anila und ein Schamane des Mic-Mac Volkes die Redner.

»Hass, Missgunst und Machtgier haben die Ordnung in der Welt der N'de aus dem Gleichgewicht gebracht. Unsere Feinde werden immer stärker und seit jenem Tag, an dem sich die Hunde der Psa mit den Kreaturen der Dunkelheit verbündet haben, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie unsere Welt gänzlich erobern. Es liegt an dir, diesen Dingen Einhalt zu gebieten. Aber dieser Aufgabe kannst du nur gewachsen sein, wenn es dir gelingt, alle heiligen Artefakte unseres Volkes in deinen Besitz zu bringen. Doch glaube mir, es wird nicht einfach, der Weg dorthin wird blutig und schicksalsträchtig sein. Damit du aber dieses Ziel erreichen kannst, werden dir die Götter nach und nach noch viele Aufgaben auferlegen und erst, wenn du eine bestanden hast, wirst du der nächsten zugeführt. Der Besitz von *Gleichmacher* war eine dieser Aufgaben und wenn du jetzt gleich mit deinem neu erworbenen Wissen die Höhle verlassen wirst, ist dies die nächste. Aber zuvor musst du den Wächter des Orakels bezwingen, um zu beweisen, dass du würdig bist.«

Mit den letzten Worten wurde das Antlitz von Capaha immer durchscheinender und bevor ich noch etwas fragen konnte, begann sich das Gesicht vor meinen Augen aufzulösen.

»Was muss ich tun?«, rief ich verzweifelt, obwohl ich insgeheim längst wusste, dass ich auf eine Antwort vergeblich wartete.

Capahas Gesicht löste sich langsam in Rauch auf, der in dichten Schwaden zur Decke stieg. Irritiert blickte ich mich um. Obwohl mein kleines Feuer schon seit geraumer Zeit erloschen war, herrschte in der Höhle dennoch ein seltsames Licht, das mich irgendwie an den fahlen Schein des vollen Mondes erinnerte. Während ich noch unent-

schlossen meine Umgebung musterte und in Gedanken um das seltsame Orakel und dessen nicht minder seltsamen Wächter vertieft war, vernahm ich plötzlich ein Geräusch.

Es schien direkt aus dem steinernen Sarg zu kommen.

Ich wirbelte herum und das Blut in meinen Adern schien zu stocken.

Langsam, unendlich langsam und mit geradezu grotesken Bewegungen erhob sich das Skelett aus seinem Grab. Es klang wie das Brechen trockener Äste, als die Alptraumgestalt aus dem Sarkophag kletterte. Der Schädel des Toten ruckte herum und deutlich sah ich, wie in seinen augenlosen, schwarzen Höhlen plötzlich ein kaltes, böses Glühen funkelte. Unbeholfen, wie ein Kleinkind, das gerade Laufen lernt, tapste die Gestalt auf mich zu. Dabei streckte sie ihre knöchernen Hände aus, um mir offensichtlich mein Schwert zu entreißen. Im ersten Moment war ich drauf und dran mich umzudrehen und wegzulaufen. Aber das war es auch, was alle anderen vor mir getan hatten. Ihre weit verstreuten Knochen zeigten mir, was ich zu erwarten hatte, wenn ich den Kampf mit dem Wächter scheute.

Also blieb ich stehen, hob das Schwert und erwartete den wandelnden Toten mit grimmigem Blick.

Es war ein geradezu gespenstisch anmutendes Szenario.

Ich, ein Fischerjunge aus Eislanden, stand jetzt mit dem Rücken an der Felswand einer Grabhöhle, die von unwirklichem Licht durchflutet war und kämpfte gegen ein Skelett um mein Leben.

Abgesehen von meinem keuchenden Atem und dem Knirschen und Knarren des Knöchernen, der zwar schwerfällig, aber dennoch unaufhaltsam immer näher kam, war es hier drin so still wie in einer Gruft. Mit wilden, ungestümen Hieben versuchte ich, der Schreckensgestalt beizukommen. Meine Klinge traf das Skelett in die Seite, in die Beine, in die Schultern. Knochen brachen wie morsche Äste, doch nach jedem Niederschlag erhob sich der Tote wieder und torkelte erneut auf mich zu. Es schien, als konnte nichts dieses wandelnde Grauen aufhalten.

Bei allen Göttern, wie konnte man auch einen Toten töten?

Als seine Klauenhände nach meiner Kehle griffen, nahm ich allen Mut zusammen und führte mit einem letzten, verzweifelten Hieb

meine Klinge gegen den Hals der Kreatur.

Der Schädel flog in hohem Bogen durch die Luft und rollte schließlich über den Boden, genau auf den steinernen Sarg zu. Aus dem fleischlosen Rachen erklang ein ohrenbetäubendes Gebrüll, das keinen Herzschlag später in heiseres Rufen überging, um kurz darauf gänzlich zu verstummen. Der Körper indes fiel auf den Rücken, zuckte mit den Gliedern, warf noch ein paar Mal die Arme hin und her und lag schließlich still.

Der Kampf war vorbei, endgültig.

Innerhalb weniger Atemzüge zerfiel die Gestalt vor meinen Augen zu Staub.

Aber nicht so der Schädel!

In den Augenhöhlen des Totenkopfes begann es noch einmal zu funkeln, während sich die knöchernen Kiefer in grauenhafter Weise klackend öffneten und schlossen, um auf diese Art mit mir zu sprechen.

»Ich habe es gewusst. Du bist es wahrlich, du bist der Erwählte. Kein anderer hätte mich sonst bezwingen können. Jetzt geh, die nächste Aufgabe wartet bereits auf dich!«

Hastig blickte ich mich um, aber außer dunklem Felsgestein war da nichts.

»Was ist die nächste Aufgabe?«, fragte ich beinahe flehentlich.

»Die heiligen Berge der N'de erwarten dich.« Danach erstarb die Stimme endgültig und auch der Schädel begann sich vor meinen Augen in eine Handvoll braune Erde zu verwandeln.

Wie benommen wandte ich mich ab und taumelte zurück ins Freie.

En-Hone und die anderen begrüßten mich mit lautstarkem Grunzen.

Sie alle standen um mich herum, starrten mich an, bedrängten mich mit Fragen und wollten mir die Hand schütteln. Dann trat auf einmal Ruhe ein und En-Hone legte mir seine Rechte auf die Schultern.

Wir starrten uns lange schweigend an.

»Ich habe es immer gewusst«, sagte er leise, währenddessen ich das Gefühl hatte, diesen Satz heute bereits zum hundertsten Male gehört zu haben. »Du bist tatsächlich ein N'de.«

Bevor ich ihm jedoch darauf eine Antwort geben konnte, drang von Norden her das Dröhnen unzähliger Hörner an unsere Ohren. Ein beinahe unvorstellbarer Lärm aus stampfenden Pferdehufen, klirrendem Waffenstahl und schreienden Männern brachte uns beinahe an den Rand der Taubheit.

»Was bedeutet das?«, schrie ich En-Hone entgegen.

»Die Götter stehen uns bei«, entgegnete er mit bleichem Gesicht. »Als ich die Kriegshörner der Psa das letzte Mal hörte, waren es fast eintausend Hundertschaften, die gegen die heiligen Berge unseres Volkes zogen.«

Ich blickte über die Schultern zurück zu jenem Lager, von wo aus wir aufgebrochen waren und als ich die riesige Staubwolke entdeckte, begann ich unwillkürlich zu frösteln.

Bei allen Göttern, En-Hone hatte recht. Es mussten Tausende sein.